Lesebuch

für

das deutsche Volk

und dessen

Fortbildungs-Schulen

von

Friedrich Bernhard Herrmann,
proteſt. Pfarrer.

Zweiter Theil.

Nürnberg 1868.
Verlag der **Joh. Phil. Raw**'ſchen Buchhandlung.
(C. A. Braun.)

Inhaltsverzeichniß.

III. Landwirthschaftskunde.

		Seite
53.	Der Weinbau.	136
54.	Die Obstbaumzucht.	179
55.	Allerlei. Aufzucht der Kälber.	197
	Ueber das Melken.	199
	Vom Buttern.	200
	Was bei dem Erwerbe und Betriebe einer Landwirthschaft in Erwägung zu ziehen ist.	201
	Ueber die Arbeitsleistung der Dienstleute	203
	Von der Art der Bewirthschaftung, der Fruchtfolge oder dem Fruchtwechsel.	203
	Anhang: Justus Frhr. v. Liebig.	208

IV. Völkerkunde.

1.	Die Egypter.	3
2.	Die Griechen.	7
3.	Alexander der Große.	12
4.	Die Römer.	16
5.	Die alten Deutschen.	23
6.	Verfolgungen der Christen.	30
7.	Die Völkerwanderung.	35
8.	Muhammed.	38
9.	Die Einführung des Christenthums in Deutschland.	43
10.	Kaiser Karl der Große.	47
11.	Kaiser Heinrich und die Ungarn	54
12.	Die Ungarschlacht auf dem Lechfelde.	56
13.	Kaiser Heinrich IV.	59
14.	Die Kreuzzüge.	81

Seite

22. Vom Schreiber in S., und wie ihm der Michele in O. beim Hasenessen in A. so übel mitgespielt. . . . 116
23. Rettung einer Officiersfrau. 124
24. Lebensgeschichte eines Bergmannes. . . . 126
25. Aus dem Leben Ritters von Schorndorf. . . . 135
26. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. . . . 138
27. Der Prinz in Flammen. 140
28. Das Unglücksschiff. 145
29. Der belohnte Todtschlag. 153
30. Ein Stiergefecht. 158
31. Ein Besuch bei Gellert. 177
32. Heilsbronn. 180
33. Die Hofnarren. 181
34. Drei Tage und zwei Lieder. 182
35. Das Ei des Columbus. 193
36. Die Fahrt der Argonauten. 194
37. Der Sänger Arion. 204

Verzeichniß

der

Autoren und Bücher, welche in dem Lesebuche theils ganz, theils mehr oder weniger benützt worden sind.

Becker: IV. 24,
Bernhardy: V.a 17.
Berthelt: V.a 2, 8; Vb 2, 9.
Blume: V.b 38.
Bürger: V.a 18, 26.
Brentano: V.a 31.
Calwer Jugendblätter I. 9, 15; II. 21, 22, 29, 38; IV. 13, 21, 26; V.b 21—26, 29, 31, 32.
Claudius: V.a 32.
Dittmar: V.b 16.
Gellert: V.a 3, 4.
Göthe: V.a 14.
Gutsmuth: I. 37.
Güll: V.a 1.
Grimm: V.b 3, 5.
Grüneisen: Va 20.
Hebel: II. 8, 30; V.a 28; V.b 14, 15, 18, 20, 27.
Herrmann: I. 32; II. 49, 51; IV. 1, 3, 4, 8, 9, 14, 15, 18, 27.
Hoffmann: V.b 1, 36, 37, 39.
Hopf: I. 38; II. 12, 27, 28, 52; IV. 16, 19; V.a 4, 9, 10, 12, 15, 21; V.b 11, 19, 28, 30, 40, 41.

Landwirthschaftskalender für Bayern II. 32; III. 11.
Lambert: V.a 27, 29.
Löwenstein: V.b 4.
Löwe, Dr. William: III. 52—54.
Ludwig, König: V.a 22.
Mosen, Jul.: V.a 20.
Obert: V.b 6
Pfaff: I. 10—14.
Reinik: V.b 8.
Sachs, Hans: V.a 30.
Saueracker: I. 36.
Schacht: I. 44.
Schaky, Frhr. v.: III. 13—49, 51, 55.
Schiller: V.a 16, 24, 25.
Simrock: V.a 6.
Schlier: IV. 9.
Schmidt, Christ.: V.b 10, 13.
Schmidt, Johann: II. 32—35; III. 2—4, 6—10.
Stöber: V.b 17.
Stiller: III. 4—6.
Schubert: I. 16; II. 3, 18, 20, 23, 24, 26.
Tutscheck: I. 3, 4, 5—8; II. 4, 6, 14, 15, 31, 37, 41—44, 46, 48.
Uhland: V.a 7, 13.
Varnhagen v. Ense: IV. 25.
Wächter: V.a 18.
Wochenschrift des polytechn. Vereins zu Würzburg: III. Anhang.
Würtemberger Lesebuch: I. 17, 18—31, 33—35, 39—43; II. 1, 2, 5, 7, 9—11, 13, 16, 17, 19, 25, 36; IV. 5—7, 10.
Wüst: IV. 2, 22, 23.
Zeitschrift des landwirthschaftl. Vereines in Bayern: III. 12, 50, 51.
Zschokke: IV. 12, 17.

ist es nothwendig, eine Erklärung von Haupttheilen des Weinstocks zu geben. Wurzeln. Die in der Regel senkrecht in den Boden gehende, in der Tiefe Seitenäste treibende stärkste Wurzel heißt Pfahl- oder Herzwurzel oder Wurzelstamm. Aus dieser entspringen die Seitenwurzeln, an welchen sich die Faser-, Haar- oder Saugwurzeln befinden. Nächst der Oberfläche der Erde wachsen aus dem Stamme und aus den obersten Wurzeln des Wurzelstockes die feinen Thauwurzeln. Der Kopf ist derjenige Theil des Weinstocks, welcher zunächst auf der Hauptwurzel sitzt. Bei guten Rebstöcken muß er durch öfteres Abschneiden gebildet werden. Auf dem Kopfe entstehen die ersten jungen Triebe, welche zu Schenkeln geschnitten werden. Die Dauer des Stockes hängt meist von der ordentlichen Bildung des Kopfes ab. Erst wenn dieser vorhanden und gehörig erstarkt ist, darf man Tragreben anschneiden; sonst würde man immer einen schwächlichen Stock behalten. Die Reben sind vorjährige Ruthen, welche im laufenden Jahre Trauben liefern und nach Beschaffenheit der Sorten und des Raumes, den sie einnehmen sollen, kurz oder lang sind und 8—12 oder mehr Augen haben. Die Schenkel bilden die eigentlichen Stämme des Weinstocks, von welchen die Zugäste oder Schneidereben und Zapfen ausgehen. Wenn sie eine Höhe von 8—10′ erreichen, so sind sie stammartig, wenn sie 3—4′ messen, so sind sie lang, wenn sie 1/2—1 1/2′ lang sind, so heißen sie kurz. Die Zugäste kommen nur bei den Spalieren vor, bestehen aus altem Holze, gehen gerade von den Schenkeln aus und dienen dazu, dem Weinstock die möglichste Ausdehnung zu geben. Von ihnen gehen Zapfen und Bogreben aus. Wird ein Weinstock sehr

alt oder mager, so werden die Zugäste eingekürzt, wodurch man den Weinstock verjüngt. Ruthen oder Lohden sind alle im Frühjahr entstehenden Triebe des Weinstocks, welche im Spätherbst zu Holz reifen und dann Reben genannt werden. Man unterscheidet fruchtbare und unfruchtbare Ruthen. Erstere stehen auf Bogreben oder Zapfen und bringen Trauben; letztere schießen aus dem alten Holze hervor nnd tragen in der Regel keine Trauben. Die Wasserruthen schießen unmittelbar aus dem alten Holze des Weinstocks und haben meist nur Holzaugen. Hat der Weinstock durch Frost gelitten, und sind die meisten Reben erfroren, so läßt man die jungen Triebe bis 5′ lang werden, bricht die schwächern aus und schneidet das erfrorene Holz im Juli weg. Sollen Lücken damit ausgefüllt oder die Schenkel verjüngt werden, so muß man sie auf 1—3 Augen zurückschneiden. Die Bogreben werden aus dem Rebholze gebildet, indem man die Reben auf 8—15 Augen schneidet und dann biegt, damit sie mehr und bessere Früchte tragen. Die Zapfen sind kürzere auf 1 — 4 Augen geschnittene Reben, wozu, wenn es möglich ist, die untersten Reben genommen werden. Die Zapfen dienen dazu, neue Bogreben für das künftige Jahr zu bilden. Sie sollen keine Früchte, fordern nur starke, kräftige Ruthen hervorbringen. Der Geiz, Ableiter, Nebenzweig, die Seitenruthe, besteht in den Trieben, welche an den Hauptruthen zwischen den Blattwinkeln hervorkommen. Der Geiz dient dazu, den Holztrieb von dem nebenstehenden Auge abzuleiten. Wollte man diese Triebe, namentlich an den für das folgende Jahr bestimmten Ruthen ausbrechen, so würde das daneben schlafende Auge meist nur Holztriebe machen. Die Ranken oder Gabeln sind die

fadenförmigen, sich kräuselnden Verlängerungen, welche an den Ruthen und Blattstielen sich gegenüber befinden und dazu dienen, die Ruthen festzuhalten. Fruchtaugen sind Augen, welche je nach der Beschaffenheit der Weinsorte eine Ruthe mit 2—3 Trauben bringen. Holzaugen bringen nur Triebe ohne Früchte. Dieses ist der Fall bei zu kurz, auf nur 2—3 Augen geschnittenen Ruthen. Uebrigens sind an den meisten Ruthen das erste und zweite Auge nahe an der alten Ruthe nur Holzaugen.

Der Weinbau wird theils in Gärten, theils in Bergen betrieben.

I. Weinbau in Gärten. Der Weinstock erfordert zu seinem Gedeihen ein gemäßigtes Klima und einen sehr sonnenreichen Standort. Man muß ihn deßhalb so anpflanzen, daß er den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt ist, daß er aber mindestens die Mittagssonne hat. Er liebt ferner einen reinen, trocknen, lockern und kräftigen Boden; besonders sagt ihm eine Mischung von Kies und Steingerölle mit lettigem, und mergeligem Untergrund zu. Einen schweren, kalten Boden verträgt er nicht, indem er in demselben leicht krank wird und abstirbt. Ist man doch nur auf solchen Boden angewiesen, so muß man denselben dadurch verbessern, daß man ihn mit kalk- oder sandhaltigem Mergel, gebranntem Kalk oder Gyps, leichtem hitzigen Dünger vermischt; nur darf man letzteren nicht zu nahe an die Wurzeln des Weinstocks bringen, weil derselbe sonst krank wird und eingeht. Die besten Düngemittel für den Weinstock sind Mengedünger, Blut, Knochenmehl, Hornspäne. Die Fortpflanzung des Weinstocks geschieht durch Samen, Ableger, Stecklinge, Augen und durch Veredlung. Die Vermehrung des Weinstocks

durch Samen wird nur angewendet, wenn man neue Sorten erziehen will. Man wählt dazu die vollkommensten und am früheſten reifenden Beeren der beſten Sorten aus, zerquetſcht die Beeren, trennt die Kerne vom Fleiſche und trocknet die Kerne an der Luft. Die Ausſaat geſchieht entweder im Herbſt oder Frühjahr auf eine geſchützte Stelle in lockern, fruchtbaren Boden dergeſtalt, daß man die Kerne bis 1″ tief einſteckt und dann das Samenbeet zum Schutz gegen den Froſt mit Laub bedeckt. Den Sommer über wird es locker und rein von Unkraut gehalten und bei Trockenheit begoſſen. Schon im nächſten Frühjahr kann man die Sämlinge an ihren bleibenden Standort ſetzen. Am ſicherſten und ſchnellſten geſchieht die Vermehrung des Weinſtocks durch Ableger. Man wählt dazu geſunde, gut ausgezeitigte, nahe an der Erde befindliche Reben von kräftigen, fruchtbaren Stöcken aus. Nachdem man 6—12″ tiefe und ebenſo breite horizontal laufende Gräben ausgeworfen hat, legt man in dieſe die zu Ablegern beſtimmten Reben ſchräg ein und bedeckt ſie ſo mit Erde, daß aus derſelben noch 2—4 geſunde Augen hervorragen. Vortheilhaft iſt es, die Rebe mit einem Haken in der Grube zu befeſtigen und die Erde um die Rebe herum feſtzutreten. Auch iſt es nöthig dem Ableger einen Pfahl beizuſtecken, um an dieſen ſpäter die Schoſſe binden zu können. Im Frühjahr wird der über der Erde hervorragende Theil der Rebe bis auf 2 geſunde kräftige Augen zurückgeſchnitten. Den Sommer über wird die Erde um den Ableger herum ſtets locker und rein gehalten und bei Trockenheit begoſſen. Im Spätherbſt oder in dem darauf folgenden Frühjahr trennt man die Ableger von dem Mutterſtocke, indem man ſie vorſichtig aus-

gräbt und an ihren Standort setzt. Zur Fortpflanzung durch Stecklinge schneidet man Stücke von starken, reifen, mit vielen Augen versehenen Reben aus und legt sie zur Bewurzelung in die Erde. Am besten schneidet man nur den untern Theil der Rebe so ab, daß der Knoten, auf dem die junge Rebe sitzt, am Stecklinge bleibt. Nachdem der Knoten abgerundet worden ist, wird die junge Rebe auf 1½—2′ Länge eingekürzt. Stecklinge, die nicht von dem untern Theil der Rebe genommen sind, schneidet man unten nahe bei einem Auge rechtwinkelig, oben, 1″ über dem Auge, schräg. Die so zugeschnittenen Stecklinge werden 10—14 Tage lang in ein Gefäß mit Wasser gestellt und dann in lockern, fruchtbaren Boden in geschützter und sonnenreicher Lage 1′ von einander so eingelegt, daß nur das obere Auge über die Erde hervorragt. Um das zu schnelle Austrocknen der Erde zu verhüten, bedeckt man dieselbe mit Moos, begießt sie stark und hält sie den Sommer hindurch beständig feucht. Diese Stecklinge können entweder schon im nächsten Herbst oder im Herbst des zweiten Jahres versetzt werden. Zur Vermehrung durch Augen, welche man besonders dann anwendet, wenn man vorzügliche und seltene Sorten in Menge vervielfältigen will, schneidet man kräftige, gesunde Augen, denen man auf jeder Seite ½″ Holz läßt, aus und rundet die Enden etwas ab. Man steckt sie in ein Mistbeet oder in Töpfe, die mit guter Erde angefüllt sind, schräg ein, so daß nur das Auge sichtbar bleibt, bedeckt sie mit Moos und hält sie gehörig feucht, schon im nächsten Frühjahr können sie verpflanzt werden. Die Veredlung wird hauptsächlich angewendet, um alte unfruchtbare Weinstöcke zu verjüngen. Die zweckmäßigste

Veredlungsart ist das Pfropfen in den Spalt unter der Erde. Man sägt dazu den Stock ab, schneidet rechts und links in denselben einen kleinen Absatz ein, unterbindet ihn, macht dann einen reinen und glatten Spalt von 2″ Länge und steckt in die Mitte dieses Spaltes das unten kegelförmig zugeschnittene Reis ein. Die Pfropfenstelle wird hierauf mit Bast verbunden und Stock und Pfropfreis etwa 3″ hoch mit Erde bedeckt, so daß noch 1 Auge des Pfropfreises über die Erde ragt. Will man nicht den ganzen Stock veredeln, so pfropft man nur eine starke, einjährige Rebe in den Spalt, und legt sie in die Erde ein, so daß nur ein Auge des Pfropfreises über dem Boden hervorsteht. Die beste Zeit zum Veredeln ist im März und Anfangs April, kurz zuvor ehe die erste Saftbewegung eintritt. Im folgenden Jahre werden die Reben auf kurze Schenkel und Zapfen geschnitten. Das Pfropfen über der Erde darf nur an solchen Reben geschehen, welche vier bis fünf Augen getrieben haben.

Will man Weinstöcke an der Wand eines Gebäudes, an einer Mauer, Planke ꝛc. anpflanzen, so muß dies auf der Morgen= oder Mittagsseite geschehen. Man macht die Löcher 6 — 3″ von der Mauer entfernt 2—3′ tief und ebenso lang und breit, je nachdem sich der Boden mehr oder weniger für den Weinstock eignet. Gut ist es, die Löcher schon im Herbst zu machen. Jedes Loch wird zur Hälfte mit Mengedünger ausgefüllt und auf diesen einiger verrotteter Mist geschüttet. Die Anpflanzung des Weinstocks geschieht am besten im April bei trockener Witterung. Vor der Pflanzung schneidet man das an den Wurzlingen befindliche junge Holz auf 1—2 Augen 2—3

Finger breit über dem dritten Auge ab. Sind mehr Ruthen daran, so werden diese ganz dicht am alten Holze weggeschnitten. Auch die zu langen Wurzeln muß man abkürzen und beschädigte bis an den Schaden abnehmen. Hat der Wurzling mehre Zweige von altem Holze, so zieht man diese aus einander, so daß sie etwa 1—1½ Elle von einander zu stehen kommen. Den Weinstock setzt man so in die Grube, daß er mit dem oberen Auge fast der Erdoberfläche gleich steht. Die Wurzeln des Stockes breitet man gehörig aus, zieht sie mit den Enden nach der Tiefe, bedeckt sie mit etwas Erde, bringt auf diese einigen Dünger und füllt dann die Grube vollends zu. Zur Auffangung des Regenwassers macht man um den Weinstock herum eine kesselartige Vertiefung.

Die Behandlung des Weinstocks am Spalier ist folgende: An dem jungen Stocke hat man im ersten Jahre weiter nichts zu thun, als die jungen Ruthen fleißig anzuheften, den Boden öfter aufzulockern und bei Dürre zu begießen. Im Herbst schneidet man die junge Ruthe drei Augen zurück, bedeckt den Stock mit Erde und legt über diese etwas Dünger oder Laub. Im Frühjahr des zweiten Jahres treiben die obersten 2 Augen gewöhnlich starke Ruthen, das unterste Auge dagegen bleibt zurück oder wird abgebrochen. Diese 2 Ruthen läßt man ungestört fortwachsen. Den Boden hält man rein und locker und bei Trockenheit durch Begießen feucht. Im Herbst schneidet man die 2 Ruthen auf 3—4 Augen, je nach ihrer Stärke, zurück, während die Ableiter ganz weggeschnitten werden. Den Stock bedeckt man vor Eintritt des Winters mit Laub und Erde. Im dritten Jahre werden die zu Zapfen oder Schenkeln geschnittenen Reben in Bogen geheftet.

Von den stehen gelassenen Augen wird an jeder Ruthe das unterste, dem Stocke am nächsten stehende, unberührt gelassen, um diese Augen zu starken Ruthen zu erziehen. Die Ableiter läßt man ebenfalls aufwachsen, die untern Augen an den Schenkeln werden über dem fünften Blatte ausgebrochen, ebenso die sich zeigenden Seitentriebe bei jedem Blatte. Blüthen nimmt man ebenfalls weg, um keinen Saft durch die Seitenruthen zu verschwenden. Die langen Ruthen heftet man fleißig an und hält den Boden locker, rein und feucht. Im Herbst schneidet man die alten Reben ab. Die 2 jungen Ruthen schneidet man nach Verhältniß ihrer Stärke und Länge auf 10—12 Augen zurück; die Seitenruthen aber schneidet man sämmtlich weg. Zuletzt verwahrt man den Stock durch Bedeckung gegen Frost. Im vierten Jahre aber legt man die 2 im dritten Jahre gezogenen Reben kreuzweise übereinander, so daß die Rebe rechts auf die linke Seite, die Rebe links auf die rechte Seite kommt, und heftet sie wagerecht horizontal an. An den 2 Reben läßt man, je nachdem man einen schwächern oder stärkern Trieb vermuthet, an jeder 5—7 der am besten stehenden Augen in gleicher Entfernung von 8—10″ von einander ungestört fortwachsen, ohne Spitzen- und Seitenruthen auszubrechen, und heftet sie fleißig an. Die zwischen diesen Ruthen befindlichen Triebe bricht man über dem fünften Blatte aus. Die Blätter über der obersten Traube sind zu deren Wachsthum und Gedeihen nothwendig, indem sie Feuchtigkeit aus der Luft anziehen und diese der Traube zuführen. Die Seitenruthen, welche an diesen ausgebrochenen Ruthen am stärksten wachsen, werden nach der Blüthe ausgebrochen. Den Boden hält man locker und feucht. Im Herbst schnei-

det man die langen Ruthen zu kurzen oder zu langen Schenkeln, je nachdem sie stark oder schwach sind. Die 2 am Ende stehenden Ruthen aber zieht man, wenn man den Weinstock höher haben will, zu Reben auf 10—12 Augen. Die Ableiter werden weggeschnitten. Die ausgebrochenen Ruthen schneidet man weg oder auf 1—3 Augen zu Zapfen, je nachdem man von ihnen zeitige Triebe zur Bekleidung leerer Stellen am Spaliere zu erhalten gedenkt. Der Stock wird dann gegen den Frost durch Bedeckung geschützt. Im fünften Jahre werden die zwei Reben, welche im vierten Jahre über einander gelegt wurden, senkrecht geheftet. Die zu Schenkeln geschnittenen Reben heftet man in Bogen. Dieses Bogenheften ist besonders wichtig, indem man dadurch den Weinstock zwingt, die nahe an der senkrecht stehenden Hauptrebe befindlichen Augen zu starken Ruthen emporzutreiben. Die obersten 2 Reben werden, wenn man den Weinstock höher ziehen will, übereinander gelegt und ganz so behandelt, wie im vierten Jahre. Die in Bogen gehefteten Schenkel treiben nahe an der Hauptrebe, gewöhnlich schon beim zweiten Auge, da das erste Auge selten kräftig genug ist und gewöhnlich nur Blätter oder eine kurze Ruthe bringt, welche nicht stark und nicht lang genug wird, um im künftigen Jahre eine Rebe abzugeben. Deßhalb schneidet man solche nahe am Stamme stehende kurze und schwache Ruthen im Herbst zu Zapfen auf etwa zwei Augen, um später daraus eine starke Rebe zu erziehen und dadurch die Fruchtrebe dem Stamme näher zu bringen. Das zweite oder dritte Auge läßt man mit seinen Seitenruthen und Trauben ungestört fortwachsen und heftet sie nur fleißig an. Die anderen Ruthen an den Schenkeln werden 2 Blätter über der obersten

Traube ausgebrochen, und zwar sobald als die jungen Ruthen so weit getrieben haben, daß man die Blüthen und 2 Blätter über denselben erkennen kann. Dadurch bewirkt man, daß die zu künftigen Reben bestimmten Ruthen die Kraft allein erhalten, beträchtlich stark und lang werden und überdieß noch bei jedem Blatte eine starke Seitenruthe treiben. Nach dem Abblühen der Stöcke nimmt man den zweiten Ausbruch vor, indem man die bei jedem Blatte ausgetriebenen Seitenruthen von den beim ersten Ausbruche entfernten Ruthen ausbricht, um den daran befindlichen Trauben die Kräfte allein zu lassen. Im Herbst werden die Schenkel nahe an der Ruthe weggeschnitten. Die junge Ruthe selbst schneidet man, so weit das Holz nicht reif ist oder der Raum zur Bekleidung des Spaliers es erlaubt, ab. Die oben über das Kreuz gelegten Reben mit ihren Ruthen werden ganz so behandelt, wie im vierten Jahre; man schneidet nemlich die schwachen Ruthen zu kurzen, die starken Ruthen zu längern Schenkeln, die am Ende stehenden 2 Reben, wenn man den Weinstock zu einer hohen Bekleidung benutzen will, auf 10—12 Augen und legt sie im nächsten Jahre über einander. Nach dem Schnitt bewahrt man den Weinstock durch Bedeckung gegen Frost. Von Jahr zu Jahr wird nun fortgefahren, durch die Erziehung kräftiger, starker Fruchtreben und durch gehörige Düngung die Tragbarkeit des Stockes zu erhalten. Einen vorzüglichen Dünger für den Weinstock bereitet man auf folgende Weise: Man schüttet für den Spalierstock in ein Faß 2 berl. Schfl. reinen Kuh- oder Schweinemist, 2—2½ Mal so viel Wasser und 1½ Metze ungelöschten Kalk. Kann man noch Rindsblut hinzufügen, so ist dies desto besser. Dieses Gemisch rührt man mehre Mal um und begießt

damit nach 14 Tagen den Stock vor dem Safttriebe. Die Reben, welche im Sommer getragen haben, werden jedesmal dicht an der neuen Fruchtrebe abgeschnitten und diese von allen Seitenreben und Ranken befreit und auf 12—16 Augen eingekürzt, an ihre Stelle gebunden. Sollte die erhaltene Fruchtrebe noch zu schwach und kurz sein, so schneidet man sie zu Zapfen auf 2 Augen, um an derselben für das künftige Jahr die noch fehlende Fruchtrebe zu erziehen. Von den beiden sich entwickelnden Trieben wird der schwächste abgebrochen. In diesem Falle behält man die alte Fruchtrebe noch 1 Jahr bei und schneidet alle daran befindlichen eingekürzten Reben auf 4—6 Augen zurück. Im folgenden Jahre wird dann die alte Rebe dicht an der erzogenen Fruchtrebe abgeschnitten und diese an ihre Stelle gebunden. Die übrige Behandlung des Weinstocks ist wie in den früheren Jahren. Soll der Weinstock einen sehr großen Raum bekleiden so legt man die obersten Reben wieder kreuzweise über einander; dann läßt man nach den Seiten hin 6 bis 8 Fruchtreben stehen und behandelt diese auf die oben angegebene Weise. Im nächsten Frühjahr bilden dann die kreuzweise über einander gelegten Reben und die Fruchtreben die Seitenruthen. Durch das Bogenziehen zwingt man den Stock, nahe am Stamme junge Triebe zu entwickeln, die man im Herbst auf Zapfen schneiden kann. Im folgenden Jahre liefern sie oft so starke und kräftige Ruthen, daß sie zum Fruchttragen benutzt werden können.

Um das Einlegen und Bedecken des Weinstocks zum Schutz gegen die Winterkälte zu erleichtern, muß man denselben im Herbst von den Seitenruthen, den alten Tragreben, Ranken rc. befreien, das Fruchtholz

bis dahin, wo es reif ist, einkürzen, dann die Reben in Stroh einbinden, sie niederbeugen, in eine Grube einlegen und mit Erde bedecken. Läßt sich das Niederbeugen und Einlegen des Weinstocks nicht bewerkstelligen, so werden die Reben mit Stroh umwunden und senkrecht an das Spalier geheftet; der Stock aber wird mit Erde behäufelt und mit Pferdemist bedeckt. An einem heiteren Tage im Frühjahr werden die Stöcke wieder aufgedeckt, beschnitten und angebunden.

Ist der Weinstock bis zur Wurzel erfroren, so schneide man ja nicht in der Absicht, starke Ruthen zu erhalten, alles Holz ab, weil sich der Stock durch eine solche Verwundung so verbluten würde, daß er erst spät im Jahre schwache, nicht zur Reife gelangende Ruthen treiben würde. Besser ist es, alles Holz daran zu lassen; der Stock treibt dann im Laufe des Sommers starke, lange Ruthen, die noch ihre Reife erlangen.

Was die Auswahl der Traubensorten anlangt, so pflanzt man wenn die Pflanzen zum frischen Genuß dienen sollen, auf die Mittagseite den Muskatgutedel, die frühreifende Seidentraube, den Königsgutedel, auf die Morgen- und Abendseite den frühen Clevner, den rothen Gutedel, den frühen Gutedel, den geschlitztblätterigen Gutedel. Will man nur einzelne Stöcke erziehen, so wähle man die Jakobstraube, den frühen Gutedel, den Krachgutedel, und den rothen Sylvaner. Will man die Mauer eines Gartens mit Reben bekleiden, so pflanze man an die sonnigsten Stellen den rothen Traminer, für die minder sonnigen den Krachgutedel oder weißen Gutedel an. Sollen die Reben am Spaliere auf den Seiten der Beete oder an Lauben und Bogengängen längs dem Hauptwege erzogen

werden, so eignet sich hiezu am besten der Krachgutedel, der rothe Sylvaner, der rothe Clevner und an warmen Stellen der Traminer. Will man bedeutende Flächen an Gebäuden mit einem einzigen Rebstock bekleiden; so dient dazu der Gänsfüßler.

II. Weinbau in Weinbergen. Die Lage des Weinbergs begründet eine große Verschiedenheit in der Menge und Güte der Weine. Der Weinberg soll nicht ganz eben sein, weil sonst das Wasser darauf stehen bleibt. Sehr gut ist es, wenn der Weinberg eine gegen Mitternacht und Morgen geschützte Lage hat, doch darf er auch nicht ganz eingeschlossen sein, weil die Reben nothwendig der Luft und Sonne ausgesetzt sein müssen. Am besten gedeiht der Weinstock auf bergigem und hügeligem Boden, welcher sanft in die Höhe steigt und gegen die kalten Winde geschützt ist. Auf der Mitte und Anhöhe wachsen in der Regel die besten Trauben, welche den feinsten und geistreichsten Wein liefern. Die Lage nach Morgen, Mitternacht und Abend eignet sich nicht zu Weinbau, sondern nur die südliche, südöstliche und südwestliche. Der Weinstock liebt einen warmen, trocknen, lockern und kräftigen Boden, doch darf derselbe nicht zu fett sein, weil er sonst viele Holztriebe, aber nur wenige und geringhaltige Trauben hervorbringt; auch darf der Boden nicht zu lose sein; weil ein zu loser Boden schnell austrocknet und dem Frost zu wenig Widerstand entgegensetzt. Noch größere Nachtheile hat aber ein zu fester Boden, weil derselbe die Nässe zu lange anhält, die Wurzeln zum Faulen bringt und den Weinstock an seinem freudigen Wachsthum hindert. Der beste Boden für eine Weinanlage besteht in einer Mischung von Kies und Steingerölle mit lettigem oder mergeligem Untergrund. Auch

der verwitterte Felsen eignet sich sehr gut zu Weinanlagen. Ist man nicht im Besitz von Bodenarten, die sich besonders gut zu Weinanlagen eignen, so kann man dazu weniger passenden Boden durch die Kunst geschickt machen, die Rebe zu tragen und einen guten Wein zu erzielen. Man vermischt z. B. einen zu schweren und kalten Boden mit Sand, gebranntem Kalk, kalk- oder sandhaltigem Mergel, einen zu losen Boden mit Thon, Lehm, Lehmmergel ꝛc. Der Untergrund soll keine Theile enthalten, welche dem Rebensafte einen unangenehmen Geschmack und Geruch ertheilen können. Je kälter und nässer das Klima ist, desto trockner und hitziger soll der Untergrund sein. Auch die Umgebungen des Weinbergs sind sehr wichtig, indem diese dem Rebensafte einen künstlichen Grundgeschmack ertheilen können. Ein solcher Geschmack entsteht namentlich von dem Rauch und den Ausdünstungen naher Wohnungen, Miststätten, Kalk- und Ziegelöfen, stark oder unangenehm riechender Pflanzen ꝛc. Alle diese Ausdünstungen schaden am meisten, wenn der Weinstock blüht und wenn die Trauben auszeitigen. Dagegen ist dem Weinberge förderlich eine Umgebung, welche die rauhen und stürmischen Winde abhält, Ungewitter und Hagel ableitet, in kalten Lagen die Wärme erhöht, in heißen Lagen die Hitze mäßigt, den Weinstöcken zwar die nöthige Feuchtigkeit sichert, ohne sie aber mit Flüssigkeiten zu überladen. Dagegen ist schädlich was das Gegentheil bewirkt, dem Weinstock die Nahrung entzieht, den schädlichen Thieren zum Aufenthalt dient. Faßt man das Vorstehende zusammen, so ergibt sich, daß ein trockner, warmgründiger Bergabhang, der durch seinen Gipfel oder Rücken oder durch eine künstliche Schutzwehr gegen rauhe Winde und gegen Ungewitter

geschützt ist, einen nicht engen und nicht tiefen Kessel bildet, auf der Südwest-, Südost- und Südseite sich in eine Ebene oder in ein weites, der Sonne und Luft ausgesetztes Thal öffnet, sich am meisten für den Weinbau eignet.

Zur Anpflanzung in den Weinbergen eignen sich besonders folgende Weinsorten: 1) Trauben, aus denen feine weiße Weine bereitet werden: a) Weißer Riesling, verlangt gute Gebiergsabdachung gegen Süden oder Südwest, Schutz gegen rauhe Winde, mehr schweren als leichten Boden, obschon er auch in leichtem, trocknem, feuchtem Boden fortkommt, ferner niedrige Erziehungsart und mehr Zapfen als Bogreben. b) Rother Traminer, verlangt geschützte Lage, kommt fast in jeder Bodenart fort, beholzt sich in fruchtbarem Boden gut, liefert aber auf solchem Boden einen Wein von geringerer Güte, als auf minder fruchtbarem Boden. Am besten gedeiht er auf tief grundigem Boden mit trocknem lockerm Untergrund; nasser und kalter Boden sagt ihm nicht zu. Er muß mehr auf Bogreben als auf Zapfen geschnitten werden. c) Weißer Traminer, kommt gar mit dem rothen Traminer überein. d) Rother Clevner oder Ruländer, kommt sowohl in schwerem und feuchtem als in leichtem und trocknem Boden fort und kann sowohl in der Höhe als am Fuße der Berge angebaut werden. Er eignet sich für jede Erziehungsart. e) Blauer Clevner oder schwarzer Burgunder, kommt ganz mit dem rothen Clevner überein. f) Weißer Wälschriesling, verlangt sehr gute Lage und viel Wärme und gedeiht auch in magerm Boden. Da er wenig Holz macht, so muß er sehr niedrig an Pfählen erzogen und müssen kurze Bogreben mit Zapfen geschnitten werden. g) Gelber Orleans, verlangt tiefen, steinigen,

hitzigen Boden und eine sehr gute, warme Lage an Bergabhängen. Der Schnitt geschieht auf Bogreben mit Zapfen. 2) Trauben, welche einen mittelmäßigen weißen Wein geben: a) Weißer Gutedel, eignet sich für jede Lage, verlangt aber kräftigen, nahrhaften Boden und beim Schnitt kurze Reben und hauptsächlich Zapfen. b) Krachgutedel, verlangt kräftigen Boden und sonnige Lage. Den Schnitt hat er mit dem weißen Gutedel gemein. c) Rother Gutedel, verlangt kräftigen Boden und verträgt jede Erziehungsart. d) Weißer Elben, gedeiht fast in jeder Lage und in jedem Boden, verlangt aber eine starke Düngung. Der Schnitt geschieht am besten auf Bogreben und Zapfen. e) Grüner Sylvaner, eignet sich besonders für nördliche Gegenden und geringe Lagen, gedeiht aber fast in jedem Boden und in jeder Lage. Der Schnitt kann auf Zapfen und Bogreben geschehen. f) Weißer Fürter kommt in jeder guten Lage fort nnd eignet sich zur niedrigen Erziehungsart auf Bogen und Zapfen. g) Später weißer Burgunder, kommt fast in jeder Lage und in jedem Boden fort. Der Schnitt geschieht auf Bogreben und Zapfen. h) Weißer Kleingutedel oder Weißclevner, kommt in Allem mit dem rothen Traminer überein. i) Ortlieber oder Räuschling, kommt fast in jeder Lage und in jedem Boden fort. Der Schnitt geschieht auf Bogreben und Zapfen bei guter Düngung. 3) Trauben, aus denen vorzügliche rothe Weine bereitet werden: a) Blauer Clevner, gedeiht in jeder Lage und eignet sich für jede Erziehungsart. b) Schwarzer Riesling, verlangt gute Lage, sehr niedrige Erziehungsart und kurzen Schnitt. 4) Trauben, die einen ziemlich guten rothen Wein geben: a) Blauer Räuschling, eignet sich für jede Lage und Bodenart,

auch für jede Erziehungsart. b) Gelbhölzer, verlangt gute Lage und guten, nahrhaften Boden. Der Schnitt geschieht auf Zapfen. Die Erziehungsart muß eine möglichst niedrige sein. c) Taubenschwarz, verlangt südliche Abdachung und niedrigen Schnitt mit Bogreben. d) Blaue Müllertraube, verlangt fruchtbaren, leichten Boden und Schnitt auf Bogreben und Zapfen. e) Rother Sylvaner, kommt ganz mit dem weißen Sylvaner überein. f) Blauer Sylvaner, kommt fast in jedem Boden und in jeder Lage fort und kann niedrig am Boden auf Zapfen und Bogreben geschnitten werden. g) Blauer Pineau, verlangt niedrigen Schnitt auf Bogreben und Zapfen. h) Blauer Hängling, verlangt gute Lage und wird auf Bogreben und Zapfen geschnitten.

Die Vermehrung des Weinstocks geschieht durch Schnittlinge, Senker, Samen, Augen und Veredlung. Zur Veredlung durch Schnittlinge, Blind- oder Bloshölzer sucht man im zeitigen Frühjahr, wenn die Weinstöcke aufgezogen und trocken geworden sind, ganz reife, starke, aber auch nicht zu übermäßig dicke, im vorigen Jahre gewachsene Reben aus, welche viel Augen und kein dickes Mark haben. Diese Reben schneidet man vom Stocke so ab, daß man einen Knoten von zweijährigem Holze mitnimmt. Das Abschneiden der Bloshölzer kann aber auch im Herbst geschehen, was den Vortheil hat, daß man dazu am leichtesten die besten und tragbarsten Stöcke auswählen kann. Am besten schneidet man jedes Bloshölz 2′ lang. Kann man sie nicht so lang haben, so genügt auch 1′ Länge, doch muß jedes Bloshölz wenigstens 3—4 Augen haben. Beim Abstutzen an der Spitze darf man nicht zu nahe über dem obersten Auge schneiden, weil dasselbe sonst leicht austrocknen

und verderben könnte. Die abgeschnittenen Bloshölzer setzt man entweder sogleich an die Stelle, wo der Weinstock stehen soll, oder auf ein besonderes Beet in schräger Richtung reihenweise in ein 1′ tiefe Gruben so weit ein, daß sie nur mit 1—2 Augen aus der Erde hervorragen. Damit die Hölzer nicht hohl zu liegen kommen, wird die Erde mit dem Fuße gut angetreten. Die Reihen kann man $1^1/_2$′ entfernt von einander anlegen und die Bloshölzer in den Reihen 5—6′′ auseinander legen. Statt in Gruben kann man die Schnittlinge auch in Löcher legen, welche in eben der Entfernung wie die Gruben mit einem Pfahleisen gemacht werden. Unmittelbar nach dem Einlegen müssen die Bloshölzer so stark angegossen werden, bis das Wasser nicht mehr in den Boden eindringt. Später müssen die Beete von Unkraut gereinigt werden. Im Herbst behäufelt man die Köpfchen der Bloshölzer mit Erde und bedeckt sie mit langem Mist. Im nächsten Frühjahr entfernt man diese Bedeckung wieder und schneidet die im vorigen Sommer getriebene Schosse auf 2 Augen, während man die überflüssigen Schosse ganz entfernt. Nach dem Räumen, welches ebenso geschieht, wie bei den erwachsenen Weinstöcken, gibt man der Stange ihre Erde wieder, rodet im Sommer und bedeckt im Herbst die Köpfchen der Bloshölzer mit Erde. Ebenso behandelt man die Setzlinge im dritten Jahre. Nach dieser Zeit versetzt man sie an ihren bleibenden Standort in den Weinberg, was am besten im Frühjahr geschieht. Beim Ausheben der Setzlinge muß man sehr vorsichtig verfahren, um den untern Wurzelkranz ganz unversehrt zu erhalten. Die Vermehrung der Senker kann sowohl im Frühjahr als im Herbst geschehen. Man zeichnet dazu von sehr

guten, tragbaren Stöcken 1—2jährige Reben aus, welche stark, frisch gewachsen, reif und gesund sind, biegt sie in eine neben dem Stock gemachte, etwa 1′ tiefe Grube vorsichtig hinab und befestigt sie mit einem Haken; dann wird die ausgeworfene Erde wieder über den Ableger gebreitet, so daß man von dem obern Theile der Reben nur 3—5 Augen über der Erde hervorstehen, die Erde fest angetreten und die Rebe an daneben gesteckte Pfähle locker angebunden. Hat der Ableger hinreichende Wurzeln geschlagen, so wird er von dem Mutterstock abgeschnitten, behutsam von der Erde entblößt, ausgehoben und an eine andere Stelle versetzt, oder man läßt ihn an der bisherigen Stelle stehen, um durch ihn einen alten, abgängigen Weinstock zu ersetzen. In letzterm Fall nimmt man gern die s. g. Grundreben oder Bodenhölzer, welche aus dem Grunde oder aus den Thauwurzeln eines alten, aber noch kräftigen Weinstocks hervorwachsen. Um Senker an entfernte Orte zu bringen, ohne sie im Wachsthum zu stören, fertigt man ovale, 1½′ lange, 1′ breite und 1′ hohe Weidenkörbe an. Eine der schmalen Seiten dieser Körbe bleibt offen. Die Spitzen der langen Seiten werden durch eine Weidenwand zusammengehalten. 2½″ über dem Boden ist eine dünne Weidenruthe zur Haltung der einzulegenden Rebe durchgezogen. Im Frühjahr oder Herbst wird nun in einer Entfernung von 1—2′ vom Mutterstocke eine Grube von der Größe des Korbes gemacht, dieser hineingestellt, zur Hälfte mit guter Erde gefüllt und von der offenen Seite unter dem Weidenrüthchen her eine Rebe eingesteckt, durchgezogen, am andern Ende des Korbes, etwa 1″ vom Rande, senkrecht gerichtet und an einen 3—4′ langen Pfahl angebunden. Der Korb wird nun noch etwas mit

Erde angefüllt, diese mit gutem Dünger belegt, dann der Boden geebnet, die Erde angetreten und die Rebe auf 2 Augen zurückgeschnitten. Den Sommer hindurch läßt man die Ruthe ungestört wachsen, bindet sie aber fleißig an. Im Herbst oder Frühjahr kürzt man sie ein, gräbt um den Korb herum die Erde vorsichtig weg, trennt die Rebe von dem Mutterstock, hebt den Korb aus und trägt ihn an seinen neuen Bestimmungsort, wo er 1/2′ tiefer eingesetzt, mit gutem Dünger belegt und das Loch mit feiner Erde vollgefüllt wird. Aus der Vermehrung durch Samen erhält man bessere Sorten, welche fruchtbarer sind als die Mutterstöcke und geringeren Boden und höheren Kältegrad vertragen. In der letzten Hälfte des April errichtet man in westlicher oder nördlicher Lage von Baumlaub oder frischem Pferdemist ein 1′ Fuß hohes Beet, welches befeuchtet und zu einer ebenen Fläche zusammengetreten wird. Auf dieses Beet breitet man 4″ hoch leichte Dammerde aus und auf dieses lauwarme Beet werden die Samen in einzolliger Entfernung in Reihen ausgesät, 1/2″ hoch mit Erde bedeckt und stets feucht gehalten. Schon Mitte Mai zeigen sich die Pflanzen. Das Samenbeet darf dann nur mäßig befeuchtet werden. Den Sommer hindurch wird es von Unkraut rein gehalten und nur bei trockner Witterung angefeuchtet. Im August werden die Sämlinge bei trockner Witterung bis auf 3/4′ Höhe zurückgeschnitten, Ende Oktober ausgehoben und in einem luftigen Keller in feuchten Sand eingeschlagen. Im künftigen Frühjahr versetzt man diese Sämlinge reihenweise in angemessener Entfernung in den Weinberg. Bei angemessener Pflege werden sie schon im dritten Jahre tragen. Um eines guten Erfolges sicher zu sein, darf man nur die voll=

kommensten Trauben der besten und frühesten Sorten zur Samengewinnung auswählen und von diesen darf man wieder nur die größten Beeren nehmen. Man reinigt die Kerne vom Fleische und läßt sie an einem luftigen Orte gut abtrocknen. Die Vermehrung durch Augen geschieht nur bei seltenen oder vorzüglichen Sorten. 1/3'' über und 1'' unter einem kräftigen, starken und gesunden Auge schneidet man die Rebe ganz gerade durch und ebnet und rundet den Schnitt. Wenn alle Augen zugerichtet sind, werden sie mit dem untern Ende schräg auf das vorher sorgfältig zubereitete Beet so tief gesteckt, daß das Auge etwa 1/2'' mit feiner Erde bedeckt werden kann; dann begießt man das Beet und belegt es mit Laub oder Moos. Den Sommer hindurch werden die jungen Pflanzen mäßig feucht gehalten und zuweilen mit Erde behäufelt. Im folgen Frühjahr kann man sie dann verpflanzen. Damit die Augen schneller wachsen, kann man sie auch in ein Mistbeet oder in Töpfe einlegen (siehe Weinbau in Gärten). Die Vermehrung durch Veredlung kommt nur selten und dann blos bei älteren Stöcken vor, die nicht mehr tragen oder doch schlechte Früchte liefern. Das Verfahren ist ebenso wie bei der Spalierzucht. (siehe Weinbau im Garten). Anlage eines neuen Weinbergs. Hat man einen schicklichen Platz für den anzulegenden Weinberg ausgewählt, so muß dieser zunächst 2 1/2—3' tief umgehackt oder umgegraben werden, was am besten im Herbst geschieht. Bei diesem ersten Umgraben kann der Boden zugleich gedüngt werden. Da die Weinstöcke in Reihen ins Geviert oder übers Kreuz gesetzt werden, so muß dazu auf dem umgegrabenen Lande die nöthige Vorzeichnung gemacht werden. Je nachdem man die Weinstöcke auf einem

abhängigen oder ebenen Boden pflanzt, je nachdem sie mehr oder weniger Holz treiben, je nachdem man sie höher oder niedriger ziehen will, muß die Entfernung derselben von einander größer oder geringer sein. Auf jede Stelle, wohin ein Weinstock gepflanzt werden soll, wird ein kleiner Pfahl eingeschlagen. Läuft das Weinbergsland an einer Anhöhe herunter, so dürfen die Reihen oder Furchen nicht nach der Richtung des Abhangs laufen, sondern nach der Quere, so daß sie mit der Abhangslinie einen rechten Winkel bilden. Auf diese Weise kann das Wasser nicht so leicht Schaden thun, wenn zumal die Weinstöcke in vertiefte Furchen eingesetzt werden. Auch kann man an steilen Abhängeu Terassen anlegen. Soll ein alter Weinberg neu bepflanzt werden, so besät man ihn mit Futterkräutern und läßt ihn einige Jahre liegen. Nur dann, wenn der Untergrund aus verwitterten Felsarten besteht, die sich mit der Kruste vermischen lassen, kann der Weinberg sofort wieder neu bepflanzt werden. Stets muß man aber einen alten Weinberg vor der neuen Anpflanzung düngen, und zwar ehe man ihn zur Berasung niederlegt. Im dritten Jahre wird der Rasen umgebrochen und im vierten Jahre das Land rajolt. Bei vorzüglicher Lage und gutem Boden pflanze man den Riesling, in niedrigen Lagen und geringern Bodenarten den Sylvaner und Ortlieber an. Zur Mischung empfiehlt sich 1/3 Riesling, 1/3 Traminer und 1/3 Sylvaner. In sehr hitzigem Boden gedeihen im Allgemeinen die schwarzen Trauben besser, als die weißen, grünen und rothen. Ein besonderes Augenmerk ist darauf zu richten, daß jede Weinsorte für sich gepflanzt wird, da die verschiedenen Sorten nicht nur eine verschiedene Behandlung verlangen, sondern auch verschie-

den reifen. Sind die Punkte, wohin die Stöcke zu stehen kommen sollen, gemacht, so schreitet man zum Auswerfen der Löcher, was am besten im Herbst geschieht. Jedes Loch muß 1½′ breit, 3′ lang, 1½′ tief gemacht werden und 2½—4′ von einander entfernt sein. Den Reihen gibt man einen Abstand von 3′ bei Riesling, von 5′ beim Traminer, Sylvaner, Burgunder ꝛc. An Abhängen macht man die Löcher vom Pfahle nach der Tiefe hin in Form eines länglichen Vierecks. Sind die Löcher ausgeworfen, so breitet man in jedes etwas Rindviehmist und bestreut diesen mit Asche oder gebranntem gepulverten Kalk. Im nächsten Frühjahr folgt das Bepflanzen. Der angemessenste Zeitpunkt ist Ende April, bei Schnittlingen der Anfang Mai. Man wählt dazu trockne, helle Tage. Die anzupflanzenden Reben stellt man vorher eine Zeit lang in frisches Wasser und legt sie dann in einen Korb, den man mit einem nassen Tuche bedeckt. Vor dem Einsetzen, und zwar schon im März, schneidet man alle oberen Wurzeln bis zur Hälfte des Stockes weg und verkürzt sämmtliche untern Wurzeln auf 4 bis 6″. Dann schneidet man oben, wo die junge Ruthe steht, das alte Holz vorsichtig mit einem scharfen Messer ab, so daß alles schwarze, dürre Holz entfernt wird. Hierauf schneidet man aufwärts die kleine Ruthe dicht am alten Holze weg. Ist aber der obere Knoten, auf dem das Rüthchen gewachsen ist, so schadhaft, daß man an dessen Gedeihen zweifelt, so muß man das Holz an dem zweiten Gelenke abschneiden. Die so zugerichteten Setzlinge bindet man nun in kleine Bündel, legt sie horizontal an einen schattigen Ort und bedeckt sie 5″ hoch mit Erde. Beim Setzen wird die Erde nicht wieder umgegraben. Man vertheilt die

Reben immer nur an die Löcher einer Reihe und setzt die Pflanzen so ein, daß nicht nur der obere Theil der Setzlinge 1/2″ unter der Oberfläche der Erde zu stehen kommt, sondern daß auch die Wurzeln gut ausgebreitet und mit der Spitze nach unten gelegt werden. Hierauf wird der Setzling so mit Erde bedeckt, daß die Wurzeln nicht verrückt werden. Den obern Theil um den Setzling herum bedeckt man mit ganz leichter Erde oder mit Sand. Von gut bewurzelten Setzlingen pflanzt man nur 1 in jedes Loch, von Schnittlingen 2—3 Stück. Von letzteren hebt man im folgenden Frühjahr die weniger guten aus und läßt in jedem Loche nur 1 stehen. Im ersten Jahre thut man in dem neu angelegten Weinberge weiter nichts, als daß man den Boden vom Unkrant rein hält und ihn einige Mal behackt. Bei anhaltender Hitze kann man die Setzlinge am Abend auch mit Teichwasser oder verdünnter Mistjauche begießen. An schönen Tagen im Spätherbst müssen die Stöcke beschnitten werden, wobei man hauptsächlich auf die Bildung eines starken und gesunden Kopfes zu sehen hat. Am besten bildet man den Kopf von 1′ Höhe über der Erde an, düngt dann aber den Stock, damit er eine kräftige Ruthe macht, mit flüssigem Mengedünger. Sollte die Ruthe zu schwach sein, so darf man im ersten Jahre nach der Anpflanzung den Kopf noch nicht anschneiden; dagegen entfernt man alle Ruthen bis auf die stärkste, welche man bis auf 1 Auge verkürzt. Soll der Kopf an der Erde gebildet werden, so werden die Schosse des ersten Jahres dicht über der Erde weggeschnitten, ohne daß ein Auge stehen bleibt; dann bedeckt man den Kopf der Rebe einige Finger hoch mit klarer Erde. Im zeitigen Frühjahr muß man untersuchen, ob alle

Setzlinge angeschlagen haben. Sind Stecklinge ausgeblieben, so werden an deren Stellen einjährige bewurzelte Schnittlinge, sind bewurzelte Schnittlinge ausgeblieben, an deren Stellen zweijährige Schnittlinge eingesetzt. Den Sommer über hält man den Boden rein und locker und nimmt den Stöcken die Schosse, wenn sie deren mehr als 2—3 getrieben haben. Angebunden werden die Stöcke in diesem Jahre noch nicht, um sie nicht im Wachsthum zurückzuhalten. Im Spätherbst beschneidet man den Stock in der Art, daß man sämmtliche Triebe bis auf den stärksten wegnimmt. Ist die Grundlage zum Kopf über der Erde schon im vorigen Jahre gemacht worden, so wiederholt man dieses wieder in derselben Höhe und entfernt alle Triebe unter dem Kopf bis zur Erde. Ist aber die Grundlage zum Kopf über der Erde im vorigen Jahre nicht gemacht worden, so schneidet man jetzt den stehen gelassenen Trieb auf die bestimmte Höhe zurück. Soll der Kopf an der Erde gebildet werden, so schneidet man die stärksten Reben bis auf 1 Auge zurück. Hat sich der Kopf noch nicht gebildet, so werden alle Triebe abgeworfen. Nach dem Beschneiden lockert man den Boden auf und belegt ihn mit Mist. Im Frühjahr des dritten Jahres hat man zunächst wieder nachzusehen, ob Stöcke ausgegangen sind. Etwaige Lücken sind sogleich auszufüllen. Den Sommer über hält man den Boden rein und locker und begießt bei anhaltender Trockenheit am Abend. Im Herbst schneidet man sämmtliche Triebe bis auf 4 der besten, die etwas entfernt von einander, aber möglichst in gleicher Höhe stehen, dicht am Kopfe weg; dann verkürzt man jede dieser Reben bis auf 2 Augen. Kommen Stöcke vor, an denen der Kopf noch nicht genugsam ausgebil-

det ist, oder welche nur wenige Triebe gemacht haben, so muß man sie bis auf 1 Auge einkürzen. Nur in geringem Boden läßt man an der Stelle des noch unvollkommen entwickelten Kopfes 3 neben einander stehende gesunde Ruthen stehen, die man auf 1—2 Augen einkürzt. Diese Ruthen werden später zu kurzen Schenkeln erzogen.

Die zweckmäßigsten Erziehungsarten des Weinstocks sind folgende: 1) Der Bockschnitt. In den ersten Jahren erzieht man den Stock ganz so, wie oben angegeben ist. Die im dritten Jahre auf 2 Augen zurückgeschnittenen Reben machen im Frühjahr gewöhnlich kräftige Triebe, die man ruhig fortwachsen läßt. Wenn die Stöcke verblüht und sehr kleine Beeren angesetzt haben, zieht man die Spitzen der Triebe aufwärts, bindet sie zusammen und schneidet die Triebe über dem Boden ab. Hängen die Trauben so tief, daß sie die Erde berühren, so macht man unter ihnen in den Boden kleine Gruben. Im Herbst schneidet man die Reben wieder auf 2—3 Augen zurück, ein Verfahren, welches man jedes Jahr wiederholt. Mehr als 14 Ruthen darf man einem Stock nie lassen. Ist der Stock mit so viel Ruthen bekleidet, so vereinigt man die äußern Ruthen der benachbarten Stöcke in der Art mit einander, daß man sie an einen kurzen Pfahl bindet. Der Bockschnitt eignet sich besonders für den Riesling. 2) Der hohe Kopfschnitt. Im Spätherbst des zweiten Jahres wird die stärkste und kräftigste Rebe auf 2—3′ zurückgeschnitten und im Frühjahr an einen kurzen Pfahl gebunden. Im folgenden Jahre werden die Triebe abgenommen, und die oberste Rebe wird an ihrem Ursprunge abgeworfen, um an dieser Stelle den Kopf zu bilden. Sind im folgenden Jahre nicht schon mehrere Reben vorhanden,

so werden die Triebe nochmals weggenommen, und die oberste Rebe wird an ihrem Ursprunge abgeworfen. Sind dagegen mehrere Reben vorhanden, so werden diese auf 1 — 2 Augen verkürzt. Auf diese Weise bilden sich aus dem Kopfe mehrere Schenkel. Sind diese in hinreichender Menge vorhanden, und kann der unter dem Kopfe befindliche Stamm mit seinen Ruthen tragen (wo dann alle Triebe gleich beim Entstehen ausgebrochen werden) so ist dann weiter kein Pfahl mehr nöthig. Von jetzt an schneidet man die Reben auf 2 — 3 Augen zurück. Diese Erziehungsart gewährt große Vortheile und eignet sich besonders für den Traminer und Ruländer. Wird der Traminer auf diese Weise erzogen, so läßt man statt der Zapfen einige Schenkel von 1—1½′ stehen. 3) Die Laudenbacher Erziehungsart oder der Stockschnitt. Derselbe eignet sich besonders für steile Bergabhänge mit fruchtbarem Boden und vorzugsweise für den Riesling. Der Rebstock erhält in solchen abschüssigen Lagen durch den Pfahl eine Stütze, und dieser verhindert, daß sich der Stock bei Abschwemmung des Erdreichs zu Boden legt. Bei dem Stockschnitt werden die jungen Ruthen fächerförmig gezogen und gebunden. Gewöhnlich hat der Rebstock 2—3 Schenkel von ½—1′ Höhe. An diesen Schenkeln stehen mehrere kurze Zugäste mit 1—2 Zapfen, die meist auf 2 Augen geschnitten werden. Die jungen Ruthen bindet man an dem Pfahle in einen Büschel zusammen. Ehe jedoch das Band fest angezogen wird, werden die Triebe am Pfahle so heruntergedrückt, daß sie sich nach Außen biegen. Beim letzten Haken macht man an solchen Stöcken, deren Trauben nahe am Boden hängen, kleine Gruben in die Erde, damit die Trauben von der Erde nicht be-

rührt werden. 4) Der Dreischenkelschnitt. Wenn sich im dritten oder vierten Jahre durch das kurze Beschneiden in den vorhergehenden Jahren kräftige Reben gebildet haben, so läßt man an jedem Stocke 3 Reben emporwachsen, bindet diese an eine 3′ über der Erde angebrachte horizontal liegende krumme Stange, die auf Pfählen ruht, und schneidet dann alle Nebentriebe des Weinstocks ab. Die stehen gelassenen 3 Reben werden an der nördlichen Seite so angebunden, daß jede von der andern über 1′ weit entfernt ist; dann biegt man die Reben an der Südseite der Stange über dieselbe herab, bindet sie an dieselbe und tiefer an eine aufwärts stehende Rebe, so daß jene Reben der Erde zuwachsen müssen. An den aufwärts stehenden Reben schneidet man alle Triebe ab, so daß diese kahl dastehen. Die über diese Spalierstange nach Süden gebeugten Reben werden in der Folge immer so beschnitten, daß sie nur kurze Schenkel und Zapfen behalten. Damit die Reben weder brechen, noch sich auf die Erde neigen können, müssen auch den Winter hindurch Pfähle und Stangen in gutem Stande erhalten werden. Da sich die gebeugten Reben an der Nordseite erweitern und verlängern, so müssen auch die Gabeln und Stangen von Zeit zu Zeit etwas erhöht werden. Die Entfernung der Reihen von einander beträgt am besten 6′, die der Stöcke in den Reihen 4′. Die an der Südseite etwa 1½—2′ herabhängenden beschnittenen Reben werden auf Zapfen und Schenkel oder blos auf Zapfen geschnitten, je nachdem es die Rebsorte verlangt. Sollten sich den Sommer über die Triebe zu sehr nach der Südseite hin ausdehnen und die Trauben beschatten, so müssen sie etwas zurückgeschoben werden. 5) Die Erziehung mit niedrigen

Bogen und Ablegern. Im Spätherbst schneidet man die Reben, mit Ausnahme der 2 stärksten, unten am Kopfe zu Zapfen auf 2 Augen; später wird der schwächste Zapfen weggenommen. Alsdann werden die 2 stärksten nnd längsten Reben, soweit das Holz reif ist, mit ihren Spitzen in einem Halbzirkel gerade herabgebeugt und senkrecht etwa 6″ tief in ein Loch gesteckt, das man mit Erde anfüllt und festtritt. Damit die Mittagssonne vollkommen einwirken kann, ist es gut, die eine Rebe nach Abend, die andere nach Morgen zu bringen. Sollten die Bogen zu schwer werden nnd sich nicht halten können, so muß man sie an einen kurzen Pfahl binden. Nach der Weinlese werden die beiden Bogen dicht am Weinstocke abgeschnitten und entweder ausgegraben und zur Bepflanzung eines neuen Weinbergs verwendet, oder sie bleiben in demselben Weinberg stehen, wenn derselbe schon zu alt oder mit zu wenig Weinstöcken besetzt sein sollte. Die überflüssigen Reben werden bis auf ein Auge zurückgeschnitten. Die zwei stärksten und kräftigsten Reben, die den Sommer über fleißig angeheftet werden müssen, steckt man mit den Spitzen 6—8″ tief wieder in die Erde. Läßt man die gebogenen Reben, mehrere Jahre oder für immer stehen, so werden sie so stark, daß man die Pfähle ersparen kann. Die aus den Bogen entstandenen Reben schneidet man jedesmal im Spätherbst bis an die letzten Augen ab, wodurch sich sehr fruchtbare Köpfe bilden. 6) Der Baumschnitt. In den ersten Jahren beschneidet man den Weinstock wie gewöhnlich; dann läßt man nur 2 starke Triebe aufwärts wachsen, dreht diese allmälig um einander, so daß beide einen Stamm bilden, und bindet sie in einer Höhe von 3′ über der Erde mit

Bindfaden fest zusammen. Dann wird der Stamm an einem dahinter eingeschlagenen Pfahl mehrere Mal angebunden. Im Spätherbst schneidet man ½″ über dem Bande die beiden sich umschlingenden Reben ab, nimmt den Pfahl weg, lockert die Erde auf und düngt sie. Mit Eintritt des Frühjahrs wird der Stamm zum letzten Mal an den Pfahl gebunden. Im zweiten Spätherbst schneidet man alle im vorigen Sommer entstandenen neuen Triebe bis auf das letzte Auge zurück und wiederholt dieses später einige Jahre hindurch. 7) Erziehung am Spalier. Man verfährt ebenso wie bei der Erziehung des Weinstocks an Gebäuden. An Abhängen, bei einer Höhe der Spaliers von 5′, macht man die Reihen 5′, in ebenen Lagen 6—7′ von einander entfernt. Die Entfernung der Stöcke in den Reihen muß 10′ betragen.

Arbeiten im alten Weinberge. 1) Aufziehen der Weinstöcke. Die erste Arbeit im Frühjahr besteht darin, daß man die vor dem Winter zum Schutz gegen Kälte niedergelegten und mit Erde bedeckten Reben wieder von der Erde befreit und aufzieht. Diese Arbeit geschieht zeitig im März bei trocknem, windstillem Wetter von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags. Länger darf man das Aufziehen nicht verschieben, weil sonst der Weinstock leicht unter der Erde faulen und schimmeln, auch manches Auge abgebrochen werden würde. Beim Aufziehen muß man mit dem Karst erst vorn an den Spitzen der Reben den Anfang machen und dieselben dann in der Mitte sanft in die Höhe heben, um die Reben nicht zu beschädigen. 2) Räumen. Dasselbe besteht darin, daß der Kopf des Weinstocks überall so tief blosgelegt wird, als man den Weinstock zu behacken pflegt, damit beim Beschneiden die Nebenwurzeln unter dem Kopfe und die flachen Seitenwurzeln weg-

geschnitten werden können. Das Räumen darf nicht so lange aufgeschoben werden, bis der Saft schon in die Stöcke getreten ist, weil sonst leicht Schale und Augen derselben beschädigt werden können. 3) Beschneiden. Dasselbe erfolgt nach dem Räumen und wird ausgeführt wie in dem Art. Beschneiden angegeben ist. 4) Pfahlstecken. Ist die Erziehungsart an Pfählen eingeführt, so folgt dem Beschneiden gleich das Einsetzen der Pfähle. 3—4″ von jedem Stocke steckt man, ohne diesen zu beschädigen, so viel Pfähle fest in den Boden als der Stock Reben hat, damit sich diese gehörig ausbreiten und vertheilen lassen. Die Pfähle sollen wenigstens 6′ lang sein. In steinigem Boden werden sie fest eingeschlagen. Die stärksten Pfähle kommen in die Mitte der Stöcke, die schwachen an beiden Seiten. Kurze und abgenutzte Pfähle können an die jungen Stöcke und Fechser gesteckt werden. 5) Anbinden. Sind die Pfähle eingeschlagen, so folgt sogleich das Anbinden der Reben. Damit die Reben nicht so leicht brechen, geschieht das Anbinden am besten bei feuchter Witterung. Die Reben müssen an den Pfählen gehörig vertheilt werden. Die unterste zunächst an der Erde stehende Rebe wird an dem hintern Pfahle so angebunden, daß sie wenigstens 1 Spanne hoch von der Erde absteht; die übrigen Reben sind ebenfalls so anzubinden, daß die daran wachsenden Trauben die Erde nicht berühren und sich später gegenseitig auch nicht an ihrer Zeitigung hindern. Das Anbinden geschieht am besten mit angefeuchtetem Stroh oder mit den feinen Schößlingen der rothen und gelben Bandweide. Hat der Weinstock hohes altes Holz, so biegt man dasselbe mehr oder weniger bogenartig auf eine Seite, um den Stock niedriger zu halten, und

bindet es am untern und obern Theile an den Pfahl. 6) Erstes Hacken. Das erste Hacken geschieht nach dem Anbinden noch vor der Blüte mit dem Karst. Es muß so geschehen, daß man die Erde von den Weinstöcken etwas abzieht, und daß alles Unkraut vertilgt wird. Man muß diese Arbeit zu einer Zeit verrichten, wo das Wetter gut und der Boden trocken ist. Geschieht das Hacken bei feuchter Witterung, so wurzelt das Unkraut leicht wieder an, und der Boden wird schollig. Die Tiefe des Hackens richtet sich nach dem Stande der Wurzeln. Sind diese nicht leicht zu erreichen, so kann man 6'' tief mit dem Karst eindringen, liegen aber die Hauptwurzeln höher, so muß das Hacken oberflächlich geschehen. 7) Erstes Ausbrechen oder Geizen. Sobald die Haupttriebe des Weinstocks 3—4'' herangewachsen sind, beginnt man mit dem ersten Ausbrechen. Man entfernt nemlich alle überflüssigen Schosse, damit die bleibenden Triebe des Stocks um so kräftiger wachsen, die sich entwickelnden Trauben um so vollkommener und früher reif werden und die Luft und Sonne ungehindert auf den Stock einwirken können. An den Zapfen läßt man nur einen, und zwar den besten und kräftigsten Trieb stehen und bricht die übrigen, sowie alle, die keine Gescheine haben und nicht zum Fruchttragen für das nächste Jahr bestimmt sind, aus. Dasselbe geschieht mit den am Stamme hervorsprossenden kleinen Auswüchsen, wenn nicht der beste davon zur Ergänzung des Stockes oder zur Ausfüllung irgend einer Lücke nothwendig ist. Da das Ausbrechen mit dem Beschneiden genau zusammenhängt und etwa begangene Fehler beim Beschneiden durch ein geschicktes Ausbrechen zum Theil verbessert werden können, so ist diese Arbeit sehr wichtig. 14 Tage nach dem ersten

Ausbrechen geht man die Stöcke noch einmal durch und bricht aus, was noch überflüssig ist. Zugleich werden dann an den Bogen und Fruchtreben die jungen Triebe mit Ausnahme des untersten, wenn dieser zur künftigen Fruchtrebe kräftig genug ist, 2—3 Blätter über dem obersten Gescheine eingekürzt, damit die Triebkraft auf die stehengebliebene unausgebrochene Ruthe hineingeleitet und diese stark und kräftig wird. Die 2 Blätter über dem obersten Gescheine und die untern Blätter dürfen nicht weggenommen werden, da erstere den Gescheinen und Ruthen Feuchtigkeit zuführen, letztere aber zur Ausbildung der Trauben wesentlich beitragen. 8) Erstes Heften. Dasselbe geschieht gleich nach dem Ausbrechen und besteht darin, daß man die jungen Austriebe, welche der Weinstock vom Frühjahr bis nach beendigter Blüthe gemacht hat, an den Pfählen vertheilt und anbindet. Das Binden darf nicht zu weit unterwärts geschehen. Die kleinen Trauben darf man gar nicht mit anbinden. 9) Zweites Hacken oder Ruhren. Dasselbe geschieht bald nach dem Heften, gewöhnlich mit einer breiten Hacke, und bezweckt Lockerung des Bodens und Vertilgung des Unkrauts. Man darf dabei mit der Hacke nicht zu viel vorschlagen, sondern man muß ganz kurz einhauen, weil sonst der Boden nicht tief genug bearbeitet und die Unkrautwurzeln nicht berührt werden würden. Auch das Ruhren darf nur bei trockner Witterung geschehen. 10) Zweites Ausbrechen. Nach der Blüthe, etwa Ende Juni oder Anfangs Juli, geschieht das zweite Ausbrechen, wobei die stehengebliebenen, uneingekürzten, zu Fruchtreben bestimmten Ruthen unberührt bleiben. Den mit Früchten versehenen eingekürzten Reben, denen die Spitzen über dem zweiten Blatte des obersten

Traubenansatzes genommen wurden, werden aber in dem Falle die Seitenruthen eingekürzt, wenn diese zu stark treiben und den Haupttrieb zu überwachsen drohen sollten. Ausgebrochen dürfen sie indeß nicht werden, da sie zur Ausbildung der Trauben wesentlich beitragen. Noch weniger darf das Ausbrechen der Seitenruthen an den Hauptruthen geschehen. Das zweite Ausbrechen der Stöcke bezweckt, die Zeitigung des Holzes und der Trauben zu befördern, den atmosphärischen Einflüssen ungehinderte Einwirkung zu gestatten und die Erschütterung des Stockes und das Umwerfen der Pfähle zu verhüten. 11) Zweites Heften. Dasselbe geschieht nach dem zweiten Ausbrechen in solchen Weinbergen, wo bei einem üppigen Wachsthum die Lohden zu lang hervorgeschossen sind. Dieses Heften darf aber nicht locker geschehen. 12) Verhauen. Mitte bis Ende August, wenn das Holz braun zu werden anfängt, bricht man die Spitzen an den Fruchtruthen ab, um die Zeitigung des Holzes und der Trauben zu befördern und den atmosphärischen Einflüssen freiere Einwirkung zu gestatten. Wenn die Seitenruthen zu lang sind und zu viel Schatten verursachen, so werden sie jetzt ebenfalls abgebrochen; ausgebrochen dürfen sie nicht werden, um nicht das künftige Tragauge zu verderben. In vielen Weinbergen wird mit dieser Arbeit das Abblatten der Stöcke verbunden, in der Meinung, dadurch die Reife der Trauben zu befördern. Aber das fühzeitige Abblatten, unmittelbar nach dem Verhauen der Stöcke, bringt durchaus keinen Nutzen, im Gegentheil Schaden, weil jetzt den Trauben durch die Blätter noch Nahrung aus der Atmosphäre zugeführt wird, die Trauben auch gegen schnellen Witterungswechsel geschützt werden. Erst dann darf man dem

Stocke die Blätter nehmen, wenn die Zuckerbildung in den Trauben nicht mehr unterdrückt werden kann. Ueberflüssig ist dagegen stets das Abbrechen der Blätter an den eingekürzten Ruthen, da bei diesen die Trauben gewöhnlich schon von selbst freihängen. Bei anhaltendem Regen ist es sehr rathsam, nur die Blätter um die Trauben herum wegzunehmen, die über den Trauben stehenden aber unberührt zu lassen. Man bezweckt dadurch, den starken Saftandrang zu den Trauben, sowie die Wässerigkeit und Fäulniß derselben zu verhüten. 13) Drittes Hacken. Dasselbe folgt nach dem Verhauen und ist besonders in solchen Weinbergen nöthig, welche einen ebenen, schweren und kalten Boden haben, indem durch dieses dritte Hacken zur schnellen Zeitigung der Trauben beigetragen wird. Nur bei anhaltendem Regen unterläßt man das dritte Behacken und begnügt sich damit, das Unkraut auszuziehen. Bei günstiger Witterung ist, wenn sich der Weinberg vor der Lese nochmals mit Unkraut überziehen sollte, ein viertes Behacken oft von großem Nutzen, indem dadurch die Wärme tiefer in den Boden eindringt. 14) Weinlese. Da die Zeit der Weinlese theils von Klima, Lage, Boden und Witterung, theils von den Traubensorten abhängt, so läßt sich dieselbe nicht genau bestimmen. Im Allgemeinen gelten als Kennzeichen der völligen Reife der Trauben: brauner Traubenstiel, leichte Ablösbarkeit der Beeren, Durchsichtigkeit derselben, Süßigkeit und Klebrigkeit des Traubensaftes und braune Farbe der Kerne. Aber selten werden diese Kennzeichen an allen Trauben vorhanden, immer werden noch viele in der Reife zurück sein. Würde man jetzt schon herbsten, so würden die noch nicht reifen Trauben die reifen verderben und man würde einen geringern Wein

erhalten. Deßhalb muß man sämmtliche Trauben gehörig reif werden lassen; denn wenn auch durch späte Lese viele Trauben überreif werden und in die Edelfäulniß übergehen, so schadet dieses doch nicht, sondern der Wein gewinnt dadurch vielmehr an Güte, weil in überreifen oder edelfaulen Trauben eine größere Menge Zuckerstoff enthalten ist, die wässerigen Theile aber verdunstet sind. Bei den edleren Traubensorten, namentlich dem Riesling, Traminer, Orleans, ist die Spätlese nicht genug zu empfehlen; doch gibt es auch Weinsorten, wie die weniger edlen, weichfleischigen, deren Lese man nicht zu lange hinausschieben darf, weil sie sonst leicht in die Rothfäulniß übergehen können, wodurch man großen Verlust erleiden würde. Ueberhaupt muß man jede Traubensorte früher lesen, wenn zu befürchten steht, durch Regen oder Frost einen Theil der Trauben zu verlieren. In diesem Falle kann man sich aber dadurch helfen, daß man die vorzeitig abgenommenen Trauben auf Horden legt und dafür sorgt, daß sie von allen Seiten von der Luft berührt werden. Noch vor der Lese müssen sämmtliche Lese-, Preß- und Kellergeräthe, sowie die zur Weinbereitung dienenden Gebäude untersucht, gereinigt, in guten Stand gesetzt und an dem Tage vor der Lese die Bottiche und andere Geräthe in den Weinberg geschafft werden. Jeder Leser erhält ein Gefäß, in das er die Trauben sammelt und ein scharfes Messer, mit dem die Bänder, mit welchen die Reben an die Pfähle gebunden sind, und die Trauben von den Stielen abgeschnitten werden. Die Lese beginnt an einem Ende des Weinbergs; jedem Leser wird eine besondere Rebenreihe angewiesen. Die Trauben müssen vorsichtig abgeschnitten und auch die abgefallenenen Beeren mit eingesammelt werden. Die

Buttenträger gehen in den Reihen umher, lassen die gefüllten Gefäße der Leser in die Butten schütten und tragen diese, wenn sie angefüllt sind, in den Bottich. Sind Sorten angepflanzt, die nicht zu gleicher Zeit reifen, so muß man mehre Mal lesen, damit nicht unreife und reife Trauben unter einander kommen; sonst würde man einen sehr geringen Wein erhalten. Bei ungleichzeitig reifenden Traubensorten muß man deßhalb wenigstens 2 Mal lesen; erst die frühen, dann die späten Sorten. Nächstdem muß man auch bei jeder Sorte die Trauben sortiren, weil man dadurch einen weit bessern Wein erhält. Unreife Beeren an den einzelnen Trauben müssen abgenommen werden. Sind an einer Traube mehr unreife als reife Beeren, so pflückt man letztere ab und läßt die Traube mit den unreifen Beeren zum Nachreifen noch an dem Stocke hängen. Auch dürrfaule Beeren muß man auslesen und wegwerfen, weil diese dem Wein einen herben Geschmack ertheilen würden. Einzelne blaue Trauben unter den weißen schaden nicht, im Gegentheil geben sie dem weißen Weine eine etwas höhere Farbe. Nur wenn die blauen Trauben sehr zahlreich sind, muß man sie für sich lesen und keltern und rothen Wein daraus bereiten. Will man Ausbruch darstellen, so muß man die eingetrockneten Beeren beim Lesen besonders sammeln. Man nimmt sie nemlich, ehe die Trauben am Stocke abgeschnitten werden, ab und sammelt sie in ein besonderes Gefäß. Nothwendig ist es, nur die in einem Tage gelesenen Trauben in einen Bottich zu schütten; würde man die Lese verschiedener Tage in eine und dieselbe Kufe bringen, so würde eine naturgemäße Gährung nicht erfolgen können, und man würde einen geringen Wein erhalten. Die Wein=

lese darf nur bei trocknem Wetter an heitern Tagesstunden nach dem Abtrocknen des Thaues vorgenommen und muß beendigt werden, sobald der Thau fällt, oder wenn Regen eintritt. Sollte das Lesen bei Regen nicht zu umgehen sein, so muß man die Trauben an einem trocknen Orte ausbreiten, damit sie vor dem Zerquetschen etwas abtrocknen. Die dicht am Erdboden oder in Gräben hängenden, durch Erde verunreinigten Trauben sammelt man in ein besonderes Gefäß, reinigt sie in Wasser und hängt sie an die Luft zum Abtrocknen. 15) Pfahlausziehen. Unmittelbar nach der Weinlese erfolgt das Ausziehen der Pfähle. Man macht die Bänder los, bewegt jeden Pfahl einige Mal hin und her und hebt ihn dann aus. Die ausgezogenen Pfähle stellt man so in Haufen zusammen, daß der untere Theil, welcher in der Erde gesteckt hat, in die Höhe zu stehen kommt, damit er vollkommen ab- und austrocknen kann. 16) Düngen. Dem Weinlande muß man Ersatz geben für dasjenige, was dasselbe an Früchten, Blättern und Holz hergegeben hat; sonst würde es bald erschöpft sein und nur noch geringe Ernten liefern. Fast jede Düngerart läßt sich bei dem Weinstocke anwenden; das Düngen muß aber auf die rechte Art und Weise geschehen. Man düngt das Weinland, um ihm Ersatz für dasjenige zu geben, was ihm der Weinstock alljährlich entzieht und verwendet dazu am besten Mengedünger. Von demselben kann man, ohne besorgen zu müssen, der Güte des Weins zu schaden, jedem Weinstock alljährlich so viel beigeben, daß dadurch der Boden Ersatz für die entzogenen Kräfte erhält. Man düngt, um den Boden fähig zu machen, daß der Weinstock alle in dem Boden enthaltenen Nahrungsmittel aufnehmen kann, mit gebranntem Kalk,

Mergel, Asche. Man düngt die Weinberge ferner, um sie geschickter zu machen, Feuchtigkeit aufzunehmen, sie den Wurzeln des Weinstocks zuzuführen und die Wärme der Athmosphäre an sich zu ziehen und verwendet dazu hauptsächlich Stallmist, wollene Lumpen, Kohlen. Auch Knochenmehl, Hornspäne, Oelkuchen, Schlamm, Malzkeime, Ruß, saftreiche grüne Gewächse, abgeschnittenes Rebholz sind gute Düngemittel. Stallmist, Jauche und thierischen Dünger darf man aber nicht unmittelbar an den Weinstock oder dessen Wurzeln bringen, weil sie sonst mehr schaden als nutzen würden. Am besten wendet man Stallmist und reine thierische Düngemittel mit Erde vermischt, den Stallmist überdies in verrottetem Zustande, an. Am wohlfeilsten düngt man einen Weinberg, wenn man nach dem ersten Hacken Lupinen, Raps, Wicken, Saubohnen einsät und diese Pflanzen, noch ehe sie in die Blüthe treten, durch ein zweites Hacken in den Boden bringt, oder indem man alle Abschnitte der Reben beim Schneiden und Ausbrechen der Stöcke zerkleinert und unterhackt; doch kann eine solche Gründüngung die Düngung mit Mist, mit rein thierischem Dünger und Mengedünger nicht ganz entbehrlich machen. Am besten wendet man den Dünger in der Art an, daß man denselben nach der Auflockerung des Bodens um die Weinstöcke herumstreut; in geringer Entfernung hinter den Stöcken kleine Gruben zu machen, diese mit Dünger anzufüllen und dann wieder mit Erde zuzuwerfen, ist weniger zu empfehlen, weil dadurch dem Weinstock leicht Schaden zugefügt werden kann. 17) Decken. Auf das Düngen folgt, wenn es nothwendig ist, das Decken der Weinstöcke. Dasselbe besteht darin, daß man die Stöcke niederlegt und sie mit Erde bedeckt, um sie gegen Frost zu schützen.

Nothwendig ist das Decken nicht überall. Ausgeführt muß es werden in Weinbergen, die gegen die rauhen Winde nicht geschützt sind, und in Gegenden, wo das Thermometer im Winter sehr oft auf 20° R. unter Null sinkt. Bei geschützter Lage der Weinberge und in milden Gegenden, wo sich selten ein Frost von —20° R. ereignet, kann man dagegen das Decken unterlassen. Um den Weinstock zu decken, biegt man ihn sanft nieder und bedeckt ihn entweder ganz oder theilweise, namentlich da, wo das weiße Tragholz liegt, einige Zoll hoch mit Erde oder Laub und belegt letzteres, damit es nicht vom Winde fortgeführt wird, mit Rasen, Reisig ꝛc. Mist darf man nicht zum Decken verwenden, weil derselbe den Stöcken leicht schädlich werden kann. Auch Stroh ist nicht zum Decken geeignet, weil es die Mäuse herbeiführt. Damit beim Decken die obersten Wurzeln des Weinstocks keinen Schaden leiden, muß man die zum Decken nöthige Erde etwas entfernt vom Weinstocke wegnehmen. Um das Decken in hochgelegenen Weinbergen zu erleichtern, werden nach der Weinlese alle abhängigen alten Schenkel und alle unnützen Ranken weggeschnitten und die Reben und jungen Triebe flüchtig bis auf das junge Holz eingekürzt. Wo das Decken nicht nöthig ist, häufelt man nach dem Düngen die Erde um den Weinstock etwas an, wodurch derselbe gegen völliges Erfrieren geschützt wird.

Die Verjüngnng eines Weinbergs wird dann nothwendig, wenn die Stöcke anfangen abständig zu werden. Die Verjüngung geschieht durch Wurzlinge, Blosshölzer, Ableger. Mit großem Vortheil kann man sich dazu der sogenannten Grundreben bedienen, welche an dem untern Theile des Weinstocks oft aus den Thauwurzeln hervorkommen. Man legt diese nach der Stelle,

wo ein Stock abständig geworden ist, in einen etwa 2′ tiefen Graben, so daß die Spitzen der Grundreben aus der Erde hervorstehen. Reicht die Grundrebe bis an die Stelle hin, wo sie den abgängigen Stock ersetzen soll, so ist der Sache Genüge geschehen; reicht sie aber nicht so weit, so legt man sie im zweiten Jahre und in den folgenden Jahren in den in dieser Absicht verlängerten Graben fort, bis sie durch ihr Wachsthum die bestimmte Stelle erreicht hat. Die Verjüngung der Weinberge kann aber auch durch Versenkung alter Stöcke geschehen. Man setzt nemlich an die leeren Stellen alte, anderwärts ausgehobene Stöcke ein und leitet von ihnen taugliche Reben nach den Stellen als Ableger hin, wo man neue Stöcke zu haben wünscht.

Hat ein Weinberg eine allzuwinterliche Abdachung, oder sind in zu niedriger Lage die Reben dem Erfrieren leicht ausgesetzt, eignet sich überhaupt der Grund und Boden nicht ganz besonders zum Weinbau, so ist es rathsam, solche Weinberge auszustocken und zum Anbau anderer Gewächse zu benutzen. Solche Gewächse sind der Obst- und Maulbeerbaum. Unter diesen Bäumen können noch Luzerne, Esparsette, Kartoffeln, Rüben 2c. angebaut werden. Auch Hopfen, Getreide, Tabak, Mais würden in für den Weinbau ungünstigen Lagen einen weit höhern Ertrag geben als die Rebe.

Der Weinstock hat von mancherlei Krankheiten zu leiden; dahin gehören die Traubenfäule, das Moos, der Laubmorsch, die Unfruchtbarkeit, die Fäule.

Feinde des Weinstocks sind: Die Milbenspinne, die Rebenmotte, der Engerling, der Heu- und Sauerwurm, das Wild, welches man ebenso wie von den Gemüsegärten abhält, die Vögel, namentlich Sperling, Staar,

Finke, Elster, Dohle, und Weindrossel, welche zur Zeit der Traubenreife nicht unbedeutenden Schaden thun, und welche deshalb durch Schießen abgehalten werden müssen, ferner Stechfliegen, Wespen, Hornisse.

Ein großer Feind des Weinstocks ist auch der Frost. Erreicht der Winter einen hohen Grad (—20° R.), so zerstört er nicht nur Reben und Schenkel, sondern auch den ganzen Stock. Sind die Reben nur theilweise erfroren, so werden sie bis auf das grüne Holz zurückgeschnitten, haben aber auch die Schenkel gelitten, so werden sie am Kopfe abgenommen, und man erzieht dann neues Holz zu Schenkeln. Erst im Juli oder August wird das abgestorbene Holz bei den zu jungen Ruthen weggeschnitten. Ist der Stock bis zur Erde erfroren, so wird er am besten gepfropft. Ist aber das alte in der Erde befindliche Holz noch grün, so kann man den Stock leicht erhalten, wenn man zu Ende des Frühjahrs, wenn der Saft zu treiben beginnt, das erfrorene Holz bis in die Nähe der starken, dicken Wurzeln abschneidet und mit dem Hohlbohrer in den alten Stock ein so großes Loch bohrt, daß in dasselbe eine Rebe gut und fest hineingeschoben werden kann. Diese Rebe muß von einem tragbaren, gesunden Weinstocke abgeschnitten sein und zum Theil aus altem, zum Theil aus jungem Holze bestehen. Unten wird deren Rinde vor dem Einschieben abgelöst. Nach dem Einschieben der Rebe wird die abgelöste Rinde um den Stock gebunden, die Stelle mit Lehm oder Baumwachs verklebt und die Erde rings herum so angehäufelt, daß 2—3 Augen über der Erde stehen. Die Frühjahrsfröste wirken auf den Weinstock noch zerstörender als die Winterkälte. Das einzige Schutzmittel dagegen besteht in dem Räuchern der Wein-

berge. Die Spätfröste wirken weniger zerstörend als die Frühjahrsfröste. Stellen sich Spätfröste ein, noch ehe die Trauben ihre gehörige Zeitigung erlangt haben, so erfrieren diese und geben einen schlechten Wein. Fallen dagegen Spätfröste erst ein, wenn die Trauben schon reif sind, so kann dadurch die Güte des Weins nur gewinnen. Auch der Hagel richtet große Verwüstungen in den Weinbergen an, indem er nicht nur Blätter und Trauben zerschlägt, sondern sehr oft auch die jungen Reben beschädigt. Das beste Mittel zur Wiederherstellung des durch den Hagel beschädigten Stockes ist kurzes Beschneiden. Lange anhaltende große Hitze bewirkt, daß die Trauben im Wachsthum zurückbleiben, wenn sie noch nicht völlig ausgewachsen sind. Sehr zweckmäßig ist es, wenn man in solchen Fällen den Weinstock begießt.

54. Die Obstbaumzucht.

Obstbaumzucht ist ein ebenso einträglicher als angenehmer Nebenzweig für den Landwirth. Durch die Obstbaumzucht werden neue Nahrungsquellen eröffnet, die Lebensmittel vermehrt, und die schon vorhandenen erhalten durch die Erzeugnisse der Obstbaumzucht neuen Reiz. Aber noch in anderer Beziehung verdient die Obstbaumzucht die wärmste Empfehlung. Durch die Anpflanzung von Obstbäumen wird nemlich nicht nur jede Gegend sehr verschönert, sondern auch fruchtbarer und das Klima regelmäßiger gemacht. Auch aus dem weitern Grunde ist die Obstbaumzucht sehr wünschenswerth, weil der Holzertrag der Obstbäume keineswegs so unbedeutend ist, als es scheinen mag. Schon durch das Ausputzen der Obstbäume erhält man einen nicht

unbedeutenden Beitrag zu dem Bedarf an Brennstoff. Wenn aber die Bäume alt und unfruchtbar und abgestorben sind, so gewährt der Verkauf der Stämme eine nicht unerhebliche Einnahme, da das Holz der meisten Obstbäume von den Tischlern sehr gesucht und theuer bezahlt wird. Die Obstbaumzucht gewährt aber nicht blos Nutzen, sondern auch Vergnügen und Schutz; letztern ins besondere im Winter beim Schnee, wo Obstbaumalleen gewissermaßen die zuverlässigsten Wegweiser abgeben. Bei dem großen Nutzen nun, welchen die Obstbaumzucht gewährt, sollte man dieselbe auch allenthalben, wo sie der Raum nur immer gestattet, so ausgedehnt als möglich betreiben. Man sollte den Obstbaum nicht blos in Gras- und Gemüsegärten, sondern auch an den Straßen, auf den Triften, Weiden und freien Plätzen, Bergabhängen und auf allem sonst unbenutzten Land anpflanzen. Dagegen ist es in den meisten Fällen nicht zu empfehlen, den Obstbaum auf dem Ackerlande anzupflanzen, da er hier die Feldfrüchte zu sehr beschattet und die Kraft des Bodens aussaugt, so daß er mehr Schaden als Nutzen bringt. Nur auf hochgelegenen, dürren Aeckern ist die Anpflanzung von Obstbäumen mehr nützlich als schädlich, namentlich wenn die Anpflanzung mehr auf der Mitternacht- oder Morgenseite geschieht, weil hier die Obstbäume die scharfen und rauhen Winde brechen, wohlthätigen Schatten vermitteln, die Feuchtigkeit länger im Boden zurück halten und sonst den Saaten Schutz in mancherlei Beziehung gewähren.

Um zur Obstbaumzucht aufzumuntern, sind vorzüglich folgende Mittel zu empfehlen: 1) Anlagen von Bezirksmusterbaumschulen. 2) Ertheilung von Unterricht in der Obstbaumzucht an die Schulkinder

von Seiten der Schullehrer. 3) Absendung junger Leute auf Gemeindekosten zu tüchtigen Obstgärtnern, um bei diesen die Obstbaumzucht gründlich zu erlernen. 4) Ausstellungen von Obst durch die landwirthschaftlichen Vereine. 5) Preisaussetzungen von Seiten der landwirthschaftlichen Vereine für Diejenigen, welche in einem Jahre die meisten und besten Obstbäume gepflanzt und dieselben gut gepflegt haben.

Gute und gesunde Obstbäume erhält man aus Kernen von edlen Obstsorten, die man in der Samenschule erzieht. Haben die Obststämmchen in der Samenschule die zur Veredlung nöthige Stärke erlangt, so werden sie in die Baumschule versetzt. Entweder werden die Bäumchen gleich beim Versetzen aus der Samenschule in die Baumschule copulirt oder in dem Jahre, wo die Bäumchen in die Baumschule gepflanzt werden, um Mitte Juli bis Mitte August, wo die meisten schon so dick wie ein Pfeifenrohr sind, auf das Auge oculirt. Es gibt überhaupt folgende Arten der Veredlung: Pfropfen, Copuliren, Oculiren, Ablactiren, Einschilfen Sattelschäften, Röhrlen. Außer durch Samen und Veredlung geschieht die Fortpflanzung der Obstbäume auch noch durch Stecklinge, Ableger und Wurzelschößlinge. Die Vermehrung durch Stecklinge und Ableger hat noch keinen befriedigenden Erfolg gehabt; man findet nirgends wurzelechte Obstsorten. Wichtig und leicht ausführbar ist dagegen die Fortpflanzung aus Samen entstandener wurzelechter Spielarten durch Wurzelstücke, ein Verfahren, das bei Steinobst zur Gewinnung von Unterstämmen bereits eine ziemliche Verbreitung gefunden hat. Man schneidet nemlich fingerdicke Wurzeln in 3—4″ lange Stücke und legt sie in schräger Richtung in ein schattiges Beet von lockerer

guter Erde so, daß die obere Schnittfläche noch ½″ mit Erde überdeckt ist. Bei mäßiger Feuchtigkeit, Bedecken des Beetes mit Moos oder Stroh entwickeln sich an den oberen Theilen der Wurzelstücke junge Triebe, und man kann auf diese Art leicht eine Menge junge Bäumchen erhalten, die, wenn die Wurzeln von wurzelechten Sorten stammten, keine Veredlung bedürfen. Haben die veredelten Bäumchen in der Baumschule die Dicke eines Daumens und eine Höhe von 7—8′ erreicht und bereits eine gute Krone gebildet, so werden sie nun auf ihren bleibenden Standort gesetzt. Hierbei ist vor Allem die Beschaffenheit des Bodens und die Lage desselben zu berücksichtigen; denn fast jede Obstart verlangt zu ihrem Fortkommen und zu ihrem besten Gedeihen eine besondere Lage und eine besondere Beschaffenheit des Bodens; doch läßt sich von Natur zur Obstbaumzucht ungeeigneter Boden durch die Kunst verbessern und zur Obstbaumzucht tauglich machen. Der schlechteste Boden für die Obstbaumzucht ist der sumpfige, nasse, ganz steinige oder ganz sandige. Sumpfiger und nasser Boden muß vor Allem trocken gelegt werden. Dies geschieht, wenn man Entwässerungsgräben zieht oder den Boden drainirt. Drainröhrenleitungen sind jedoch bei Obstpflanzungen nur dann anwendbar, wenn sie tief gelegt werden können, und wenn die Bäume nicht weit von einander stehen. Sind die Obstbaumreihen nicht 36 bis 40′ von einander entfernt, so sind Drains, welche höher als 4′ unter der Oberfläche liegen, bedenklich, da die Wurzeln der Obstbäume weit tiefer in den Boden eindringen, und die Drainröhren verstopfen. Da aber eine weitläufige Pflanzung der Obstbäume unter allen Umständen nur von Vortheil ist, so steht,

wenn die Tiefe kein Hinderniß bildet, der Drainirung nichts entgegen. Bei enger Pflanzung der Obstbäume wende man dagegen zur Entwässerung offene oder verdeckte Abzugsgräben an. Gleichzeitig verbessere man die scharfe, saure Erde durch Vermischung mit Kalkmergel oder gebranntem Kalk. Ist es nicht möglich, sumpfigen oder nassen Boden auf die angegebene Weise zu verbessern, so muß die Anpflanzung desselben mit Obstbäumen unterbleiben, weil dieselben in nassen und tiefen Lagen nicht gedeihen. Steinigen Boden kann man nicht anders als dadurch verbessern, daß man wenigstens mannstiefe Gruben macht, welche 4 bis 6 Ellen im Durchmesser halten und diese mit guter Erde auffüllt. Der Sandboden ist an sich sehr dürre, hitzig und unfruchtbar. Man verbessert ihn mit Rasen, den man im Herbst absticht, den Boden damit überfährt und den Winter hindurch liegen läßt. Im Frühjahr wird er mit dem Karst untergebracht und der Boden durchgearbeitet. Auch durch Vermischung mit Lehm-, Thon- und Moorerde kann der Sandboden sehr verbessert werden. Kalk- und Gypsboden kommt man besonders durch abgelegenen Teichschlamm, Thonerde und speckigen Rindviehmist zu Hilfe. Der Thon- und Lehmboden ist zwar an sich fruchtbar, aber bei nassem Wetter zähe, bei trockener Witterung dagegen fest und bekommt Spalten und Risse. Man kann solchen Boden durch Vermischung mit lockernden Erdarten, namentlich Mergel und Sand, verbessern. Die beste für die Obstbäume dienlichste Erde ist die süße Rasenerde. Um dieselbe zu erhalten, sticht man auf verlorenen Plätzen im Sommer den Rasen ab, wirft ihn auf große Haufen, arbeitet diese mehrere Mal um, begießt sie mit Jauche und wirft sie später

durch ein Sieb. Was noch nicht verfault ist, wird auf einen besonderen Haufen geworfen. Sauern Rasen, z. B. den aus Sümpfen und nassen Plätzen, kann man dadurch geschickt für die Obstbäume machen, daß man ihn mit frisch gebranntem Kalk versetzt.

Verpflanzen der Bäume auf ihren künftigen Standort. Zur Frühjahrspflanzung müssen die Gruben schon im Herbst gemacht werden, und Tiefe und Weite eines Baumloches muß sich theils nach der Beschaffenheit des Bodens, theils nach dem Umfang der Baumwurzeln richten. In einem guten und tief genug urbaren Boden brauchen die Löcher weniger tief und weit gemacht zu werden, als in schlechtem Boden. Ueberhaupt muß jedes Loch noch einmal so tief und breit sein, als der Umfang der Wurzeln im Durchschnitt breit ist. Ist der Boden bis in die Tiefe locker und sandig, hat er einen milden, nicht unfruchtbaren Untergrund, so müssen die Löcher 3′ breit und 3′ tief sein. Hat aber der Boden einen sumpfigen, thonigen, kiesigen, unfruchtbaren Untergrund, so müssen die Löcher 6′ breit und 4—5′ tief gemacht werden. Bei dem Ausgraben der Löcher muß die obere gute, fruchtbare Erde abgesondert auf die eine und die aus der Tiefe gegrabene schlechtere Erde auf die andere Seite gelegt werden. Bei dem Einsetzen des Baumes kommt dann die gute Erde unten an die Wurzeln und die schlechtere Erde wird zum Zufüllen des Loches genommen. Besser ist es freilich, wenn man die Tiefe des Loches so hoch mit fruchtbarer Erde ausfüllen kann, daß der Baum in der Grube nur 1/4 Elle tief zu stehen kommt. Die Obstbäume müssen nemlich möglichst flach obenauf gesetzt werden, damit ihre Wurzeln in der Oberfläche der Erde die wohlthätigen Wirkungen der Sonnenstrahlen, der Luft und

des Regens genießen: dadurch wird das Wachsthum der Obstbäume sehr gefördert. Durch das so schädliche Tiefsetzen wird mancher junge Baum verdorben. Jeder Obstbaum darf nicht tiefer gesetzt werden, als er in der Baumschule gestanden hat, in schwerem Boden höchstens 1″ in leichtem Boden höchstens 2″ tiefer, weil sich der Boden in dem Pflanzloche etwas setzt. Das Verpflanzen der Obstbäume geschieht zu der Zeit, wo die Blätter anfangen abzufallen, um Mitte Oktober bis Mitte April, aber nie bei Regen in nassem Boden, sondern bei schöner Witterung, wo das Erdreich trocken und locker ist. Ist der Herbst regnerisch, muß man im Frühjahr pflanzen und die etwa aus der Ferne erhaltenen Bäume den Winter hindurch einschlagen. Der Baum muß so viel wie möglich mit allen seinen Wurzeln, besonders den Haarwurzeln, ausgehoben und die tief gegangenen Wurzeln dürfen nicht abgerissen, sondern müssen glatt abgeschnitten werden; überhaupt darf man die Wurzeln so wenig als möglich beschädigen. Sind dieselben doch beschädigt worden, so müssen die beschädigten Theile mit einem scharfen Messer schräg und glatt abgeschnitten werden. Die Pfahlwurzel verkürzt man auf 3—4″, die andern Hauptwurzeln auf 6—12″, je nach der Größe des Baumes. Die Haar- oder Saugwurzeln aber bleiben unberührt, weil sich der Baum durch sie am leichtesten in dem Boden ansaugt. Alle zersplitterten und angefaulten Wurzeln müssen bis auf das frische Holz verschnitten werden. Nach dem Verhältniß der Wurzeln ist auch die Krone zu beschneiden. Wenn also ein junger Baum reichlich mit Wurzeln versehen ist, so kann man ihm auch mehr Aeste und Augen lassen, ungefähr so viel, als er nach der Zahl der Wurzeln ernähren kann; doch ist immer

besser, zu viel als zu wenig zu schneiden. In der Regel läßt man einem jungen Baume, dessen Schaft die gehörige Höhe von 8′ hat, 3 gesunde Aeste, die so stehen müssen, daß sie künftig eine gleichförmige, runde und nicht zu dichte Krone bilden. Jeden dieser Aeste schneidet man wieder auf 1—2 Augen zurück, je nachdem der Baum weniger oder mehr Wurzeln hat. Wenn ein Ast schwach ist, so müssen ihm weniger Augen gelassen werden, damit er dem stärksten Aste im Wachsthum nachkommt. Hat ein Bäumchen noch keine eigentliche Krone, so verschneidet man die Spitzen desselben auf 4—5 Augen des letzten Sommertriebes. Uebrigens muß man jeden Zweig scharf hinter dem Auge abschneiden, so daß das letzte Auge, an welchem der Schnitt geschieht, nach dem Stamme zuweist. Das Messer wird an der entgegengesetzten Seite des Auges unten angesetzt und schräg über dem Auge herausgeführt. Ist die Grube mit guter Erde bis auf ½ Elle von oben angefüllt, so schlägt man in der Mitte derselben den Baumpfahl ein. Um diesen Pfahl legt man durchgesiebte gute Rasenerde, einem Maulwurfshügel gleich, so hoch, daß der zu setzende Baum weder tiefer noch höher zu stehen kommt, als an seinem vorigen Standorte. Auf diesen Hügel wird nun der Stamm gesetzt. Dabei muß man die Wurzeln nach allen Seiten regelmäßig ausbreiten; denn je regelmäßiger die Wurzeln in der Erde liegen, desto regelmäßiger wird einst auch die Krone, welche sich nach den Wurzeln bildet. Ist der Baum auf den Hügel gesetzt, so schüttet man auf die Wurzeln und die Zwischenräume derselben sehr klare fruchtbare Erde, so daß alle Höhlungen zwischen den Wurzeln gehörig ausgefüllt werden, rüttelt dann den Baum einige Mal, damit sich die klare Erde desto

fester an den Wurzeln anlegt und damit keine schädlichen Zwischenräume bleiben. Sind nun die Wurzeln 1/2 Hand hoch mit Erde bedeckt, so wird diese sanft angetreten; endlich wird der Baum eingeschlemmt. Man kann auch folgendermaßen verfahren: Man schüttet auf die ordnungsmäßig gelegten Wurzeln des Baumes trockne klare Erde, begießt dann die eingelegte feine Erdschicht langsam mit Wasser, damit sich die Erde an die Wurzeln anhänge, schüttet dann wieder eine Schicht klare Erde auf, begießt diese abermals und fährt so fort, bis die Grube voll ist; dann wird nochmals so viel Wasser aufgegossen, bis die Erde keine Flüssigkeit mehr annimmt. Hat sich das Wasser in die Tiefe gezogen, so wird um den Stamm ein kleiner Hügel von Erde und in diesen eine trichterförmige Vertiefung gemacht, damit das Regenwasser nicht ablaufe. In unfruchtbarem, namentlich steinigem, dann aber hauptsächlich in nicht entwässerbarem, sumpfigem Boden ist es vortheilhafter, statt Löcher zu graben und in diese die Bäume zu setzen, große Erdhaufen aufzuwerfen und in diese zu pflanzen. Die in Löchern gepflanzten Bäume gedeihen nämlich in unfruchtbarem, steinigem und nassem Boden nur so lange, als die Wurzeln in dem zugeworfenen Loche Raum haben und nicht durch Nässe leiden; sobald sie aber in den unfruchtbaren Boden dringen oder beständiger Nässe ausgesetzt sind, fangen die Bäume zu kränkeln an. Bäume, die man von entfernten Orten bezogen hat, und von denen man befürchten muß, daß viele Wurzeln, besonders Saugwurzeln, vertrocknet sind, muß man vor dem Einsetzen wenigstens 48 Stunden in frisches Wasser stellen und die Wurzeln unmittelbar vor dem Einsetzen des Baumes bis auf das Gesunde zurückschneiden. Man kann

auch den Wurzelballen mit angefeuchteten wollenen Lappen umwickeln und so einpflanzen. Nach 14 Tagen, wenn sich die Erde gesetzt hat, wird der Baum erst fest an den Pfahl gebunden, während er bis dahin nur locker angehängt war. Die Bänder müssen von zähen Weiden oder von starkem Lindenbast oder auch von mit Stroh umwickelten Weiden sein und dürfen nicht unmittelbar um Baum und Pfahl geschlungen werden, weil sich sonst der Baum an dem Pfahle durch die Bewegung der Weiden reiben würde, sondern das Band muß erst um den Pfahl geschlungen, dann zwischen Baum und Pfahl über das Kreuz gelegt, mit beiden Enden um den Baum, dann wieder um den Pfahl gewunden werden, wie die nachstehende Figur zeigt: ∞. Der Pfahl muß stets bis in die Krone reichen; er muß übrigens stets auf der Südseite des Baumes stehen, weil dann der Baum einen größeren Halt hat, weil die Südseite vor den Sonnenstrahlen geschützt, der Baum gegen die Sturmwinde geschützter ist, und weil auch der Hagel von dem Stamme abgehalten wird. Den Pfahl an die Mitternachts- oder Morgenseite des Baumes zu setzen, ist deßhalb zu verwerfen, weil die Morgensonne nie günstig auf den Stamm wirkt und nicht Nord- und Nordostwinde, sondern die heißen Strahlen der Mittagssonne dem Baum schaden. Nur an Straßen leidet die Regel, den Pfahl an die Mittagsseite des Baumes zu setzen, eine Ausnahme. Hier müssen die Pfähle gegen den Weg zu stehen, weil die Bäume so den besten Schutz gegen Beschädigungen durch Menschen und Thiere erhalten. Wichtig bei der Anpflanzung der Obstbäume ist die Entfernung, in welcher dieselben von einander stehen müssen. Aepfel und Birnen müssen 16 — 18 Ellen, Pflaumen und

Sauerkirschen 8—9 Ellen, Süßkirschen 15 Ellen, Wallnußbäume und edle Kastanien 18—20 Ellen von einander entfernt gesetzt werden. Bei neuen Obstanpflanzungen werden die Pflaumen-, Aepfel- und Birnbäume in folgender Abwechselung, und zwar von Morgen gegen Abend oder von Mitternacht gegen Mittag gesetzt:

Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.
Pfl.	Apf.	Pfl.	Brn.	Pfl.	Apf.	Pfl.	Brn.	Pfl.
Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.	Pfl.
Pfl.	Brn.	Pfl.	Apf.	Pfl.	Brn.	Pfl.	Apf.	Pfl.

In die erste Reihe kann man statt Pflaumen auch Süßkirschen oder, wenn in der ersten Reihe Pflaumen stehen, in die zweite und vierte Reihe Sauerkirschen zwischen Aepfel und Birnen pflanzen. Die Pflaumenbäume stehen in der ersten und dritten Reihe 8 Ellen, Aepfel- und Birnbäume 16 Ellen von einander entfernt. In den Hintergrund oder gegen Mitternacht kann man Wallnußbäume pflanzen. Statt im Viereck kann man die Obstbäume auch im Gefünft pflanzen, nämlich folgendermaßen:

0 0 0 0 0
  0 0 0 0
0 0 0 0 0
  0 0 0 0
0 0 0 0 0

Durch diese Pflanzungsweise erhalten die Bäume mehr Zwischenraum und bilden von allen Seiten Alleen. Eine Hauptregel bei jeder größern neuen Anpflanzung ist es, daß jede Obstart für sich zusammensteht, und daß selbst die zu gleicher Zeit reifenden Sorten neben einander gesetzt werden, um die Bewachung und das Abnehmen zu erleichtern. Was die Bepflanzung der Triften an-

langt, so sollen Aepfel-, Birn-, Süßkirschen- und Nußbäume wenigstens 30′, Pflaumen- und Sauerkirschenbäume wenigstens 20′ in horizontaler Entfernung von einander stehen; auch sollten keine Stämme unter 6′ Länge gesetzt werden, und die gepflanzten Stämme sind mit Dornen einzubinden. Aepfel-, Birn-, Süßkirschen- und Nußbäume auf offenem Felde gepflanzt, müssen von den benachbarteu Grundstücken 20′, Pflaumen- und Sauerkirschbäume 12′ entfernt sein. Was die Vertheilung der Obstarten beim Pflanzen anlangt, so muß man die Morgen- und Mittagsseite mit Birnen, Häuserwände nach Mittag mit Weinreben, Aprikosen oder Pfirsichen bepflanzen. An Stellen, wo wenig nahrhafte Erde liegt, wo der Untergrund blos aus Kies besteht, pflanze man keine Birnbäume, sondern Aepfel- Pflaumen- und Kirschbäume. Will man große Bäume verpflanzen, so sägt man an denselben im Herbst alle Hauptseitenwurzeln 2′ vom Stamme entfernt weg. Im nächsten Sommer bilden sich an den alten stehen gebliebenen Wurzelstumpen zahlreiche feine Saugwurzeln, die den Baum vollständig zu ernähren im Stande sind. Im Herbst des andern Jahres wird dann der Baum ohne viel Umstände ohne Erdballen ausgehoben, an die neue Stelle gesetzt und tüchtig eingeschlämmt. Bei jeder Obstbaumanlage ist die Auswahl der anzupflanzenden Obstarten und Obstsorten mit sorgfältiger Berücksichtigung des Klimas, der Lage, der Bodenbeschaffenheit und des Absatzes der Früchte zu machen. In einer Gegend, wo man gar keine oder nur wenig Gelegenheit hat, das frische feinere Tafelobst abzusetzen, muß man sich auf den Anbau des reichlich tragenden Wirthschaftsobstes legen. Von Aepfeln und Birnen pflanzt man am besten 1/6 Sommer-, 1/3 Herbst- und

½ Winterfrüchte, von Kirschen die frühesten und spätesten Sorten, von Pflaumen besonders die Hauszwetschgen. Besonders wichtig ist es, unter den Obstsorten eine solche Auswahl zu treffen, daß der Obstgarten fast zu allen Jahreszeiten frisches Obst liefert.

Sind die Bäumchen gepflanzt, so müssen sie nun auch sorgfältig gepflegt werden. In den ersten Jahren nach der Anpflanzung muß der Boden um den Stamm herum, so weit als die Krone reicht, stets locker und von allem Unkraut rein gehalten werden. Ist der Boden Grasland, so muß er, soweit sich die Aeste des Baums erstrecken, jeden Herbst umgegraben werden. Ferner muß man alle Jahre die Bäume ausputzen. Der günstigste Zeitpunkt zum Ausputzen sind die Monate September, October und November. Aepfel-, Kirsch- und Wallnußbäume darf man durchaus nicht im Frühjahr ausputzen, weil sie sonst sehr empfindlich leiden würden. Gleichzeitig mit dem Ausputzen hat man Moos und Flechten vom Stamme und den Aesten zu entfernen. Bei jungen Bäumen müssen die Aeste, welche künftig die Krone des Baumes bilden sollen, im ersten Frühjahr stark verstutzt, und zwar schwächere Aeste auf wenig Augen geschnitten werden, weil sie dann den größern Aesten desto eher nachkommen. Alle andern Aeste und Zweige, die nicht zu einer schönen Krone taugen, werden abgenommen. Beim Beschneiden muß das Auge unter dem Schnitt gerade so stehen, wie man den künftigen Ast haben will; denn aus dem Auge zunächst beim Schnitte wächst der künftige Ast hervor. Auch muß der Schnitt von derjenigen Seite geführt werden, wo das Auge nicht steht, und zwar aufwärts gegen das Ende zu; oberhalb dem Auge darf nicht zu viel Holz stehen bleiben, weil dieses bis auf das Auge

herunter verdorrt. Der Schnitt selbst darf nicht faserig, sondern er muß rasch, schräg und glatt mit einem scharfen Messer geschehen. Die beim Beschneiden entstandenen größern Wunden sind mit Baumwachs zu bedecken. Die Krone des Baumes muß luftig, durchsichtig und von der Erde wenigstens 7—8′ hoch sein. Bei anhaltend trockner Witterung ist es nothwendig, junge Bäume nicht nur zuweilen an ihren Wurzeln zu begießen, sondern auch nach Sonnenuntergang die Blätter mittelst einer Gießkanne mit reinem Wasser zu übersprengen; selbst den schon 2 und 3 Jahre stehenden Bäumen bringt dieses großen Nutzen. Zur Pflege der Obstbäume gehört auch das Düngen derselben. Zwar ist in einem fruchtbaren Boden selten Düngung nöthig. Frischer und besonders hitziger Stallmist ist aber allen Obstbäumen ohne Unterschied schädlich; er macht sie krank und führt den Krebs und Brand herbei. Deßhalb ist nur alter, verwitterter Rindviehmist in jedem Boden zur Düngung der Obstbäume anzuwenden, darf aber nicht in unmittelbare Berührung mit den Wurzeln gebracht werden Noch besser als Rindviehmist sind gelegener Teichschlamm, Mergel, Kalkschutt, gute Erde, Knochenmehl, Ruß, Asche, Mengedünger, Blut, Seifenwasser, wollene Lumpen, Hornspäne. Mistjauche darf nur mit Wasser versetzt bei und nach einem Regen und in einiger Entfernung von dem Stamme rund um denselben herum angewendet werden. Urin, Abtritts- und Stallmist müssen wenigstens 2′ in der Runde von dem Stamme entfernt und mit viel Erde vermischt angewendet werden. Am zweckmäßigsten geschieht die Düngung im Herbst, wo man um jeden Baum 2—3′ ringsherum den Rasen flach absticht und auf die Seite legt. Auf die umgegrabene

Stelle kommt der Dünger, welcher den Winter hindurch liegen bleibt, im Frühjahr untergegraben und dann wieder mit dem Rasen bedeckt wird. Im Herbst streicht man auch die Stämme und Aeste der Obstbäume mit Kalkmilch an. Um in schlechten, sehr sandigem Boden einen schnellen Wuchs der Obstbäume herbeizuführen, begießt man den Boden um die Stämme herum öfter mit dickem Lehmwasser.

Unfruchtbare Obstbäume kann man auf folgende Weise fruchtbar machen: Ist die Ursache der Unfruchtbarkeit Saftmangel, so mache man in einem schattigen Winkel des Gartens eine Grube, werfe Erde und Schlamm hinein, schütte auf diese Blut und hacke die Masse gut durcheinander. Einige Zeit darauf wirft man wieder Erde in die Grube, gießt Blut darauf, hackt die Masse untereinander und fährt sofort, bis die Grube voll ist. Im nächsten Frühjahr nimmt man 2′ um den Stamm herum die Erde bis auf die Wurzeln behutsam weg und legt den Mengedünger auf die Wurzeln um den Baum herum. Ist Saftüberfluß die Schuld der Unfruchtbarkeit, wie das übermäßige Wachsen der Holzäste und das Aufspringen der Rinde beweist, so muß man den Baum schröpfen, oder ihm zur Ader lassen oder ihn ringeln. Noch sicherer als durch das Ringeln erhält man Früchte, wenn der Baum auch noch nicht getragen hat, wenn man im Spätherbst, sobald sich die jungen Zweige erholt haben und der Saft hinauf gestiegen ist, die jungen Schosse ausbricht. Ist Alter die Ursache der Unfruchtbarkeit, so kann man die Obstbäume wieder eine längere Reihe von Jahren fruchtbar machen, wenn man sie verjüngt. Zur Fruchtbarkeit der Obstbäume trägt es auch wesent-

lich bei, wenn man frisch gepflanzten Bäumen im ersten Jahre gar keine, im nächsten nur wenig Blüten läßt. Obstbäume, welche in fetter Erde stehen, werden viel Holz, aber nicht viel Früchte ansetzen. Solchen Bäumen muß man im Sommer die Wurzeln verschneiden. Kränkelt ein junger Obstbaum, so nehme man ihn aus der Erde, spüle die Wurzeln im Wasser ab und umlege sie, soweit sie in die Erde kommen sollen mit alten wollenen Lappen, die man mit Bindfaden umwickelt. So wird der Baum wieder eingesetzt und eingeschlämmt. Haben Obstbäume Faulschäden, so füllt man die Höhlung mit gelöschtem Kalk aus. Um das Abfallen der Blüten zu verhindern, begießt man den Baum vor und während der Blüte tüchtig mit Wasser und streut Stroh auf die Erde rings um den Stamm. Ereignen sich zur Blüthezeit kalte und anhaltende Regen, Nebel, Höhenrauch, so soll man die Obstbäume täglich einige Mal schütteln, damit die Feuchtigkeit abfällt. Zur Pflege der Obstbäume gehört auch noch, daß man im Früh- oder Spätjahr die Erde 4—6′ um den Stamm herum aufhackt: dadurch finden viele Insekten ihren Tod. Sehr volltragende Obstbäume muß man stützen. Bei sehr vielen Obstbäumen, namentlich solchen mit schlanken Aesten und bei allen jüngeren Stämmen, ist das Aufwärtshalten der fruchtbeladenen Zweige mit dicken Stricken vortheilhafter, als das Stützen mit Stangen. Man schlingt um den zu stützenden Ast das Seil fest und zieht diesen an einen stärkern, aufrechten Mittelast oder schlingt das andere Ende an andere Aeste in entgegengesetzter Richtung an. Hierbei hilft man den schweren Aesten durch Aufhalten mit einer Stütze so lange nach, bis die Bänder befestigt sind. Zur Pflege der Obstbäume gehört ferner die

Heilung der Krankheiten und die Abhaltung und Vernichtung der schädlichen Thiere.

Was die Obsternte oder das Abnehmen des Obstes anlangt, so hat die Art und Weise, wie man dabei verfährt, nicht nur auf die Haltbarkeit des Obstes, sondern auch auf Gesundheit uud Fruchtbarkeit der Bäume großen Einfluß, und das Abnehmen des Obstes sollte daher stets mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit geschehen. Vor Allem muß das Obst, ehe es abgenommen wird, die gehörige Reife erlangt haben; denn zu frühe abgenommenes Obst verliert nicht nur seinen Wohlgeschmack, sondern auch seine ihm eigenthümliche Farbe, es schrumpft zusammen und geht leicht in Fäulniß über. Was die Tageszeit betrifft, zu der man das Obst pflücken soll, so ist es bei allem Sommerobst, namentlich dem Tafelobst, am besten, nie in starker Hitze, sondern kurz vor Sonnenuntergang zu pflücken, weil dann die Früchte weit schmackhafter und saftiger sind. Spätobst dagegen, welches längere Zeit aufbewahrt werden soll, pflückt man am vortheilhaftesten zu der Tageszeit, wo es am stärksten von der Sonne beschienen wird. Bei dem Abnehmen des Obstes selbst ist jeder Druck und jede Verletzung sorgfältig zu vermeiden, da jede gedrückte und verletzte Stelle leicht in Fäulniß übergeht. Aus diesem Grunde muß auch alles Obst mit dem Stiele gepflückt werden; denn durch das Abreißen desselben entsteht eine Verletzung, von der aus die Frucht zuerst faul wird. Obst, welches viel gestoßen, gedrückt, gerüttelt wird, eignet sich nicht zur Aufbewahrung. Zum Abnehmen des Obstes großer Bäume braucht man eine Leiter, einen Haken, einen Obstpflücker und Körbe. Ist das Obst so reif, daß es durch das Besteigen des Baumes schon häufig von selbst

abfällt, so wird der Boden unter dem Baume 4'' hoch mit Stroh belegt, damit das abfallende Obst nicht beschädigt werde. Die Leiter muß fest und leicht sein, damit sie bequem von einer Stelle zur andern gesetzt werden kann. Bei niedrigen und schwachen Bäumen bedient man sich einer Doppel- oder Bockleiter, die man ohne sie an den Baum zu lehnen, nach Belieben schräg stellen kann. Einen festern Stand erhält die Leiter, wenn sie an den Füßen mit eisernen Spitzen versehen ist. Die einzelnen mit Vorsicht abgenommenen Früchte werden in einen Korb behutsam gelegt, dessen Boden mit weichem Heu belegt ist und der mit einem Hacken oben an die Leiter oder an einen Ast des Baumes gehängt wird. Sobald derselbe gefüllt ist, wird er behutsam in größere Körbe ausgeleert. Kann man die an schwachen Aesten zu hoch oder zu weit hinüberhängenden Früchte mit dem Haken nicht bekommen, so bedient man sich des Obstpflückers. Das abgenommene Obst wird in den Körben nach Hause getragen und daselbst von den beschädigten, unreifen, verwelkten und faulen Stücken gesondert. Das abgenommene Obst in Säcke zu schütten und in diesen nach Hause zu tragen oder zu fahren, ist für die Haltbarkeit des Obstes schädlich, indem es durch Drücken, Rütteln und Schütteln Flecken bekommt, und bald in Fäulniß übergeht. Alles abgefallene und abgeschüttelte Obst muß für sich gesammelt werden und darf nicht zu dem gepflückten kommen, weil jenes leichter fault und dann auch das gute Obst ansteckt. Vorzüglich muß man beim Abnehmen des feinen Tafelobstes dafür sorgen, daß dasselbe nicht den geringsten Stoß oder Druck erleide. Ist das Obst in sehr großer Menge gerathen und fehlt es zum Pflücken an Zeit, so kann man sich dadurch helfen, daß man unter die Bäume

ein gutes Strohlager macht und das Obst sanft mit einem Haken abschüttelt. Die abgefallenen Früchte müssen aber sofort aufgelesen und dürfen durch das nachfolgende Obst nicht beschädigt werden. Um Obst und Bäume nicht zu verletzen, was bei dem starken Schütteln sehr leicht geschieht, indem die Früchte anschlagen und Stöße und Flecken bekommen, das Tragholz und die kleinen Zweige mit abbrechen, wodurch ein großer Theil der folgenden Ernte verloren geht, nehme man nicht alle Früchte an einem Tage ab, sondern nur die reifen und lasse die noch nicht ganz vollkommenen noch einige Zeit auf dem Baume.

55. Allerlei.

Aufzucht der Kälber.

Es ist üblich, das neugeborene Kalb mit Kleie und Salz zu bestreuen und so der Kuh vorzulegen, welche dasselbe dann abschleckt und vom Schleime reinigt, was übrigens auch ohne Bestreuen mit Kleie geschehen würde. Das Kalb läßt man hierauf am Euter der Kuh (Mutter) saugen; denn die erste Milch ist dem Kalbe von der Natur aus bestimmt, seine Eingeweide zu reinigen und den Magen zur Aufnahme von weiterer Nahrung zuzubereiten.

Man läßt das Kalb 3—4 Mal täglich an der Mutter, bis es satt ist, saugen; ist noch Milch zurückgeblieben, was besonders Anfangs häufig der Fall ist, so melke man die Kuh jedesmal vollends aus. Das Unterlassen dieser Maßregel schadet der Kuh und in der Folge entsteht daraus schlechte Milchnutzung. Nach 3—4 Wochen verkauft man entweder das Kalb oder

gewöhnt es allmälig von der Mutter ab, indem man ihm in der Zwischenzeit Tränke verdünnter Milch mit Mehl und etwas zartes Heu oder Grummet gibt.

Beim Tränken gibt man dem Kalb entweder einen Finger in den Mund oder man bedient sich dazu eines Schnullers aus geflochtenem Stroh oder auch eines mit Leder überzogenen Säugers.

Von Woche zu Woche steigert man die Portion des Trankes. Manchmal läßt man das Kalb an der Kuh gar nicht saugen, sondern zieht es durch Tränke auf; aber wie man darüber auch urtheilen mag, jedenfalls ist es am besten, bei Erstlingskühen die Kälber saugen zu lassen, weil die Erstlinge manchmal das Melken nicht gerne dulden und die Kälber die Milch mehr herziehen.

Zu Nachzucht eignet sich das zweite bis zum sechsten Kalb. Das erste und die nach dem sechsten Kalbe folgenden Kälber sind in der Regel schwächlicher und machen sich vor der Zeit alt.

Sehr wichtig ist der Uebergang von einer Fütterungsart zur andern und die größte Vorsicht verlangt der Uebergang von der Milch auf Dürrfutter, weßhalb die Kälber während des zuletzt geringeren Milchgenusses nach und nach an Heu mit Tränken von Mehl, Oelkuchen, Schrot &c. und einigem Zusatz von Körnern, vorzüglich Hafer, gewöhnt werden müssen. Dann ist darauf zu sehen, daß die Thiere bis zu einem Jahre ausgewähltes und reichliches Futter bei guter Pflege erhalten. Schlechte Pflege und Wartung im ersten Jahre hat für das ganze folgende Leben des Thieres nachtheilige Folgen. Leiden die Kälber an Durchfall, so drückt man ihnen ein Ei ein, oder man gibt ihnen für 6 kr. bittere Mandeln, zerstoßen und in einem halben Quart süßer Milch abgekocht, lauwarm ein.

Stierkälber werden am besten während der Säugezeit verschnitten, weil sie in diesem Alter am wenigsten dann leiden.

Ueber das Melken.

Vor dem Melken sollen die Melkenden ihre Hände, sowie das Melkgeschirr und Seihetuch rein waschen und den Kühen Euter und Striche mit lauwarmem Wasser reinigen, damit die Milch nicht verunreinigt wird.

Die melkende Person setzt sich auf einen Melkschemel zur Seite des Euters ganz nahe an die Kuh, wobei sie die Melkgelte zwischen den Knieen hält; dann melkt sie das Euter mit beiden Händen, wodurch die fette und wässerige Milch im Euter gemengt wird, damit sie leichter aus dem Euter geht, was auch das säugende Kalb zu thun pflegt.

Nun beginnt das Melken über Kreuz der 4 Zitzen, damit sich die Hände nicht hinderlich sind.

Man faßt daher mit der einen Hand die linke vordere und mit der andern Hand die rechte hintere Zitze und bewegt solche ziehend und drückend in stoßender Bewegung an das Euter. Je schneller mit der vollen Hand gemolken wird, desto schneller wird die Kuh ihre Milch ablassen.

Vor diesem eigentlichen Melken werden die 4 Zitzen, wenn schon etwas Milch in der Milchgelte ist, mit den Fingern benetzt und angemolken bis die Kuh die Milch auf die 4 Zitzen hergibt, und ebenso wird zu Ende des Melkens, wenn sich mit voller Hand wenig oder keine Milch mehr ausmelken läßt, mit den Fingern möglichst schnell von einer Zitze zur andern gefahren und gestrichelt, bis keine Milch mehr herausgeht.

Unterbrochen darf das Melken nie werden und geschieht das Melken nicht rein, so versiecht nach und nach die Milch und entstehen Euterverhärtungen.

In kleineren Wirthschaften ist jedenfalls das dreimalige Melken zu empfehlen, während bei Weidegang oder großem Viehstande der Zeit- und Arbeitaufwand wohl nur zweimaliges Melken des Tages zulassen.

Vom Buttern.

Das Buttern geschieht, indem man den Rahm in ein Butterfaß oder einen Rührkübel bringt, worin derselbe durch stoßende Bewegung in Verbindung mit Luft sich zu einer festen Masse (Butter) bildet und seine wässerigen und käsigen Theile ausscheidet. Hierbei ist zu beobachten:

1) Das Butterfaß oder der Rührkübel dürfen nicht voll mit Rahm angefüllt werden, damit die Luft Zutritt hat und der Rahm nicht hinausspritzt und endlich das Buttern leichter vor sich geht, als wenn diese Geschirre zu voll sind.

2) Das Ausrühren oder Buttern muß in gleichmäßigen Bewegungen geschehen, gleichviel geschieht es durch Stoßen oder Drehen.

Auch darf man sich hiebei nicht übereilen, denn bei zu schnellen Bewegungen löst sich der Rahm, besonders wenn es sehr warm ist, leicht in Schaum auf statt festen Butter zu geben.

3) Scheidet sich der Butter durch das Rühren oder Drehen aus, was man bei diesen Bewegungen gleich merkt, so muß das Stoßen mehr ruck- und stoßweise geschehen, um die Buttertheilchen in einen zusammenhängenden Klumpen zu vereinigen; beim But-

terfaß hingegen geschieht dieß durch ein stoßendes Vor- und Rückwärtsdrehen der Kurbel. Um die vollkommene Sonderung der Butter von den übrigen Stoffen zu befördern, schüttet man im Sommer kaltes, im Winter warmes Wasser zuletzt zu.

4) Nehme man das Ausbuttern nicht vor, wenn Gewitter am Himmel stehen oder bei zu großer Hitze.

Wenn das Buttern oft so lange dauert, so war entweder der Rahm im Winter zu kalt oder im Sommer zu warm, worauf sehr häufig nicht geachtet wird und was meistentheils die Ursache ist, warum die Butter, bei selbst mehrstündigem Buttern, nicht zusammengehen will. Der Rahm soll nicht unter 8° R. und nicht über 10° R. haben, daher die Anwendung eines Thermometers sehr zu empfehlen wäre. Eben daher kommt es auch, daß man das Butterfaß im Sommer vor dem Buttern mit kaltem im Winter mit warmem Wasser ausspült.

Doch kommt es vor, daß bei Beachtung aller aufgeführten Regeln das Buttern doch lange hergeht, was in der Fütterung, in dem Alter des Rahmes 2c liegen kann; dann helfe man sich dadurch, daß man entweder ein Silberstück in das Butterfaß wirft oder eine Hand voll Kochsalz, oder die äußern Schalen von Zwiebeln.

Der Buttergewinn hängt von der Güte der Milch und beziehungsweise des Rahms, sowie auch von dem Verfahren beim Buttern ab. Im Durchschuitt rechnet man, daß 8—10 Maas Milch 1 Maas Rahm geben und dieser 6 Pfund Butter.

Was bei dem Erwerbe und Betriebe einer Wirthschaft in Erwägung zu ziehen ist.

Zunächst kommt es auf dreierlei an, nemlich 1) auf

das Grundkapital, 2) das stehende Betriebskapital oder Inventarium und 3) das umlaufende Betriebskapital.

Unter dem Grundkapital versteht man den erworbenen Grund und Boden sammt den erforderlichen Gebäuden zum Betriebe der Wirthschaft.

Das stehende Betriebskapital oder das Inventarium besteht in dem lebenden oder todten Inventar. Das lebende Inventar bildet das zum Betriebe nöthige Zug- oder Nutzvieh und das todte die nöthigen Geräthschaften, als Pflüge, Handgeräthe, Schiff und Geschirr.

Das umlaufende Betriebskapital besteht theils in baarem Gelde, theils in verkäuflichen Erzeugnissen zur Bestreitung an Arbeitslöhnen, Steuern, Unterhalt für Menschen und Thiere, Dünger und Aussaat.

Das Grundkapital ergiebt sich durch den Preis der Erwerbung. Das Inventar oder stehende Betriebskapital entsteht durch Uebernahme oder Neuanschaffung und nöthige Nachschaffung von Geräthen und Vieh.

Das umlaufende Betriebskapital ist aber das wirksamste, das, wenn es gut angewendet wird, die Zinsen der beiden vorangehenden und sich selbst im höchsten Grade sichert.

Dieses Kapital muß der Landwirth alljährlich in seiner Ernte und Viehzucht, die er zu Geld macht, wieder bekommen sammt doppelten Zinsen, weil dieses Kapital durch Elementarbeschädigungen wie: Hagel, Nässe, Trockne ꝛc am meisten in Gefahr steht, aber die Quelle der Nutzungsschaffung ist.

Ohne hinreichendes Betriebskapital kann kein Gewerbe gedeihen, am wenigsten die Landwirthschaft, daher es rathsam ist, das Grundkapital dem Betriebskapital anzumessen und nicht zu hohes Grundkapital anzulegen.

Der kleine Bauer, welchem seine Arbeit das Betriebskapital bildet, kommt leichter durch als der große Bauer, dem die Mittel zum Betriebe fehlen.

Ueber die Arbeitsleistung eines Knechtes, einer Magd, eines Taglöhners.

1) Bei der Pferdehaltung kann ein Knecht 4—6 Pferde bezüglich der Fütterung und Reinigung versehen, da er aber nur mit einem Gespann pflügen und eggen kann, so bedarf er für jedes weitere Gespann einen Taglöhner zu diesen Arbeiten, wenn man nicht so viele Knechte als Gespanne halten will.

2) Bei Ochsen kann ein Knecht für 12—18 Stücke Futter verrichten, sie füttern und warten, aber auch nur mit einem Gespann arbeiten.

3) Eine Person kann 15—20 Stücke Kühe warten und pflegen, wenn ihr das Futter beigeschafft wird.

4) Ein Mann mäht des Tages $1\frac{1}{2}$—2 Tagwerk Getreide oder Gras und schneidet $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ Tagwerk Getreide. —

5) Ein Mann ladet täglich 8 — 10 zweispännige Fuder Dünger auf, welche ein Weib leicht breitet, selbst 4 — 5 Fuder mehr. Gyps streut ein Mann täglich 15—20 Zentner aus.

Von der Art der Bewirthschaftung, der Fruchtfolge oder dem Fruchtwechsel.

Gewöhnlich zählt man dreierlei Wirthschaften, nemlich:

1) Die Felder= oder Körnerwirthschaft, wobei der

Getreidebau überwiegend ist und mehrere Getreidearten aufeinander folgen, wozu die Dreifelderwirthschaft gehört.

2) Die Fruchtwechselwirthschaft, wobei in der Regel zwischen 2 Halmfrüchten ein Futter- oder Handelsgewächs eingeschaltet, und

3) die Graswirthschaft oder auch Oed- und Koppelwirthschaft genannt, wobei alljährlich eine bestimmte Tagwerkzahl Grasland zum Getreidebau umgebrochen und 2—3 Jahre lang so bebaut wird; dann aber wieder zum Graswuchs liegen bleibt.

Die Felder- oder Körnerwirthschaft kann mit Vortheil nur dann stattfinden, wenn ein richtiges Verhältniß zwischen Feldern und Wiesen zur Erzeugung des nöthigen Düngers obwaltet; das ist, wenn die Wiesen guter Ertragsfähigkeit 1/3, mittelmäßiger Ertragsfähigkeit die Hälfte der Ackerfläche ausmachen. Dies ist aber sehr selten der Fall, weßhalb es dem Dreifelderwirth so häufig an Dünger fehlt; daher muß, wo die Wiesen fehlen, die Brache zum Futterbau verwendet werden.

Die Wechselwirthschaft ist unbedingt in Gegenden und Lagen nöthig, wo es an Wiesen fehlt und das Klima den natürlichen Graswuchs begünstigt; der nöthige Futterbau muß daher durch künstlichen Futterbau ergänzt werden.

Die Graswirthschaften findet man da, wo das Klima und der Boden so sehr den natürlichen Graswuchs begünstigen, daß der Acker nach dem Bebauen schnell wieder zur Wiese wird.

Welche von diesen Wirthschaften die beste ist, das kann nur durch eine genaue Prüfung des Bodens und des Klima's und der Absatzverhältnisse der Produkte

erhoben werden; im Allgemeinen ist anzunehmen, daß in kalten, feuchten Lagen, wo der Graswuchs vorherrschend ist und bei Mangel an Betriebskapital die Graswirthschaft den größten Ertrag liefert, weil dieser den mindesten Aufwand an Arbeit und Kapital erfordert; in wärmeren, trockneren und volkreicheren Gegenden dagegen wird die Fruchtwechselwirthschaft höheren Ertrag liefern.

Die Dreifelderwirthschaft besteht in der Eintheilung der Ackerfluren in 3 Theile, nemlich in die Winter-, Sommer-, Brachflur. In neuerer Zeit nimmt der Kleebau die Brachflur theilweise ein.

Die Brache ist nicht durchaus nöthig, wenigstens nicht alle 3 Jahre; denn der Zweck kann ebenso erreicht werden durch Hackfrüchte in Reihen, die ein oftmaliges Ackern zulassen, wie z. B. bei Kartoffeln, Runkelrüben, Dorschen, Bohnen rc., weßhalb diese Früchte auch Brachfrüchte genannt werden.

Nothwendig freilich ist die Brache bei herabgekommenen stark verunkrauteten Aeckern oder schwerem Thonboden, wenn die Witterung die rechtzeitige Bearbeitung und erforderliche Beackerung und Reinigung von Unkraut nicht zuläßt.

Diese Brache ist aber keine regelmäßige, sondern nur eine zeitweise, die alle 9 Jahre durch besondere Zufälle erforderlich werden kann, dann aber mit allem Fleiß bearbeitet werden muß. —

Die Fruchtwechselwirthschaft besteht in der Eintheilung der Felder in bestimmte wo möglich gleich große Schläge, welche jährlich in Abwechslung von Brachfrüchten, Getreide, Hülsenfrüchten und Futterpflanzen bebaut werden; auch Oel- und Gespinnstpflanzen werden eingeschaltet.

Die Einrichtung einer Wechselwirthschaft hat den Zweck, den Boden bestmöglichst zu benützen, ohne ihn an der Ertragsfähigkeit zu schwächen, sondern vielmehr alle seine Bestandtheile und Nahrungsstoffe nutzbar zu machen. Dieß geschieht durch einen geeigneten Fruchtwechsel auf Grund der Erfahrung, daß die verschiedenen Pflanzen auch verschiedene Stoffe, die sich in dem gegebenen Boden finden, zu ihrer Entwicklung aus dem Boden aufnehmen, wovon ein oder der andere unbenützt bliebe, wenn nur immer Pflanzen einer Verwandtschaft sich folgen würden.

Eine geregelte Wechselwirthschaft ist aber unausführbar bei zu sehr verstückeltem Grundbesitze, wodurch ein Flurzwang herrscht, der jede freie Benützung der Grundstücke ausschließt. Daher ist die Zusammenlegung der Grundstücke (Arrondirung) ein Haupterforderniß zur besseren und vortheilhafteren Cultur.

Das sichere Gedeihen der anzubauenden Pflanzen beruht übrigens auf der Fruchtfolge oder Ordnung, in welcher sich die Saaten aufeinander folgen, auch Turnus, Rotation genannt. — Die Hauptaufgabe dabei ist, daß jede Frucht ihrer Nachfolge den Boden so vorbereitet hinterlassen kann, als selbe ihn bedarf, sohin einen passenden Platz in der Fruchtfolge einnimmt, die Culturarbeiten sich möglichst gleichmäßig vertheilen, und der Dünger am nutzbringendsten angewendet wird.

In der Regel beginnt man die Fruchtfolge mit gedüngten Brachfrüchten, darauf kann Getreide folgen, am zweckmäßigsten Gerste mit Klee, da die Vorbereitung des Bodens hiefür ausgezeichnet ist, vorausgesetzt, daß die Brachfrüchte fleißig bearbeitet wurden; nach dem Klee findet Winterweizen einen gesicherten Stand,

darauf kann wieder Sommergetreide oder noch besser eine Hülsenfrucht folgen, und so nimmt nach bestimmter Zeit jede Pflanze wieder ihren früheren Standort ein; da aber der rothe Klee unter 6 Jahren denselben Standort nicht verträgt, so richtet man sehr häufig seinen Fruchtwechsel nach dem Kleebau ein; es geht also Alles auf einen Fruchtwechsel zwischen Getreide-, Futter- und Handelspflanzen hinaus.

Anhang.

Justus von Liebig.

Es ruh'n auf gold'ner künft'ger Zeit die Blicke.
Platen an Liebig.

Wenn dermaleinst dankbare Völker zurückblicken auf die Geschichte ihrer Entwickelung und sich Rechenschaft geben wollen darüber, daß trotz der gewaltigen Zunahme des Menschengeschlechtes und seiner Bedürfnisse und trotz der Prophezeihungen berühmter National-Oekonomen die Produktionskraft der alten Mutter Erde nicht abgenommen, sondern im Gegentheil sich gesteigert hat, dann wird ihnen hell wie ein Stern, der Name entgegenglänzen: Justus von Liebig! Was er gethan und erreicht hat, daran vermag die Jetztzeit noch gar keinen Maßstab zu legen. Aber wenn dermaleinst der Landmann auf einem Felde, welches früher kaum dem nagenden Hunger wehrte, reichlich erntet für sich und seine ganze Familie; wenn eine arme Mutter ihr Kind an die Brust drücken kann, ohne dabei zu empfinden, daß es dazu geboren ist, sich niemals ordentlich

satt zu essen; wenn der Soldat Strapatzen muthig und freudig erträgt, Verwundungen und Krankheiten seltener erliegt, als ehedem; wenn die Geißel der Seuchen sich nicht mehr verheerend über den volkreichen Städten schwingt und der „Tod in der Luft" besiegt wird durch die Leuchte der Vernunft — so hat das kommende Geschlecht dies Alles Justus von Liebig zu verdanken. Was die Wissenschaft, die Naturforschung, ihm schuldet, das ist unaufzählbar; es ist hier nicht der Ort und Raum dazu, offen gestanden, wissen wir nicht einmal Alles — aber das wissen wir, daß Liebig dem deutschen Ruhme durch die ganze Welt neue Bahn gebrochen hat und daß kein deutscher Name über den ganzen Erdball hin so bekannt ist, wie: „Justus von Liebig! Was er speziell uns Landwirthen war und ist, das ringt sich aus der Gährung der Zeit zu immer hellerem Lichte empor. Und wäre er nur das Ferment dieser Gährung gewesen, sein Name blieb unvergänglich. Aber er war mehr; er zersetzte nicht blos, er gestaltete auch neu; er warf nicht blos die Fackel der Wissenschaft in das hergebrachte Geniste des Schlendrians, sondern er ließ auch aus der Asche eine neue, segensreiche Ernte entstehen, es ist der wahre Reformator der Landwirthschaft, und wenn Thaer im dunkeln Drange den Weg ebnete, so führte ihn zum Ziel — das dürfen wir heute schon sagen — kein Anderer als Justus von Liebig!

Der große Chemiker und Reformator der Landwirthschaft ist am 12. Mai 1803 zu Darmstadt geboren. Sein Vater war Materialwaaren- und Droguen-Händler mit einem ziemlich bedeutenden Geschäft, ein denkender, chemiefreundlicher, daher immer laborirender Mann, welcher mancherlei Neues aufbrachte; so erinnern

sich ältere Nachbarn desselben noch recht gut, daß er der erste gewesen ist, welcher sein Haus und seinen Laden mit Gas erleuchtete und dadurch zum Wallfahrtsort für die ganze Stadt machte. Des Vaters Wißbegierde und Liebhaberei ist gewiß von Einfluß auf die Berufswahl des Sohnes gewesen, welcher sich schon frühzeitig im Laboriren übte. Sein Schüler und später Mitarbeiter in Gießen, Prof. Dr. Hermann Kopp, sagt in seiner Geschichte der Chemie, welcher wir in dem nachstehenden Lebensabriß möglichst genau folgen, hierüber weiter:

Versuche zur Bereitung von Farben und chemischen Produkten, welche sein Vater anstellte, erweckten in ihm sehr früh Neigung zur experimentalen Chemie; es wurde diese weiter ausgebildet durch das Studium chemischer Werke, die ihm aus der Darmstädter Hofbibliothek in reicher Auswahl zu Gebote standen. Die Chemie beschäftigte ihn schon damals, gerade nicht zum Vortheil seiner Gymnasialstudien, fast ausschließlich; in seinem vierzehnten Jahre war auf der so reichhaltigen Hof-Bibliothek wohl kein Band eines chemischen Journals, welchen er nicht durchlesen, es war kein chemischer Versuch bekannt, welchen er nicht nach Maßgabe seiner Mittel wiederholt hätte; die Leichtigkeit, womit er sich alles zu den verschiedenen Experimenten Nöthige aus seines Vaters Geschäft verschaffen konnte, verschafften ihm frühe eine große Gewandtheit in der Kunst, Versuche anzustellen; sein Beobachtungstalent für alles empirisch Wahrzunehmende schärfte sich; die glückliche Gabe eines guten Gedächtnisses trug viel dazu bei, daß er sich damals schon eine große Menge chemischer Erfahrungen ganz zu eigen gemacht hatte. Seinem Wunsche, der Chemie sich zu widmen, gab sein Vater

nach; Liebig versuchte den damals fast einzig zur Ausbildung in diesem Fache zu Gebote stehenden Weg und trat 1818 bei einem Apotheker in Heppenheim bei Darmstadt in die Lehre. Er blieb hier indeß nur 10 Monate, da sein Sinn für wissenschaftliches Studium der Scheidekunst hier in keiner Weise Nahrung fand; er kehrte nach Darmstadt zurück, brachte daselbst noch ein halbes Jahr zur weiteren Vorbereitung für die Akademie zu und bezog dann die Universität Bonn und später Erlangen, wo er unter Kastner theoretische Chemie trieb, sich auch mit den andern Wissenschaften bekannt machte und zugleich suchte, die versäumten Sprachkenntnisse nachzuholen. Für seine Ausbildung im weiteren Kreise ebenso wohl, als in den Naturwissenschaften speziell wirkte der Umgang mit ausgezeichneten Männern sehr anregend, welche gleichzeitig mit ihm in Erlangen studirten, wie mit Platen, mit dem er noch lange nachher in freundschaftlichem Briefwechsel stand, und der ihm ein wunderschönes Sonett in seinen Gedichten gewidmet, dem Botaniker Bischoff, Engelhardt, jetzt Professor der technischen Chemie in Nürnberg u. A.; vielen Einfluß auch übten damals auf ihn Schellings Vorlesungen aus, ein Einfluß, über welchen er später als nachtheilig für seine Fortschritte in praktischer Forschung sich aussprach. — Gelegenheit zu selbstständiger Ausbildung in der Chemie war damals auf deutschen Universitäten wenig geboten; Bekanntschaft mit den Forschritten dieser Wissenschaft erhielt sich Liebig durch eifriges Studium der neuen Werke und Zeitschriften und durch Discussion darüber in einem durch ihn in Bonn und auch in Erlangen unter den Studirenden gestifteteten Verein für Chemie und Physik. Liebig verließ Erlangen 1822; damals schon waren

einige Leistungen von ihm über das Verhalten des Knallsilbers zu Alkalien, über die Bereitung mehrerer als Farbmateriel dienender Verbindungen u. A. bekannt geworden. Durch eine liberale Unterstützung von Seiten Großherzogs Ludwigs I. von Hessen begünstigt, setzte Liebig vom Herbst 1822 an seine chemischen Arbeiten in Paris fort, wo er mit Runge, Mitscherlich und G. Rose bekannt wurde. Er besuchte dort die Vorlesungen Gay-Lussac's, Thunard's, Dulong's u. A., zugleich suchte er die bis dahin von ihm ziemlich vernachlässigten mathematischen Kenntnisse nachzuholen; für sich arbeitete er noch weiter über die Verbindungen der Knallsäure. Die Darlegung der bei dieser Untersuchung gewonnenen Resultate vor der Academie der Wissenschaften erwarb ihm die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen A. v. Humboldt's, der sich damals in Paris aufhielt, durch das Ansehen dieses Gelehrten unterstützt, konnte Liebig mit mehr Erfolg die vorzüglichen Hilfsmittel, welche ihm Paris bot, benutzen, und von größtem Einfluß auf seine Richtung wurde namentlich die genauere Bekanntschaft mit Gay-Lussac, welche er gleichfalls Humboldt's emfpehlender Einführung bei diesem verdankte. An Gay-Lussac gewann Liebig in jeder Beziehung eine feste Stütze, es nahm ihn dieser in sein, sonst nicht leicht zugängliches Privatlaboratorium als seinen ersten Schüler auf; gemeinschaftlich vollendeten sie hier die Arbeit über die Knallsäure, und Liebig hatte Gelegenheit, mit Gay-Lussac's ausgezeichneten Untersuchungsmethoden und Verfahrungsweisen sich vertraut zu machen. — Auf Humboldt's Veranlassung wandte sich Liebig dem Lehrfach zu, nachdem durch des Ersteren Einfluß die Hindernisse beseitigt waren, welche seiner Habilitation in seinem Vater-

lande im Wege standen, da er auf einer andern, als der Landes-Universität promovirt hatte. Nach einem in Gießen bestandenen Examen wurde sein in Erlangen erlangter Doctorsgrad anerkannt und er darauf 1824 in seinem 21. Jahre zum außerordentlichen Professor der Chemie an der ersteren Universität ernannt; zwei Jahre später erhielt er die ordentliche Professur der Chemie. Die Anerkennung, welche ihm in dieser Stellung durch Gewährung aller Hilfsmittel, chemische Untersuchungen zu fördern und Andere darin zu unterrichten, zu Theil wurde, rechtfertigte und vergalt er durch sein Festhalten an der Gießener Universität, von welcher ihn die glänzendsten Anerbietungen anderer Staaten nicht abzuziehen vermochten, so lange er fand, daß seine Wirksamkeit daselbst ersprießlich und unersetzlich sei. Seine Theilnahme für die Ausbreitung der chemischen Studien und für die Art, wie unsere Wissenschaft in den verschiedenen Ländern gepflegt wird, fand besondere Anregung durch wiederholte Reisen in Deutschland, nach Frankreich und England, welche ihn mit den ausgezeichnetsten Forschern in den Naturwissenschaften in nähere Berührung brachten. Seine Verdienste um die Wissenschaften, wurden von den meisten Academieen durch die Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder, von der Universität Göttingen (bei Gelegenheit des Jubiläums dieser Anstalt) durch Ernennung zum Doctor der Medicin anerkannt.

Es würde zu weit führen und die Landwirthe weniger anziehen, wollten wir hier Liebig's Leistungen im Gebiete der Chemie, seine außerordentlichen Experimentaluntersuchungen und deren Resultate, sowie die von ihm entwickelten neuen Theorieen der Wissenschaft

des Breiteren auseinander setzen. Wir haben nur seine Epoche machende Thätigkeit in Hinsicht auf Landwirthschaft im Auge und fahren darüber mit Kopp fort: Liebig's Leistungen beschränken sich nicht auf die Chemie im engern Sinn; seine darin erlangten Kenntnisse, seine Fähigkeit, einzelne Erfahrungen unter allgemeine Erklärungen zusammen zu fassen, leiteten ihn dazu, die Chemie auch zur Auffassung der Erscheinungen anzuwenden, welche anderen Wissenschaften als abgesonderte Gegenstände zugetheilt sind. Die Anwendung der Chemie zur Beantwortung physiologischer Fragen war es besonders, welche ihn von 1839 an beschäftigte. In den Erscheinungen des Pflanzenlebens, in den Vorgängen des thierischen Organismus die Erscheinungen zu bestimmen, welche auf chemischer Aktion beruhen, und die Anwendbarkeit der Chemie zur Erklärung dieser Vorgänge und Erscheinungen nachzuweisen, war eine Aufgabe, deren Lösung anzuregen sein Combinations-Vermögen, seine Kenntniß der Wirksamkeit chemischer Kräfte besonders berufen war. Er suchte das Materielle in den Bedingungen zu ermitteln, welche zur Entwicklung der Pflanzen nothwendig sind und zu erforschen, in welchen Verbindungen diejenigen Substanzen den Pflanzen dargeboten werden müssen, durch deren Aufnahme diese sich entwickeln; er suchte die Resultate dieser Untersuchungen mit den Ergebnissen in Zusammenhang zu bringen, welche die Empirie bei dem Ackerbau, bei der Cultur der Pflanzen überhaupt dargeboten hat; er suchte den Erfahrungen der Agricultur auf diese Art theoretische Grundlagen zu bereiten, welche dann auf jenen Gewerbszweig fördernd rückwirken könnten, die Unternehmungen darin von einem bloßen Probiren zu einem Ausführen der Folgerungen, welche sich aus

konstatirten Fundamentalsätzen ableiten, erhebend. Den Einfluß, welchen die verschiedenen landwirthschaftlichen Operationen auf den Boden, die Wirkung, welche die Zusammensetzung des Bodens auf das Gedeihen der verschiedenen Pflanzen ausübt, suchte er genauer nachzuweisen und für die zahlreichen einzelnen Beobachtungen, welche zerstreut vorlagen, und die er durch neue vermehrte, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Dieselbe Untersuchungsweise dehnte er zugleich auf die Thierphysiologie aus, und suchte die Entstehung der Gebilde des Körpers aus den Bestandtheilen der Nahrungsmittel, die Umwandlung, welche die letzteren bei ihrem Uebergang in die ersteren erleiden, den Antheil, welchen die Nahrung an den Lebensfunktionen der Respiration z. B. hat, den Zusammenhang zwischen dem Stoffwechsel und der Krafterzeugung u. s. w. nach chemischen Grundsätzen zu erklären.

Justus von Liebig's Hauptwerk, „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" erschien zuerst bei Vieweg und Sohn in Braunschweig im Jahre 1840. Welches ungeheuere Aufsehen die Erscheinung der neuen Theorie der Pflanzennährung sofort machte, ist bekannt, ebenso der Widerstand der ihr von allen Seiten geleistet wurde, am meisten von derjenigen der Landwirthe. Zwar ließen sich auch viele Lehrer der Wissenschaft nicht gleich den alten Zopf abschneiden, mit welchem begraben zu werden, von jeher der Traum ihres Wissens und der Inbegriff ihres Ehrgeizes war — aber sie konnten der logischen Wucht der Liebig'schen Axiome nur unbegründete Bedenken entgegensetzen und beschränkten sich daher wegwerfend mit der Behauptung: „Das sind Alles bekannte Sachen, längst von Saussure, Priestley, Ingen-

houß u. A. entdeckt und mitgetheilt." — Aber so ist es von jeher den Verkündern neuer Wahrheiten gegangen. Die Landwirthe konnten natürlich nicht mit den nemlichen Waffen kämpfen; sie wollten aber auch um keinen Preis ihren lieben „Humus" aufgeben, hielten „Vater Thaer" als Schild vor und lästerten auf die Chemie und alle Neuerungen. Und als Liebig gar in seinem Feuereifer sich durch Zusammensetzung seines Mineraldüngers eine leicht verzeihliche Blöße gab — da fielen sie Alle schadenfroh über ihn her, die Männer vom Leder und der Feder, und es gehörte Muth dazu, ihm und seinen Lehren treu zu bleiben. Die Agronomische Zeitung hat denselben besessen und ihn zwanzig Jahre des Kampfes hindurch nicht einen Augenblick verloren. Und wenn wir jetzt zurückblicken auf jene zähen, verbissenen Gegner, welche damals dem großen Manne entgegen zu treten wagten — wo sind sie? Wo sind ihre Werke? Wo sind ihre Schüler? Wir sehen nichts von alle dem. Wohl aber erblicken wir den vielgeschmähten Mann immer noch und strahlender als jemals auf seiner Höhe und rings um ihn geschaart, was nur von Geist und guter, gesunder Kraft im Volke lebt. Allein glücklicherweise vergibt heutzutage die rascher als ehedem dahinbrausende Geschichte häufig noch dem Lebenden mit der Bürgerkrone die Verunglimpfungen, die er um das Wohl seines Vaterlandes hat erdulden müssen.

Aber weiter. Anfangs schien Liebig von den Angriffen, die von allen Seiten auf ihn erfolgten, wirklich niedergedrückt; aber sein längeres Schweigen war nur die Sammlung des Geistes, die recapitulirende Erwägung des Forschers. In der Agronomischen Zeitung (Nr. 19 vom Jahr 1847) war es, in welcher er zu-

erst wieder ein Zeichen davon gab, daß er keineswegs besiegt stille stehe, sondern rastlos weiter arbeite, durch die bekannte Erklärung über das Wesen der Mineraldüngung im Verhältniß zum thierischen Dünger. Aber obgleich er hier und später wiederholt unzweideutig und höchst ehrenhaft seinen früheren Irrthum und die Art seiner Entstehung dargelegt hat, — so hat der Patentdünger doch noch unzählige Male zum Pfahle im Fleische des Gelehrten dienen müssen. — — —
— — — — — — — — — —
— — — Mittlerweile waren in der Allgemeinen Zeitung, dann im Sonderdruck die „Chemischen Briefe" erschienen, sie wendeten sich an alle Gebildeten der Nation, und da sie namentlich der Bodenproduktion eingehende Betrachtung widmeten, so haben sie nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse für die Landwirthschaft im Allgemeinen zu heben und derselben junge, tüchtige Kräfte zuzuwenden, ein mittelbares Verdienst, welches bisher noch nicht gewürdigt worden ist. Es war Liebig bei der ersten Erscheinung seines Epoche machenden Werkes vielfach vorgeworfen worden, daß er über die Landwirthschaft aburtheile, ohne etwas von dem Wesen derselben zu verstehen. Mit seiner gewohnten Energie beschloß er diesem etwaigen Fehler abzuhelfen, kaufte ein Stück Oedland bei Gießen und richtete hier eine Versuchswirthschaft ein, die seitdem sogenannte Liebigshöhe. In ihr wurde der Grund gelegt zu dem Ausbau der Landwirthschaft der Neuzeit. Indessen war in England die Versuchsstation zu Rothamstead unter der Leitung von Gilbert und Lawes durch falsche Methoden, fehlerhafte Berechnungen und willkührliche Schlußfolgerungen zu Resultaten gelangt, welche der Liebig'schen Lehre widersprachen. Gleichzeitig

hatten in Deutschland einzelne Chemiker und Apotheker, verführt von der auffallenden Wirkung des Guano in der Zeit (theilweise auch notorisch betheiligt am Guanohandel, durch den sie reich geworden) und zu Liebigs ersten, seither widerrufenen Ansichten zurückkehrend, das Ammoniak oder mittelbar den Stickstoff als die Hauptquelle der Pflanzennährung, demnach als alleiniges Agens im Dünger proklamirt. Ohne Schonung warf Liebig diese Kleinkrämer der Wissenschaft nieder und es begann nun jener denkwürdige Kampf der „Stickstöffler“ gegen die „Mineralstöffler“. Die letzteren, die Anhänger Liebigs, waren mit dem Namen falsch bezeichnet, denn sie vindizirten keineswegs den Mineralien die alleinige Fähigkeit der Pflanzennährung, sondern betonten jederzeit den Gleichwerth der Nahrungsstoffe. Gerade aus diesem heftigen Streite, in welchem mühesam errungene Anerkennung und Popularität gar manchem ehemaligem Licht schonungslos abgerissen wurden auf alle Zeiten — ging die Wahrheit sieghaft leuchtend hervor. Die Praxis ging diesmal der Wissenschaft zur Seite; der Guanoschwindel brach in sich selbst zusammen, dagegen vermehrten sich allüberall die Fabriken des Superphosphats, dessen Bereitung Liebig zuerst angegeben und seinem Impulse ist es zuzuschreiben, wenn heute ferne Inseln und Gebirge dem Ackerbau der Civilisation durch Ausbeutung ihres Phosphorsäuregehaltes Tribut leisten. Liebig's Werk krönte sich in seinem 1862 erschienenen Buche: „Die Naturgesetze des Feldbaues,“ der siebenten Auflage der „Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ und seiner historisch-volkswirthschaftlichen Einheit. Zwar erfuhr auch dieses Angriffe von vielen Seiten — aber nicht mehr von wirklichen

Männern der Wissenschaft, und von denjenigen der Praxis nur wider besseres oder — ohne alles Wissen! In diesem Buche haben wir den Codex der Landwirthschaft empfangen für ewige Zeiten; wir sagen nicht zu viel, es kann im einzelnen vielleicht manches verändert, verbessert, umgestoßen werden — der Kern der Lehre wird bleiben. Es gereicht Deutschland zum unvergänglichen Ruhm, daß ein solches Werk aus dem Schooße seiner Wissenschaft und Praxis hervorgegangen ist, wie es andere Nationen nur nachzuahmen, nicht mehr zu gestalten vermögen; es gereicht ihm aber nicht minder zur Ehre, daß die Allgemeinheit (der Gebildeten!) die Lehren seines großen Sohnes so rasch ergriffen so energisch in's Leben übersetzt hat. Denn der Umschwung ist nicht mehr zu verkennen. Selbst die erbittertsten Gegner des großen Naturforschers haben sich bescheiden in ihr Stickstoff-Dunkel zurück gezogen. — Die Wissenschaft hat sich überall auf Liebig's Seite gestellt und die Praxis fast noch mehr; da wo sie es nicht sagt, thut sie es doch. Glänzend gerechtfertigt steht die Forschung gegenüber der Empirik, und unfehlbar ist das Heil, das ihrem Siege den Völkern der Erde entspringen muß. Der bitterste, kränkendste Vorwurf, welchen Liebig der seitherigen Methode der Landwirthschaft bekanntlich gemacht hat, war der, daß sie auf den Augenblick, den zeitlichen Gewinn denke, und kommende Geschlechter nicht im mindesten berücksichtige, diesen daher ausgesogene Aecker, unfruchtbare Länder, Verödung als Erbtheil überlasse, was zahlreiche geschichtliche Beispiele nur zu deutlich bezeugen. Diese Anklage des „Raubes" regte wieder die alte Staubwolke der Feind-

seligkeiten auf, diesmal aber blieb es wirklich blos eine hustenerregende Staubwolke. Liebig hatte gar nicht mehr nöthig, sich zu vertheidigen; Andere namentlich Männer der Praxis übernahmen das für ihn; dagegen fuhr er um so richtiger mit seinem scharfen Secirmesser in das faule Fleisch der Zeitgebrechen. Und überall traf er das Richtige. Er wies nach, daß der gerühmteste Ackerbaubetrieb Würtembergs weiter nichts sei und bleibe, als Raubwirthschaft, und konnte trotz aller Anstrengung nicht widerlegt werden, weil es nur eine Wahrheit gibt; im Gegentheil ließen sich die gewichtigsten Stimmen aus dem Lande selber vernehmen, welche sagten: „Liebig hat Recht!“ Er war im Jahr 1852 als Professor der Chemie an die Universität München berufen worden und war dem Rufe gefolgt, weil sich ihm hier ein viel größerer Wirkungskreis eröffnete, als derselbe jemals in Gießen zu erwarten gewesen wäre. Aufmerksam beobachtete er die landwirthschaftlichen Zustände in seinem neuen Vaterlande und kam endlich zu der Ueberzeugung, daß nicht alles gut sei. Und mit rückhaltloser Energie und Schärfe sprach er sofort offen aus, wo es fehlte und wie zu helfen sei. Er hatte besonders den Druck der Bureaukratie auf den landwirthschaftlichen Verein in Bayern gerügt. Natürlich hat er in ein Wespennest gegriffen. Aber er blieb unbeirrt. Zwar verlautete schon, er werde München verlassen — womit er den Dunkelmännern den größten Gefallen gethan hätte! — aber es traten auf seine Seite die gesammte Intelligenz der bayerischen Agricultur und die Auswahl der Münchener Bürgerschaft — schon stritten sich Berlin und Leipzig um die Ehre, wer den größten aller lebenden deutschen Gelehrten erwerben würde — da klang es Sieg und Liebig blieb in dem ihm liebgewordenen

München. Denn glücklicherweise sind die Männer, in welchen die Fäden des landwirthschaftlichen Vereinswesens in Bayern zusammenlaufen, hochgebildete, wissenschaftliche und für das Wohl ihres Landes begeisterte Männer, welche sich wohl verletzt fühlen konnten durch Vorwürfe, die sie nicht verdient zu haben glaubten, die sich aber unmöglich der Wahrheit auf längere Zeit hinaus zu verschließen vermochten. Und so kam die Reorganisation des landwirthschaftlichen Vereines in Bayern und die Gründung einer chemischen Versuchsstation unter den glücklichsten Auspizien zu Stande. Alles dies hat Ein Mann geleistet. Aber er hat noch weit mehr gethan. Wollten wir hier notiren, was ihm unser Jahrhundert in Künsten und Gewerben Alles dankt, wir fänden bei weitem nicht Raum dazu. Nur kurz glauben wir erwähnen zu müssen, was Großes er als Mann der Wissenschaft überhaupt geleistet und erstrebt hat. König Max II. in Bayern, ein Fürst, wie es deren wenige gegeben hat, ein Gönner der Wissenschaften, wie kein Zweiter, hatte die Academie der Wissenschaften in München gegründet und Liebig, an dessen persönlichem Umgang er sich unausgesetzt erfreute, zu deren Präsidenten ernannt. Und wohl wußte er diesem Amte Ehre zu machen, denn seine Inauguralreden haben fast jedesmal die Erregung der ganzen civilisirten Welt hervorgerufen. Hier erinnern wir nur an diejenige über die Bildung der Landwirthe und die Nothwendigkeit der Frequenz der Universitäten durch dieselben. Der Sturm — im Glase Wasser! — den sie hervorrief, war wieder ein ganz gewaltiger, hielt sich aber innerhalb des Fachs. Die bedrohten Sonderanstalten der landwirthschaftlichen Academien wehrten sich mit Händen und Füßen, die noch mehr vor ihrer

Versetzung an eine universelle Pflanzstätte des Wissens als vor ihrer Pension zitternden Lehrer an denselben ließen Philippiken los, wo sich nur Raum dafür fand — umsonst! Die älteste Landwirthschafts-Academie ging sofort zur ewigen Ruhe ein und Preußen machte den Versuch zur Verbindung der Landwirthschaftslehre mit der Universität, welcher so glänzend ausgefallen ist, daß das letzte Brod der isolirten Academien bald gebacken zu werden scheint. Liebig hat Recht! Das ist der stete Refrain der Beendigung des Kampfes. In den engeren Kreisen der Wissenschaft hat seine glänzende Controversschrift gegen Lord Bakum von Verulam nicht geringes Aufsehen erregt; er hat den gepriesenen Polyhistor und Philosophen, den Verfasser des „Novum organon" — der als Mensch übrigens ein sehr schmutziger Patron war, die Maske der Gelehrsamkeit vom Gesicht gerissen und gezeigt, daß er sich entweder mit fremden Federn geschmückt oder Mißverstandenes hochtrabend auf die Nachwelt gebracht hat. — Als in neuerer Zeit die von ihm selber so eindringlich angeregte Frage über die Desinfection der Städte und die Verwerthung der Grubenstoffe zum Besten der Landwirthschaft auch in England, mit besonderer Berücksichtigung des ungeheueren Zusammenflusses in seiner Hauptstadt, zur Lebensfrage geworden war, da war Liebig es, dessen Gutachten man einholte; treulich hat er es gegeben. Ihm verdanken wir die Kunst, die Kraft und Nahrhaftigkeit des Fleisches in dem geringsten Volumen zu dauernder Aufbewahrung concentriren zu können; weite Landstriche im fernen Südamerika sind im Begriff, dieselbe zur Verwerthung ihrer hauptsächlichsten Produktion im Großen zu betreiben und somit dem Handel ein neues Erzeugniß, den

Menschen ein kräftiges Nahrungsmittel zuzuführen. Kurz, es gibt wenige Gebiete des Lebens, in welchen der Name Liebig nicht irgend ein Echo findet. Was die Allgemeinheit ihm dankt, ist bekannt. Sein Laboratorium ist in München der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen; in demselben werden alle Winter hindurch jene berühmten Vorlesungen über die verschiedensten Zweige der Wissenschaft und der Kunst gehalten, welche bis jetzt in ihrem Gesammt-Cyclus ganz einzig sind. Alles dieses und noch vieles Andere, was wir hier unmöglich Alles anführen können, rundet sich ab zu dem Bild eines Mannes, wie es deren wenige gibt und gegeben hat, eines Lebens, von welchem jede Minute gut verwendet worden ist, einer Thätigkeit, welche kein anderes Ziel kennt, wie das Wohl des großen Ganzen, der Völker, der Welt.

Es bleiben uns zur Vervollständigung unseres Abrisses noch einige Worte über die Persönlichkeit unseres großen Lehrers übrig.

Liebig war ein hoher, schlanker Mann mit scharfem Gesicht, festen Lippen, kurz und nachlässig elegant in seinen Bewegungen, von straffer, selbstbewußter Haltung, niemals vernachlässigt im Aeußeren, stets Gentlemen in jeder Beziehung. Besonders merkwürdig war der Blick seines dunklen Auges — eines davon war auffallend starr, man sagt, in Folge einer Explosion — er fesselte, er fascinirte förmlich damit. Weit entfernt von der Bonhomie, womit sonst beliebte Lehrer ihre Schüler zu gewinnen verstehen, war Liebig gegen die seinigen fast abweisend barsch, nie mehr sagend als das Nothwendige, aber stets so bestimmt und sicher, immer auf den Kern zielend und den Nagel auf den Kopf treffend, daß Alle ihn liebten und verehrten

Sein Vortrag entbehrte aller Bestechungskünste und war nicht im mindesten oratorisch gefällig; ein leises Anstoßen mit der Zunge verlieh demselben hier und da sogar etwas Fremdartiges; allein dies verschwand, sobald der Meister in den Fluß kam — da floß die Ueberzeugung von seinen Lippen, und wir haben niemals in unserem Leben eine Lehre klarer, sicherer, deutlicher vortragen gehört, wie von ihm — und doch haben wir viel gehört. Eine wahre Lust war es, ihn experimentiren zu sehen. Zwar war der Vortrag der Experimentalchemie ihm sicherlich lästig, wie er dies jedem begeisterten Forscher sein wird, aber nichtsdestoweniger war er darin wahrhaft groß; das Glück begünstigte ihn auffallend und das Wahrwort: „zur Wissenschaft gehört Muth!“ ist uns damals oft an ihm klar geworden, wenn die Ballons in seinen Händen sprangen und Assistenten und Hörer die Köpfe duckten, während er unbeweglich stand, marmorkalt, ohne irgend nur unwillkührlich Ueberraschung zu zeigen und gleichgültig die Hand ausstreckte nach der gefüllten Reserve-Kugel! Aus seinen früheren Untersuchungen der Knallsäure 2c. 2c. werden fabelhafte, haarsträubende Begebenheiten erzählt; sie konnten ihn nicht einen Augenblick irre machen in seinem großen Berufe. Im Umgange außerhalb seiner Lehrthätigkeit war Liebig ein höchst liebenswerther Mann, reich in der Unterhaltung, einem guten Witz und Scherz nicht abgeneigt, die Seele einer Gesellschaft. Wie er in Gießen sammt seiner vortrefflichen Gattin beliebt war, das drückte eines Abends in großer Gesellschaft bei ihm ein Toast aus, der uns unvergeßlich geblieben ist; ihn brachte ein College, und er lautete einfach: „Wen lieb' ich? Den Liebig, Die Liebig — die lieb' ich!“ Leider

hat, der ihn damals ausbrachte, später bethätigt, daß geflügelte Worte rasch in die Lüfte verwehen. Seinen Schülern ist Liebig ein väterlicher Berather gewesen; Viele verdanken ihm eine geachtete Lebensstellung.

Damit beschließen wir die kurze Charakteristik eines Mannes, welchem die Landwirthschaft zu größerem Danke verflichtet ist, wie irgend einem zuvor. Sie ist aber zu noch mehr verpflichtet — sie hat wieder gut zu machen, was sie seiner Zeit an ihm gesündigt hat durch Mißverständniß und Wegwerfung. Sie kann diese Verpflichtung nicht zu größerer Genugthuung für ihn und für sich lösen, als durch richtiges, besonnenes Fortschreiten auf dem guten Wege, den er gebahnt, und durch das möglichste Streben, seine Lehren in der Praxis zu verwirklichen, durch Erfahrung zu bestätigen. Dieser Dank wird ihm der liebste sein, indem er zugleich der Sache, der er sich so treu und erfolgreich gewidmet hat, Segen bringt. Und wenn dereinst unsere Enkel sich freuen über die reichen Ernten, welche ihre Väter nicht erzielt haben, wenn sie es unbegreiflich finden, daß die Vorzeit nicht hat einsehen gewollt, die vollste Kasse erschöpfe sich endlich, wenn man noch so wenig davon nehme, ohne hinzu zu thun; wenn sie in der Chemie ihre Führerin und in der Wissenschaft die unabtrennliche Zwillingsschwester der Praxis zu denken gewohnt sind — dann dürfen sie sagen mit Genugthuung und Stolz:

„Er war unser, ein Deutscher,
Justus von Liebig!“

sich, der ihm damals ausbrachte, später bethätigt, daß
gewiß die Natur selbst ihm die Gabe verliehen. Seinen
Schülern ist Liebig ein väterlicher Berather gewesen,
Viele verdanken ihm eine gesicherte Lebensstellung.

Damit beschließen wir die kurze Charakteristik eines Mannes, welchem die Wissenschaft zu größerem Danke verpflichtet ist, wie irgend einem andern. Sie ist aber ihm noch mehr verpflichtet — sie hat wieder gut zu machen, was sie seiner Zeit an ihm gesündigt hat durch Mißverständniß und Zurückweisung. Sie kann diese Verpflichtung nicht zu größerer Genugthuung für ihn und für sich lösen, als durch eifriges, besonnenes Fortschreiten auf dem guten Wege, den er gebahnt, und durch das unablässige Streben, seine Lehren in der Praxis zu verwirklichen, durch Erfahrung zu bethätigen. Dieses thut wohl, thut der theure Mann, indem er zu Zwecke der Sache, der er sich so treu und erfolgreich gewidmet hat, Segen bringt. Und wenn dereinst unsere Enkel sich freuen über die reichen Ernten, welche ihre Väter nicht erzielt haben, wenn sie es unbegreiflich finden, daß die Vorzeit nicht hat einsehen gewollt, die wohlthätige Kraft erschöpfe sich endlich, wenn man noch so wenig davon nehme, ohne hinzu zu thun; wenn sie in der Chemie ihre Zuflucht und in der Wissenschaft die Grundbedingungen aller Rentabilität der Praxis zu suchen gewohnt sind — dann dürfen sie sagen mit Genugthuung und Stolz: das that

„Er war, wie wir, ein Deutscher,
Justus von Liebig."

IV.

Völkerkunde.

1. Die Egypter.

In Afrika hat, nach den Ueberlieferungen der Geschichte bis jetzt nur ein Volk eine hervorragende Rolle gespielt. Das ist das Volk der Egypter. Es erregt dieses Volk und sein Land unsere größte Bewunderung sowohl in Hinsicht auf das Gute, als auch auf das Schlechte, was uns von ihm bekannt ist.

Zu dem uns bekannten Guten gehört die Fruchtbarkeit des Landes. Diese wird vornemlich erzeugt durch die Ueberschwemmungen des Flusses Nil, welche vom Juni bis September in den Niederungen des Landes stattfinden. Der durch das ganze Egypten sich hindurchziehende Fluß führt mittelst der Ueberschwemmungen über die Ländereien einen fetten, düngenden Schleim. Getreide, Reis und Baumwolle wachsen durch diese Düngung im Ueberfluß. Freilich, wenn einmal die Ueberschwemmung nicht in hinreichendem Umfang statt hat, kann dort auch Mißwachs und theure Zeit eintreten.

Zu dem Guten, worüber wir aus der Geschichte der Egypter Kenntniß erhalten, gehört ferner die hohe

Stufe der Bildung, auf welcher dieses Volk in einer weit zurückliegenden Vorzeit sich befunden hat. Trümmer der verschiedensten Art weisen auf große und prachtvolle Städte hin, welche dort geblüht haben. Einige der hervorragendsten waren Theben (No oder No Amon, Hesek. 30, 14) und Memphis (Moph oder Noph, Jes. 19, 13. Hesek. 30, 13). Ebenso, ja mehr noch als diese Städteruinen geben von den Prachtbauten des Volkes Zeugniß die sogenannten Oblisken, d. i. spitzzulaufende, aus Einem Stein verfertigte Säulen von 100—180 Fuß Höhe; Ueberbleibsel von Palästen und Tempeln, Grabhöhlen, und ganz besonders die sogenannten Pyramiden. Diese zuletzt genannten Baudenkmale dienten wohl zumeist den Königen als Begräbnißstätten. Es sind vierseitige, nach oben sich zuspitzende Gebäude von Steinen in einer Höhe von 500—800 Fuß. Alle diese Ueberreste der Bau- und Kunstarbeiten lassen uns auf ein hohes Maß von Kenntnissen in der Mechanik und Meßkunst unter jenem Volke in frühester Zeit schließen und mit Recht ist darum in der Apostelgeschichte die Bemerkung gemacht: Moses war gelehret in aller Weisheit der Egypter und war mächtig in Werken und Worten (7, 22). Ein solches Volk mußte, so lange es in seiner Blüthezeit stand, auch das Gute und Rühmliche haben, daß es durch weise Könige und Staatsleiter mächtig und hochgeehrt seinen Nachbarn erschien.

Neben allem diesem Guten deckt uns die Geschichte aber gar viel Schlimmes von den Egyptern auf. Dazu gehört vor Allem die niedere Stufe der Erkenntniß, welche sie in Beziehung auf die Religion hatten. Es war in diesem Volke das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Wesen vorhanden, und es machte sich

bei ihm das Bedürfniß übermenschlicher Hilfe in der Noth im hohen Grade geltend, auch glaubten die Leute dort an eine Fortdauer der menschlichen Seelen nach dem Tode; aber bei alle dem gilt von diesem Volke, wie von den meisten heidnischen Völkern das Wort des Apostels in seiner vollsten Wahrheit: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere (Röm. 1, 22. 23.). Groß war die Anzahl der Götter, welche die Egypter verehrten, und dazu gaben sie jedem ihrer Götter ein Thier, unter welchem sie sich den betreffenden Gott dachten, und welches sie darum ebenfalls göttlich verehrten. So kam es, daß dort Löwen, Wölfe, Hunde, Böcke, Katzen, Schlangen, Mäuse, manche Vögel, vornemlich aber der Ibis, ein dem Storche ähnlicher Vogel, göttliche Ehre genossen. Ihre Götter theilten sie übrigens in 2 Klassen ein: in solche, von welchen den Menschen Wohlthaten zufließen sollten, und in solche, von welchen alles Schädliche hergeleitet werden müßte. Die vornehmsten Götter der ersten Klasse waren Osiris und Isis. Unter dem Osiris verstanden sie die Sonne; er war der Gott, welcher ihnen die höchste Wohlthat: Licht und Wärme erzeigte. Unter der Isis begriffen sie die Erde; sie hielten sie für die Gattin des Osiris, und sie erschien ihnen als gütige Mutter, welche dem Lebenden Nahrung spendet.

Weil sie sich vorstellten, Osiris wohne in einem schwarzen Thiere mit einem weißen Stern auf der Stirne und mit allerlei anderen Zeichen auf dem Rücken und an sonstigen Theilen des Körpers, so hatten sie allezeit ein solches Thier, welches sie Apis

nannten und hielten kein anderes so heilig als dieses. Starb ein Apis, so ging nach des Volkes Wahn der Geist des Osiris in einen neuen Apis über. Bis sie den neuen Apis fanden, war oft in Egypten viel Trauer vorhanden. Alles jauchzte aber in Freude auf, wenn irgendwo ein männliches Kalb gefunden wurde, welches die Zeichen des Apis an sich trug. — Die Isis wurde unter der Gestalt einer Kuh verehrt. — Das Schädliche in der Welt führten sie nur auf einen Gott zurück, welcher Typhon genannt wurde. Das Thier, in welchem sie ihn sich lebend und wirkend dachten, war das Krokodil. Man hielt Krokodile — diese gefährlichen Thiere, in einer Stadt in besonders für sie angelegten Teichen.

Zu dem Schlechten dieser Religion kommt noch das, daß ihre Bekenner den Göttern nur durch Opfer und Ceremonien, nicht durch ein tugendhaftes Leben gefallen zu können glaubten. In einzelnen Fällen verübten sie den Göttern zu Ehren sogar unsittliche Handlungen. Wie muß man bedauern, daß da das Gute in den Dienst des Schlechten gestellt wurde! Denn die Baukunst und die ihr zu Grunde liegenden mechanischen und geometrischen Kenntnisse fanden zum großen Theil ihre Anwendung in der Aufbauung prachtvoller Tempel für die Gottheiten.

Schlecht war in Egypten auch die dort vorhanden gewesene Kasteneintheilung. Das Volk war in verschiedene solcher Kasten oder Stände gegliedert und nach der dabei geltenden Ordnung mußte der Sohn immer die Beschäftigung des Vaters treiben, ob er Neigung dazu hatte oder nicht. Ueber die Hälfte der Einwohner waren Sclaven, entsetzlichem Druck und Elend ausgesetzt.

Um 550 v. Chr. verschwand die Selbstständigkeit des Volkes der Egypter und seiner Monarchie. Das Land wurde, wie noch manche andere Staaten Asiens, Afrikas und Europas, der großen persischen Monarchie von Cyrus einverleibt.

2. Die Griechen.

Die Griechen waren ein aus verschiedenen Stämmen gemischtes Volk, egyptischen und asiatischen Ursprungs, und traten schon beinahe 1600 Jahre vor Christus auf. Doch ist die älteste Geschichte dieses Volkes mit vielen Fabeln vermischt und erst um's Jahr 1100 v. Chr. bekommt dieselbe einige Sicherheit. Thessalien im nördlichen Griechenland, Böotien und Attika im mittleren Theil, und Korinth, Argolis, Arkadien, Messenien und Sparta im Peloponnes waren die Hauptheile und Staaten des Landes; auch die Inseln Cypern, Creta, Rhodus, Euböa, Salamis, Paros ꝛc. wurden zu Griechenland gerechnet.

Unter allen Völkern der alten Welt haben die Griechen zur Kultivirung anderer Völker am meisten beigetragen und die meisten Niederlassungen (Kolonien) gegründet. Sie hatten z. B. Pflanzstädte in Kleinasien (Smyrna, Ephesus), in Unteritalien (Tarent, Neapolis), in Sicilien (Messina, Syrakus), auf Sardinien und Korsika, an der gallischen und spanischen Küste, in Afrika, am schwarzen Meere ꝛc.

Athen und Sparta ragten unter allen Staaten Griechenlands am meisten hervor. Die Spartaner erhielten im Jahr 880 durch Lykurg ihre Gesetze, wodurch sie zu einem kriegerischen Volk gebildet wurden. Jede Verweichlichung und aller Luxus waren verboten,

Gehorsam gegen das Gesetz, Ehrfurcht gegen das Alter, Tapferkeit im Krieg als höchste Tugenden empfohlen. Zur Abhärtung des Leibes mußten die Knaben fleißig laufen, ringen, werfen, baden. Ihre Nahrung war unschmackhaft, aber kräftig, Schuhe trugen sie nicht. Auf der Straße durften sie nicht anders gehen als die Hände unter dem Mantel haltend und den Blick zur Erde senkend. Dadurch sollten sie der Bescheidenheit sich befleißigen lernen. Um sie gegen körperliche Schmerzen unempfindlich zu machen, wurden sie jährlich einmal am Feste der Diana (Apostelgesch. 19) öffentlich mit Geißeln blutig gepeitscht; keiner durfte dabei eine Miene des Schmerzes machen. Neugeborne Kinder, welche zu so harter Erziehung nicht tauglich schienen, weil sie zu schwächlich oder mißgestaltet waren, mußten in eine Kluft am Berge Taygetus geworfen werden.

Der Gesetzgeber Athens war Solon (600). Auch hier wurden Leibesübungen angestellt wie in Sparta, um den Körper stark und gewandt zu machen; aber Solon wollte die Athener auch zu nützlichen und arbeitsamen Bürgern bilden. Der Müßiggänger war ehrlos; jeder mußte sich ausweisen, wovon er lebte. Musik, Bildhauerei und Baukunst sollte den Geist und die Seele für Schönheit, Maas und Ordnung empfänglich machen. Und so kam es, daß die Athener das gebildetste Volk der alten Welt wurden. Daß sie aber eben so tapfer als gebildet waren, bewiesen sie in den Kriegen gegen die Perser (490 und 480 v. Chr.)

Die europäischen Griechen hatten ihre kleinasiatischen Landsleute in einem Kriege gegen den Perserkönig Darius unterstützt. Dafür wollte dieser die Griechen züchtigen und schickte ein Heer von 100,000 Mann nach

Griechenland. Bei Marathon, nicht ferne von Athen, standen 10000 Athener unter Miltiades, also Ein Grieche gegen zehn Perser. Das Häuflein war im Vergleich zu der Masse der Perser nur klein, aber begeistert für die Freiheit und darum kampflustig und mit dem höchsten Muth erfüllt. Sieggekrönt gingen die tapfern Athener aus dieser Heldenschlacht, und auf diesen großen Tag ist auch der Anfang der Größe Griechenlands in Hinsicht auf Politik, Wissenschaft und Kunst zurückzuführen.

Darius machte größere Rüstungen zur Unterjochung Griechenlands, starb aber über denselben. Doch sein Sohn Xerxes brachte endlich ein Heer Streiter von mehr als einer Million zusammen, bestehend aus wenigstens 50 verschiedenen Volksstämmen, und setzte mit ihnen nach Europa über.

Bei Thermopylä, einem Engpasse im nördlichen Griechenland, stand der spartanische König Leonidas mit 300 Spartanern uud mehreren Tausend Bundesgenossen und verschloß den Persern den Weg, bis ein Verräther ihm die Feinde in den Rücken führte. Da schickte er die Bundesgenossen fort, behielt nur die 300 Spartaner und 700 Thespier und stürzte sich mit ihnen in die Feinde. Viermal wichen diese, aber endlich fielen die Helden, nachdem sie eine Menge der Feinde getödtet hatten. Es wurde ihnen ein Denkmal errichtet, auf dem die Worte standen:

Wanderer, melde den Lacedämoniern (Spartanern),
Daß wir hier liegen, ihren Befehlen gehorsam.

Ein solcher Heldentod begeisterte Griechenland aufs höchste.

Der Athener Themistokles befehligte die griechische Flotte; die persischen Schiffe waren dieser nicht mehr

ferne. Da ein Theil der Griechen mit den Schiffen fliehen wollte, so schrieb Themistokles dem König Xerxes, er sei heimlich sein Freund und wolle ihm die griechischen Schiffe in die Hände liefern; er solle nur schnell herbei segeln. Durch diese List waren die verzagten Griechen zu bleiben gezwungen, und durch ihre Tapferkeit ging dann die persische Flotte beinahe völlig zu Grunde. (480 v. Chr.) Xerxes eilte nach Asien zurück und ließ nur einen Theil seiner Truppen zurück. Im folgenden Jahre wurden auch diese an Einem Tage zu Wasser und zu Land geschlagen, und Griechenland war gerettet. Es hatte gezeigt, was Vaterlandsliebe und Ueberlegenheit des Geistes vermögen. Waren die einzelnen griechischen Staaten auch oft unter sich uneins, gegen den gemeinsamen Feind waren sie stets einig und verdienten zu siegen, da sie sich selbst zu besiegen verstanden. Wenn wir einzelne Männer als Helden nennen, z. B. Miltiades, Themistokles, Leonidas, Aristidas, Cimon, 2c. so wollen wir sie uns als die Führer eines Heldenvolkes bezeichnen; denn ein solches waren die Griechen.

Schade nur, daß die zwei mächtigsten Staaten Griechenlands, Sparta und Athen, stets eifersüchtig aufeinander waren, und jeder nach Oberherrschaft über die kleineren Staaten strebte! Diese Eifersucht führte endlich zu einem 27 jährigen, dem peloponnesischen Kriege (431—404). Perikles, einer der größten Staatsmänner Athens, starb im dritten Jahre dieses Krieges, und mit ihm endete die große Zeit Athens; denn ihn konnte Niemand ersetzen.

Alcibiades besaß alle Tugenden und Fehler seiner Mitbürger, die schon im Sinken begriffen waren. Er war muthwillig, eitel, ehr= und ruhmsüchtig und ruhte

nicht, bis ihm eine Flotte gegen die Syrakusaner auf Sicilien übergeben wurde. Doch bald wurde er angeklagt; er floh zu den Spartanern und reizte diese, den Frieden mit den Athenern zu brechen. So führte er in den Reihen der Spartaner Krieg gegen seine Landsleute, und diese waren meist unglücklich in dem Kampfe. Später wurde seine Zurückberufung nach Athen beschlossen, und mit ihm wandte sich auch das Glück wieder zu den Athenern, also, daß die Spartaner um Frieden baten, den sie aber nicht erhielten. Doch bald mußte Alcibiades abermals fliehen. Die Spartaner erkämpften darauf einen glänzenden Seesieg, Athens Streitkräfte wurden völlig vernichtet, seine schöne Zeit war vorüber, und es hat seitdem sich nie wieder erhoben.

Mit Bedauern betrachten wir Athens Fall. Denn nicht blos in den Waffen suchte es seinen Ruhm, wie Sparta; es strebte nach höherer Ehre, nach höherer Cultur. Die Stadt prangte mit den herrlichsten Denkmälern der Kunst; auf den Theatern hörte und sah man die Trauer- und Lustspiele der griechischen Dichter aufführen, und ausgezeichnete Redner ließen sich auf den Rednerbühnen hören, z. B. Perikles, Demosthenes und Andere. — Wollen wir noch einiger Dichter und Schriftsteller Griechenlands gedenken, so sind die ausgezeichnetsten: Homer (950), Hesiod (800), Aesop, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato und Aristoteles. Als Maler waren besonders berühmt Apollodorus, Zeuxis, Parrhasius und Apelles. Auch des Weltweisen Sokrates müssen wir noch erwähnen; er lebte um das Jahr 400 und war Zeitgenosse des Alcibiades. Er wurde der Weiseste unter den Sterblichen genannt, und dennoch sagte er,

je mehr er zu lernen sich bestrebe, desto mehr sehe er ein, daß er gar wenig wisse. Wißbegierige Jünglinge wurden seine Schüler, die er größtentheils gesprächsweise unterrichtete. Der Neid klagte ihn an, daß er die Jugend verderbe, und er wurde deßhalb verdammt, den Giftbecher zu trinken. An seinem Todestage unterhielt er sich noch mit seinen Schülern über die Unsterblichkeit der Seele.

Sparta hatte eine Zeitlang die Oberherrschaft in Griechenland, mußte sie aber an Theben übergehen sehen, nachdem die Thebaner Pelopidas und Epaminondas durch 2 Schlachten bei Leuktra und Mantinea in den Jahren 371 und 362 Sparta gedemüthigt und von seiner Höhe gestürzt hatten. Doch mit dem Tode dieser beiden Männer ging Thebens Stern wieder unter.

3. Alexander der Große.

Vornemlich drei große, sogenannte Weltreiche zeigt uns die Geschichte der alten Welt. Diese Reiche sind: das medisch-persische, das macedonisch-griechische, das römische Weltreich. Die Geschichte derselben ist eine Geschichte ihrer Entstehung und ihres Unterganges, wie das die Geschichte aller Reiche ist, welche von dieser Welt sind. Groß und mächtig wird ein Reich immer nur, wenn, und so lange als Männer von außerordentlicher Kraft des Geistes und unbezähmbarem und gewaltigem Drang des Willens an ihrer Spitze stehen.

In der zweiten Weltmonarchie war der hervorragendste Mann dieser Art Alexander der Große. Bezeichnend für seinen Thatendrang ist das Wort, welches man ihm in den Mund legte: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen". So soll er aus-

gerufen haben bei der Nachricht von einem neuen Sieg, welchen sein Vater errungen hatte. Denn auch dieser, Philippus, König von Macedonien, war schon ein ehrgeiziger und eroberungssüchtiger Mann. Er hatte sein Reich bereits mit vielen eroberten Provinzen in Europa erweitert, auch Griechenland hatte er in der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) überwunden, nur daß er großmüthig den Griechen ihre Verfassung und Freiheit ließ und sich begnügte mit der Forderung, zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser erwählt zu werden. Diese sollten nemlich überwunden und seinem Reiche ebenfalls einverleibt werden. Seine Ermordung machte ihm die Ausführung dieses Planes unmöglich.

Sofort nahm aber sein Sohn Alexander den Plan auf. Im Jahre 334 begann er seine Eroberungszüge. Nur 34,000 Mann hatte er bei sich, aber es waren abgehärtete, wohlgeübte und für ihren Feldherrn hochbegeisterte Leute. Nachdem er Kleinasien sich unterthan gemacht hatte, überwältigte er den Perserkönig Darius Codomannus durch die Schlacht bei dem Städtchen Issus in Cilicien so vollständig, daß dieser sich nach dem Innern seines Reiches flüchten mußte. Nun aber drang Alexander auch unaufhaltsam ein in die gesegnetsten und blühendsten Länder und Städte Asiens Syrier und Phönicier fielen vor ihm ohne Widerstand, nur Tyrus und Sidon, diese stolz gewordene Inselstadt im Mittelmeere, trotzte auf seine feste Lage und leistete Widerstand. Indeß gelang es Alexandern, durch einen vom festen Land bis an die Insel hin angelegten breiten Damm, nach siebenmonatlicher Belagerung die Stadt trotz ihres verzweifelten Widerstandes einzunehmen und zu zerstören. Es erfüllte sich da an ihr die Weissagung bei Ezech. 26, 12.

Auch nach Jerusalem gelangte Alexander auf seinem Eroberungszug. Die Stadt wurde ihm vom Hohenpriester, der Uebermacht weichend, übergeben. Doch benahm sich Alexander gegen die Juden gnädig und ließ ihnen ihre besondere Verfassung. Von Jerusalem aus zog er nach Egypten, wo er schnell Sieger geworden ist und Alexandrien gründete, eine nachher namhaft gewordene Handelsstadt und zugleich berühmt gewordene Bildungsstätte griechisch-jüdischer Weisheit. Von Egypten zurückkehrend unternahm er es, das persische Reich vollends an sich zu bringen, und trotz wohlvorbereiteten Widerstandes von Seiten des Darius führte er dieses Unternehmen ohne besondere Schwierigkeiten aus (331). Ungeheuere Schätze nahm er als Beute von den eingenommenen persischen Städten weg.

Noch weiter trieb ihn jetzt seine Eroberungssucht; auch Indien sollte unter seinen Scepter kommen und schon waren Fürsten und Völker unterworfen, schon war er bis an den Ganges vorgedrungen, als die Weigerung seiner Macedonier, noch weiter von der Heimath sich zu entfernen und noch länger auf belohnende Ruhe nach ihren Strapatzen zu verzichten, ihn zur Umkehr nach Persien nöthigte. Unter ungeheueren Anstrengungen und Verlusten an Mannschaft kam er nach Persien zurück. Da, nachdem er auf seinem letzten Zuge alle Mühseligkeiten mit dem geringsten Soldaten getheilt hatte, überließ er sich auch mit den Seinigen maßloser Ausschweifung und Schwelgerei und erhöhte sich selbst zu Gott. Zwar nicht für immer gedachte er ein solches üppiges Leben fortzuführen; vielmehr trug er sich mit dem großen Plan, Afrika und Indien ganz sich zu unterwerfen; aber der Tod verhinderte die Ausführung dieser Absicht. Erst 33 Jahre alt starb

Alexander im Jahre 323 v. Chr. Er hinterließ nur unmündige Kinder, und weil er auf die Frage, wem die Regierung des Reiches nach seinem Tode zufallen solle, keine näher bestimmende Antwort gab, als: „dem Tüchtigsten“, aber mehrere seiner Feldherrn sich für den Tüchtigsten hielten, so entstand unter diesen ein 23jähriger, die große Monarchie auflösender Krieg.

Bei den großen Verwüstungen, welche überall durch Eroberer veranlaßt werden, ist es einigermaßen tröstlich, daß die Hand des allmächtigen Gottes auch harte und ehrgeizige Menschen zur Ausführung hoher Wohlthaten für die Menschen zu benützen weiß. Wir sehen das in der Geschichte Alexanders des Großen recht deutlich. Er hatte den Aristoteles, einen der gebildetsten und weisesten Griechen zum Lehrer seiner Jugend und bei seinen großen natürlichen Anlagen des Geistes und Herzens gelang es jenem um so leichter, ihn zu einer hohen Stufe der Bildung zu erheben und mit großer Begeisterung zur Ausbreitung griechischer Bildung zu erfüllen. Diese Verbreitung der Bildung behielt er denn auch überall im Auge, sie war Gegenstand seiner Bemühung in fernen Ländern, und auf diese Weise bahnte er der erst einige Jahrhunderte nach ihm erfolgten Ausbreitung des Evangeliums den Weg.

Er hat auch in Alexandrien eine Versammlung von Gelehrten veranlaßt, durch welche das alte Testament in die griechische Sprache übersetzt unbd adurch auch den gebildeten heidnischen Völkern zugänglich gemacht wurde.

Von diesem Alexander wollen wir mit unserer geschichtlichen Betrachtung nicht scheiden, ohne schließlich noch seiner seltsamen Begegnung mit einem wunderlichen griechischen Philosophen Erwähnung zu thun. Diogenes hieß derselbe. Als er diesen nemlich einmal

kennen lernen wollte, fand er ihn vor seiner Tonne, in der er wohnte, während er eben Mittagsruhe hielt. In der Unterhaltung mit ihm fragte ihn Alexander, womit er ihm eine Gunst bezeugen könne. „Tritt mit deinen Leuten mir aus der Sonne“, das war des Sonderlings Antwort. Während Alexanders Begleiter darüber unwillig waren, machte er die witzige Bemerkung: „Er hat Recht, und wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein.“

4. Die Römer.

Die Römer haben ihren Namen von der Stadt Rom, welche, ursprünglich eine Colonie in Italien, im Jahre 753 v. Chr. erbaut worden ist. Aus einem kleinen Anfang hat sich hier ein Staat von größtem Umfang und nie mehr dagewesener Macht entwickelt. Rom umfaßte zuerst nur 2 Quadratmeilen und zählte nicht mehr als 4000 Einwohner; in ihrer größten Blüthezeit aber hatte die Stadt ihre Herrschaft ausgedehnt über 130,000 Quadratmeilen und mehr als 100 Millionen Menschen in 3 Welttheilen.

Das römische Staatswesen hat dreierlei Stadien durchlaufen: Königthum, Republik, Kaiserherrschaft. Roms erster König war auch sein Gründer und hieß Romulus. Der letzte König, Tarquinius der Stolze, wurde, nachdem die Königsherrschaft 243 Jahre gewährt hatte, aus der Stadt vertrieben. Von nun an war Rom Freistaat oder Republik geworden. Die höchste Macht ruhte in den Händen des Senates (Volksvertretern) mit zwei Consuln an der Spitze. In den Kriegen führten gewöhnlich die Consuln das Heer an; in gefährlichen Fällen aber wurde, jedoch nur auf

ein halbes Jahr, ein Diktator gewählt. Die Einwohner theilten sich in Patricier und Plebejer (Adel und Volk) und waren so strenge von einander geschieden, daß erstere sich mit letzteren durch Ehen nicht vermischten. Die Plebejer standen dabei unter hartem Druck der Patricier, bis die ersteren sich empörend, auf einem Berge außerhalb der Stadt verschanzt den Patriciern die bedeutendsten Zugeständnisse an sie abnöthigten. Dadurch erlangten sie das Recht, im Senat durch von ihnen gewählte Wortführer vertreten zu sein. Man hieß diese Volkstribunen und ihre Zahl belief sich zuerst auf 2, später auf 5. Sie konnten zwar kein Gesetz vorschlagen, aber mit ihrem Veto, d. h. ich genehmige nicht, konnten sie jeden Beschluß des Senats unausführbar machen. Indeß mit diesem Rechte waren die Plebejer noch nicht zufrieden gestellt. Sie verlangten vollständig gleiche Berechtigung in allen Stücken mit den Patriciern, und weil diese keine gewohnten Vorrechte aufgeben wollten, so hörten die Reibungen im Innern des Staates so wenig auf als die Händel und Kriege mit äußeren Feinden.

Nach der Vertreibung des Tarquinus hatten sich die Römer mehrfacher Versuche desselben, sich in Verbindung mit anderen Königen seiner alten Herrschaft zu bemächtigen, auf's tapferste und standhafteste erwehrt. Streitigkeiten mit benachbarten Völkern dauerten darauf aber noch lange fort.

Im Jahr 390 v. Chr. wurde Rom mehrere Monate lang von den Galliern unter ihrem Anführer Brennus belagert. Schnatternde Gänse auf dem Kapitol der Stadt haben einen Ueberfallsversuch der Feinde der römischen Besatzung verrathen. Unterhandlungen mit den Feinden haben sich am Uebermuthe des Brennus

zum Verderben desselben zerschlagen. Während er das von den Römern zur Erkaufung des Abzuges den Galliern bezahlte Gold in einer falschen Wage nachgewogen und auf Beschwerde der Römer hierüber zu den Gewichten sein Schwert gelegt haben soll mit den Worten: „wehe den Besiegten", erschien der römische Diktator Camillus mit einer tapferen Schaar und rief: „weg mit dem Golde, mit Eisen erkauft der Römer sein Vaterland!" Schon am andern Tage war Brennus gänzlich geschlagen, und konnte Camillus seinen feierlichen Einzug zwar nur in einer zerstörten Stadt halten, so war doch Rom bald wieder aufgebaut. — Auch in der aufgebauten Stadt gingen wie vor der Zerstörung die inneren Zwistigkeiten nicht aus. Doch setzten die Plebejer endlich das Verlangen durch, daß einer der beiden Consuln immer aus dem Bürgerstande gewählt werden mußte (367 v. Chr.), und von der Zeit an hörten die hitzigen Reibungen zwischen Volk und Adel auf. Das Gemeinwesen erstarkte dadurch in dem Grade, daß die Heldenzeit der Römer ihren höchsten Triumph feierte.

Mit Lateinern und Samnitern hatten sie ein halbes Jahrhundert lang gewaltige Kriege zu führen. Diese Kriege aber bahnten ihnen den Weg zur Eroberung von ganz Italien. Im Verlaufe dieser Eroberung wurden sie auch in Krieg mit einem nicht italienischen Fürsten verwickelt. Tarent, eine griechische Pflanzung an der Küste Unteritaliens und blühend durch Reichthum und Handel, hatte römische Gesandte auf empörende Weise mißhandelt. Als die Römer für diese Schmach Genugthuung verlangten, haben die muthlos gewordenen Tarentiner den König Pyrrhus von Epirus zu Hilfe gerufen. Dieser gewann zwar mit

Hilfe seiner griechischen Kriegsmanier und 20 Schlacht-Elephanten einige Kriege, aber doch verlor er dabei immer viele Krieger, und nachdem er sein Kriegsglück vergeblich auch auf einem anderen Kriegstheater inzwischen versucht hatte, in Sicilien nemlich, wurde er so vollständig von den Römern geschlagen, daß er eilig sich nach Hause flüchtete.

Hatten die Römer jetzt ganz Mittelitalien in ihrer Gewalt, so begnügten sie sich mit ihrer Macht doch keineswegs, vielmehr erstreckte sich ihre Begierde auch auf Unteritalien und Sicilien. Aber mit dieser Begierde begegneten sie einer ganz gleichen Absicht der Karthager, welche eine reiche und blühende Republik an der Nordküste von Afrika hatten und mächtig zur See waren. Bald entspannen sich die Händel zwischen den beiden Völkern, und der Ausgang davon war der, daß nach 118 Jahren und nach 3 schweren und blutigen Kriegen Karthago in einem 17 Tage andauernden Brande völlig zerstört worden ist. Von 700000 Einwohnern behielten nur ohngefähr 40000 das Leben. Nach Karthagos Fall kam bald ganz Nordafrika in der Römer Hände.

Die Eroberungen der Römer nahmen überhaupt von nun an einen raschen Fortgang. Im Jahre der Zerstörung Kathagos wurde auch Korinth mit seinem Reichthum herrlicher Kunstschätze von den Römern zerstört, nachdem Macedonien schon 2 Jahre früher unter ihre Herrschaft gekommen war. Griechenland wurde unter dem Namen Achaja römische Provinz. Dreizehn Jahre später wurden die Römer Herren über ganz Spanien trotz des verzweifelten Widerstandes, welchen sie fanden. Die Stadt Numantia in Castilien konnten sie nicht erobern, aber nach einer 14 jährigen Belager-

ung haben die ausgehungerten Einwohner ihre Stadt selbst angezündet und sich ermordet. Von ihrer Härte gegen die unterjochten oder zu unterjochenden Völker gaben sie bei einem Sklavenaufstand in Sicilien ein furchtbares Beispiel. Derselbe wurde nemlich dadurch gedämpft, daß man 20000 von 70000 aufständischen Sklaven tödtete. Selten haben die Römer zwar eine so schnelle Besiegung feindlicher Völker zu Stande gebracht als damals, da ihr Feldherr Julius Cäsar aus Asien einmal einen Kriegsbericht an den Senat mit folgenden wenigen Worten einschickte: „ich kam, sah, siegte!" Indeß, es gelang ihnen, überall Sieger zu werden, wo sie es werden wollten; sie scheuten zur Erreichung ihres Ziels kein Mittel, half Tapferkeit nicht, so half die Kunst der Bestechung. So kam es, daß die Römer im Jahr 63 v. Chr. die Reiche in Vorderasien erobert und die Juden in Zinspflicht gegen sie gebracht hatten. Außer den schon angeführten Ländern unterwarfen sie sich in Europa auch noch Gallien (Frankreich) Belgien, die Länder zwischen den Alpen und der Donau und das ganze westliche Deutschland. Auch Brittannien (England) wurde unter Cäsar besucht. In Afrika eroberten sie im Jahre 31 auch Egypten.

Um diese Zeit etwa war der Bau des ganzen Reiches vollendet, aber nicht so, daß nicht verschiedene Male die unterjochten Völker Versuche zu ihrer Losreissung von den Eroberern gemacht und letztere verzweifelte Anstrengungen zur Behauptung ihrer Eroberungen gemacht hätten. Mit der Vollendung des äußeren Gebäudes des großen römischen Reichs hörte aber auch die Spannkraft des Volkes, die so Großes zu Stande gebracht hatte, auf, es trat Erschlaffung der Tugenden

und dann nach und nach der Sturz des alten Reiches ein. An diesem Schicksal desselben waren die ehrgeizigen und habsüchtigen Bestrebungen der Führer des Volkes Schuld. Dieselben waren längst gewohnt, bei den Eroberungen fremder Völker sich zu bereichern. Die Reichen brachten es dann dahin, daß sie die einträglichsten Aemter in Händen hatten. Nun wollten aber auch die Armen gut leben, ohne Arbeit und Mühe zu übernehmen. So mußte es geschehen, daß im Innern Unzufriedenheit entstand. Aus ihr gingen dann entsetzliche Gräuel bis zum Bürgermord hervor. Die einst ehrwürdige Versammlung des Senates zählte gar manchen feilen Mann zu ihren Gliedern. Einen der schrecklichsten Bürgerkriege erregte Sulla. Er brachte aus Asien und Griechenland nach glücklicher Ueberwältigung mehrfacher Aufstände dortselbst ein zügelloses Heer nach Italien. Vor den Thoren Roms entspann sich zwischen ihm und einer ihm feindlich gesinnten Parte iein Kampf, bei welchem im grauenvollen Morden 15 theils wirkliche, theils gewesene Consuln, 90 Senatoren, 2000 Ritter, 4000 angesehene Männer und über 100,000 Bürger getödtet wurden.

Mehrfache Verschwörungen gegen den Freistaat wurden von einem Wüstling, Namens Catilina, angestiftet. Die dritte wurde von dem im Jahre 63 zum Consul gewählten Dichter und Redner Tullius Cicero vereitelt. Es geschah dieß ohne Waffengewalt und Blutvergießen, einzig durch die Kraft seiner Beredtsamkeit. Aber obwohl ihm ein strenger Republikaner, Porcius Cato, zur Seite stand, so konnten diese beiden Männer doch die Republik nicht erhalten. Durch drei Männer, glühend von Ehrgeiz und Herrschbegierde, wurde die Monarchie vorbereitet; sie hießen: Pompejus,

Crassus und Cäsar. Diese verbanden sich miteinander und theilten die Regierung des Staates. Als Crassus nicht lange nachher sein Leben im Kriege verloren hatte, hatten die höchste Herrschaft Pompejus und Cäsar in Händen. Der ehrgeizigste von ihnen war Cäsär. Ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geistes und ausgebreiteten Kenntnissen konnte er doch keinen Nebenbuhler neben sich leiden. Nachdem er Veranlassung zum Kampfe mit Pompejus bald gefunden hatte, wurde dieser besiegt, verjagt und ermordet. Auch dessen Anhänger überwand Cäsar nach mehrfachen Kämpfen. Hierauf wurde ihm vom Senate die Dictatur auf 10 Jahre übertragen und der Titel Imperator (Oberfeldherr) verliehen. Willkühr und Gewaltthätigkeit, womit er die Freiheiten des Volkes kränkte, veranlaßten Männer vom alten republikanischen Geist zu einer Verschwörung gegen ihn. Unter Anführung des Brutus haben sie ihn mitten in der Rathsversammlung mit 23 Dolchstichen getödtet (44 v. Chr.)

Allein die Römer waren der Freiheit nicht mehr werth; die Mörder Cäsars retteten die Republik nicht mehr, sondern nahmen von Octavianus und Antonius besiegt ein schreckliches Ende. Diese zuletzt genannten Anhänger Cäsars theilten darauf die Herrschaft über Rom. Und als auch sie bald darauf unter sich in Streit geriethen, in welchem Antonius in der Schlacht bei Actium 31 v. Chr. unterlag, wußte Octavianus die Gewalt allein in seine Hände zu bekommen und den Ehrennahmen Augustus, d. i. der Erlauchte, zu erhalten. Mit ihm hat das römische Reich seinen Glanzpunkt erreicht. Nach ihm fing es an zu sinken. Die alte Härte und Grausamkeit, die sich vornemlich in der Zerstörung Jerusalems (70 n. Chr.) zeigte,

blieb zwar, aber auch die alten Sünden blieben, welche statt abzunehmen, noch umfangreicher und verwüstlicher auftraten.

Nachdem dieses römische Weltreich seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, war die Zeit gekommen, da das Reich dessen seine Ausdehnung nach allen Enden der Erde beginnen sollte, welcher der König der Wahrheit ist, und dessen Reich sich über Himmel und Erde erstreckt. Durch die Römer waren dem Ausgange dieses Reiches mittelst der Verbindung der wichtigsten Völker, durch ihre römischen Gesetze und Rechte, durch ihre männliche Sprache, durch ihre unverwüstlichen Heerstraßen 2c. 2c. die Wege in alle Welt hinaus gebahnt.

5. Die alten Deutschen.

Die alten Deutschen waren um die Geburt Christi, wie ihr Land, voll edler Kräfte, aber noch rauh und unverfeinert. Sie theilten sich in mehrere Stämme, von denen die vornehmsten waren: die Sweven (Schwaben), die Saxen oder Sassen (Sachsen), die Boyern (Bayern) und die Franken, welch letztere ursprünglich mehr eine Kriegsgesellschaft als einen eigentlichen Volksstamm bildeten. Sie alle zusammen nannten sich Diet oder Diot, d. i. das Volk, woraus das Wort deutsch (diotitsk), d. h. zum Volke gehörig entstanden ist. Ihre Haare waren blond oder röthlich gelb, bei den Schwaben auf dem Wirbel in einen Knoten zusammengebunden, bei den andern Stämmen meist geschnitten. Die Kleidung war weder künstlich, noch köstlich; ein als Mantel übergeworfenes Stück wollenen Tuch, oder das rauhe ungegerbte Fell eines

Bären oder Wolfes, sogar die Haut eines wilden Schweines deckte die Männer; ihr Helm war dann wohl eines solchen Thieres Kopf, ein Anblick, der den Römern Grauen erweckte. Die Weiber hatten ein langes, leinenes Gewand an, das Hals und Arme frei ließ. Die Augen der alten Deutschen waren blau und groß, von scharfem und durchdringendem Blick. Ihre Waffen waren ungleich. Einige, besonders die Reiter, hatten eiserne Helme von wunderbarer Gestalt dem Rachen wilder Thiere ähnlich, ferner auch Harnisch, Schild und Schwert; daneben zwei Wurfspeere, die sie geschickt zu schleudern wußten. Solche Bewaffnung war aber die seltnere. Die Meisten trugen nichts als einen hölzernen, oder auch aus Weidenruthen geflochtenen Schild an ihrem linken Arm, und einen Spieß zum Wurf wie zum Stoß geschickt, in der rechten Hand. Arme und Beine waren unbedeckt und zeigten die außerordentliche Kraft der Muskeln. Denn die Deutschen richteten von Jugend auf ihre Sorge auf Abhärtung des Körpers, auf Stärke und Schnelligkeit aller Gliedmaßen. Ohne Windeln und Wiege und Federbetten wuchsen die Kinder kräftig heran und übten sich früh, fast gänzlich nackt, im Gebrauch ihrer Glieder. Durch die gesunde Kraft ihrer Nerven wurde ihnen die Kleidung ersetzt und widerstanden sie den Veränderungen der Luft, der Hitze und Kälte, dem Regen und dem Schnee. Eine Bären- oder Wolfshaut, auf die Erde gebreitet, war ihr Lager; dieselbe Haut, wenn der Knabe heranwuchs, war sein Mantel, der kühle Bach seine Erfrischung, so gut im Winter als im Sommer; die einfachsten Speisen, Milch nnd Brod, und das Fleisch von Rindvieh, Wildpret, wohl auch von Pferden, seine Nahrung.

Bogen und Wurfspieß waren von früh an sein Spielzeug und bald seine Waffe, die er nie mehr von sich ließ. Ein Lieblingsspiel der Jugend war, auf scharfe Spieße, welche ihnen ältere Männer in ganzen Reihen entgegenhielten, einzuspringen und Körper und Auge so zu gewöhnen, daß die Schnelligkeit und Gewandtheit des Anlaufs die Gefahr glücklich überwand. Nicht die verdorbene Luft verschlossener Stuben, nicht ein tagelanges Stillsitzen mit zusammengekrümmten Gliedmassen, und vor allen Dingen nicht eine verdorbene Einbildungskraft, welche Lüste und Begierden frühzeitig weckt und den Menschen erschlafft, hemmten die gesunde Ausbildung des Wuchses; denn die Keuschheit war bei ihnen eine so große Tugend, daß ein Jüngling, welcher sie verletzte, von seinen Genossen verachtet wurde. So dürfen wir uns nicht wundern, daß die Deutschen ein so überaus starkes Volk waren, und daß sie den Römern, die von Natur mittelmäßigen Wuchses waren, wie Riesen erschienen. Teutobach König der Cimbern, setzte über 4—6 nebeneinander stehende Pferde hinweg, und er war der einzige, der das vermochte. Als die Cimbern in Italien an den Etschfluß kamen und keine Brücke fanden, da stellten sich ihre stärksten Krieger 3—4 Mann hoch in den Strom quer hinüber und legten Schild an Schild zusammen, um das Wasser aufzustauen, damit das übrige Heer inzwischen durch die auf solche Weise gebildete Furth hinüberziehe; das Wasser war zwar gewaltiger als ihre Kühnheit und riß die lebendige Mauer hinweg; aber welches Kraftgefühl müssen diese Völker gehabt haben, daß sie sich solches unterstehen konnten.

Die Männer übten sich viel in den Waffen, bald

im Kriege bald auf der Jagd; denn nur diese beiden Beschäftigungen hielten sie eigentlich für des freien Mannes würdig. Früh nahm der Vater seinen Sohn mit auf die Jagd, daß er seinen Wurfspieß gebrauchen lernte; der schönste Tag für den Jüngling war aber der, wenn er in der öffentlichen Volksversammlung von dem Fürsten oder von seinem Vater feierlich mit Schwert, Schild und Speer geschmückt und dadurch in die Zahl der Männer aufgenommen wurde. Nun durfte er mit in den Krieg ziehen und mit in der Volksversammlung erscheinen und bei den öffentlichen Angelegenheiten auch seine Stimme geben.

Vor allen Dingen rühmen die Römer die Treue der Deutschen; nichts war ihnen verhaßter als Lug und Trug. „Ein Mann, ein Wort!“ hieß es bei ihnen. Unwandelbare Treue übte der Mann gegen seine Frau und die Frau gegen den Mann, Väter und Söhne, Nachbarn, Gemeindegenossen und die zu einem Völkerbunde Gehörigen untereinander, der Gastfreund gegen seinen Gast, die Fürsten und ihre Untergebenen. Unsere Vorväter waren auch sehr gastfrei. Einem Fremden stund jede Hütte offen. Wer einen Wanderer sah, rief ihn unter sein Dach; 2 Tage genoß er den Landfrieden, am dritten Tage wurde er schon als Hausgenosse betrachtet. Zog der Fremde weiter, so begleitete ihn der Hausherr und ließ ihn nicht ohne ein Gastgeschenk von sich. Die Schande galt bei ihnen mehr als die Strafe selbst, und überhaupt vermochten bei ihnen, wie Tacitus, ein römischer Schriftsteller, von ihnen rühmt, die guten Sitten mehr als anderswo die Gesetze. So muß es sein, wenn ein Volk wahrhaft frei und glücklich sein will!

Im Frieden hatte die oberste Leitung des Volkes

der aus edlen Geschlechtern gewählte Fürst. Die bürgerlichen Angelegenheiten wurden in den Volksversammlungen berathen, zu welchen die Landbezirke oder Gaue zusammentraten. Das Recht wurde unter freiem Himmel öffentlich gesprochen. Der Ort der Versammlung war eine von Alters her geheiligte, offene Stätte. Schmähliche Laster wurden durch Ertränkung in einem Sumpfe bestraft, Feigheit mit dem, was sie gefürchtet, dem Tode.

Man hatte keine geschriebenen Gesetze, sondern urtheilte nach Gutdünken und Herkommen und auch später noch galt der Grundsatz: „Gute Gewohnheit ist als (ebenso) gut, als geschriebene Rechte".

Im Krieg wurde als Anführer ein Heermann oder Herzog gewählt, der ursprünglich nur für die Dauer des Krieges seine Macht hatte. Ein solcher Heermann oder Herzog war jener Hermann oder Arminius, der im Jahre 9 nach der Geburt Christi Deutschland von der Herrschaft der eingedrungenen Römer befreite.

Uebrigens sind nicht alle Gewohnheiten unserer deutschen Voreltern zu loben. So waren sie z. B. bei aller Tapferkeit doch große Freunde des Müssigganges. „Wenn sie nicht in den Krieg ziehen", so erzählt Tacitus, „so bringen sie die Zeit nicht gerade viel mit Jagen, sondern mehr mit Müssiggehen hin und ergeben sich dem Schlafen und Schmausen. Diese tapferen, kriegerischen Leute arbeiten dann nichts, sondern überlassen die Sorge für das Hauswesen und Feld Weibern und Greisen und sonst den Schwächsten im Hause. Sie selbst sind unthätig." „Wunderlicher Widerspruch", fügt er hinzu, „daß ein und dieselben Menschen so sehr die Unthätigkeit lieben und doch die Ruhe hassen!" Sie liebten Schmausereien und Trink=

gelage und ihr Gerstensaft durfte auch bei ihren öffentlichen Berathungen nicht fehlen. Das Spiel liebten Manche so leidenschaftlich, daß sie darüber Hab und Gut und endlich gar ihre Freiheit verspielten. Sie waren auch nicht die pünktlichsten, wenn eine Volksversammlung zusammenberufen war, und ließen gerne auf sich warten; Fehler, von denen leider heute noch mancher im deutschen Blute liegt und doch endlich daraus vertrieben werden sollte.

Das Nemliche gilt von ihren oftmaligen Uneinigkeiten und Fehden untereinander. Wenn keine Ursache zu Fehden war, so suchte man sie bei anderen Stämmen. Gräulich ist es zu sagen, daß sie die Hirnschädel erschlagener Helden als Schale fassen ließen und bei ihren rohen Festen Wein oder Most daraus tranken.

Daß unsere deutschen Voreltern bei allerlei löblichen Sitten und Gewohnheiten doch auch so manche schlimme hegten, wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß sie noch mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt Heiden gewesen sind. Sie verehrten die Sonne und den Mond, ferner Bäume, Hügel, Flüsse, Thäler; diesen oder vielleicht den unsichtbaren Wesen, die sie sich dabei dachten, opferten sie Pferde und andere Thiere. Wodan oder Odin, Thor, Freia oder Frigga waren Hauptgottheiten der alten Deutschen. Von Thor, dem Donnergotte, soll der Donnerstag, von der Freia, der Göttin der Erde, der Freitag seinen Namen haben. Sie unterhielten für ihre Götter heilige Haine. An den Opferstätten wurden die Gaben der Erde, Erstlinge der Früchte, ungesäuerte Kuchen und Kessel voll Biers dargebracht; doch waren die meisten Opfer blutig. Bei den Franken nnd Alemannen wurden hauptsächlich Thierhäupter auf den Altar gelegt, aus deren

Gehirn die Priester weissagten; doch auch Menschen-opfer dauerten fort bis zur Einführung des Christen-thums. Bei den Friesen herrschte, wie bei den heid-nischen Bewohnern der Südseeinseln, die unmenschliche Sitte, daß Mütter, welche etwa zu viel Kinder (beson-ders eines Geschlechts) zu haben glaubten, ein neu-gebornes, ehe es Nahrung empfangen hatte, den Göttern opfern, d. h. tödten durften. Die Sachsen pflegten je den zehnten Gefangenen durch Loos zum Opfer zu be-stimmen. Bei den Herulern mußten sich die Weiber an dem Grabe des verstorbenen Gatten selbst das Leben nehmen, um ihm in das andere Leben, das sie nach dem Todte glaubten, nachzufolgen; thaten sie dies nicht, so waren sie ihr Leben lang verachtet. Dies ist ebenso bei den Heiden in Ostindien noch zuweilen der Fall. Den Abgeschiedenen wurden ihre Waffen und was ihnen sonst das liebste war, in das Grab gelegt, da-mit sie in der Walhalla (dem vermeintlichen Himmel der Tapferen) wieder Gebrauch davon machen könnten; denn hier glaubten sie, brächten die Helden ihre Zeit abwechselnd mit Kämpfen und Trinken zu. Ein griechi-scher Schriftsteller sagt ausdrücklich von den Germanen (Deutschen): „sie sind Verächter des Todes wegen der Hoffnung der Auferstehung".

Wo der verwirrte釈 religöse Wahn (Röm. 1, 28) wie hier, schon so mächtig war, was mußte erst werden, wenn das Christenthum mit seinen Kräften eines zu-künftigen Lebens über die Gemüther solch eines Volkes kam! — In der That hat es auch seiner Zeit im deutschen Volk einen gar empfänglichen Boden gefunden und unter seinen verschiedenen Stämmen eine noch fort-dauernde geistige Bewegung hervorgerufen, in der alle die von dem Schöpfer in sie gelegten Kräfte sollten

entwickelt werden. Das Christenthum band eigentlich erst recht die Deutschen zu einem Volk, es überwand nach und nach die vorhandene Rohheit, es weckte die schlummernden Kräfte des Geistes und Gemüthes und sein Werk und Verdienst ist es hauptsächlich, wenn Deutschland unter den gebildeten Völkern der Erde in erster Reihe steht. Und doch, wie viel ist noch im deutschen Volke zu überwinden, zu verfeinern und zu verklären, zu vereinigen, bis es seine Bestimmung erreicht haben und als ein rechtes Volk Gottes von wahrhaft christlicher Bildung, fertig zu treiben das Werk Gottes, ganz und gar durchdrungen sein wird! Darum lasset uns auch treulich das Unsere thun.

6. Verfolgungen der Christen.

Anfangs waren nur die Juden die heftigen Widersacher der Christen gewesen; aber ehe noch Jerusalem zerstört war, machten auch die Heiden mit der Verfolgung derselben einen furchtbaren Anfang. Der erste Christenverfolger unter den römischen Kaisern war Nero, der vom Jahre 54 bis 68 n. Chr. regierte. Dieser grausame Tyrann ließ unter andern Schandthaten Rom, die Hauptstadt der Welt, in Brand stecken, um das Schauspiel eines großen Brandes zu haben, und um eine neue Stadt bauen zu können. Rom brannte 7 Tage. Da er aber dadurch sich einen großen Haß zuzog, so wollte er die Schuld von sich abwälzen und gab die damals schon zahlreichen Christen, die Aller Aufmerksamkeit auf sich zogen, als Urheber an. Und nun brach der bereits vorhandene Haß gegen sie in allgemeinen hellen Flammen aus; denn die Welt stieß sich an dem Worte von Jesu Christo, dem Ge-

kreuzigten, sie hielt diese Predigt für eine Thorheit, die Christen für verabscheuungswürdige Menschen, die gar keine Religion hätten. So hatte die Grausamkeit des Nero freies Spiel. Er ließ einige Christen gefangen nehmen und entdeckte durch deren Aussage noch mehrere. Die schrecklichsten Martern wurden ersonnen. Man wickelte sie in die Felle wilder Thiere und ließ sie von Hunden zerreißen. Man bestrich sie mit Wachs und andern brennbaren Stoffen, stellte sie in den Gärten des Nero herum und zündete sie an, damit sie als Fackeln die Nacht erleuchten sollten, und dergleichen. Unter solchen Martern endeten viele Christen das Leben. Von Rom aus verbreitete sich die Verfolgung weiter; auch in Spanien soll damals schon Christenblut geflossen sein.

Man rechnet im Ganzen 10 solcher großen Verfolgungsstürme, die in den 3 ersten Jahrhunderten des Christenthums ausgebrochen sind und manchmal viele Jahre hindurch angedauert haben. Die römischen Kaiser waren gegen die Christen, weil diese ihnen alle abgöttischen Dienste verweigerten, welche ihnen die Heiden z. B. mit Räuchern vor ihren Bildsäulen erwiesen. Die Priester waren wider die Christen, weil die Zahl der Götzendiener sich täglich verminderte, und die, welche Götzenbilder verfertigten oder damit handelten, weil sie immer weniger zu verdienen hatten. Allen war bange, daß entweder ihre Reichthümer oder ihr Ansehen oder beides gänzlich verloren gehen möchte. Deßwegen sagten sie, daß die Christen Götter und Obrigkeiten verachteten. Man brachte auch freche Lügen auf, daß die Christen bei ihren Zusammenkünften schändliche Dinge trieben, ja sogar, daß sie Menschenopfer schlachteten. Dadurch wurde das Volk sehr er-

bost gegen sie, und wenn eine Landplage kam, schob man die Schuld davon gewöhnlich auf die Christen.

Eine der schrecklichsten Verfolgungen fand unter dem Kaiser Decius (v. Jahr 249—251) statt. Die Christen hatten fast ein halbes Jahrhundert vorher in Ruhe gelebt und diese Ruhe hatte sie sicher und lau werden lassen. Origines, ein ausgezeichneter Lehrer jener Zeit, klagte sehr darüber. „Einige", sagte er, „kommen zur Kirche nur an hohen Festtagen und alsdann nur fast zum Zeitvertreib. Einige gehen heraus, sobald die Predigt geendigt ist, ohne mit den Lehrern zu reden, oder ihnen Fragen vorzulegen, andere hören nicht ein einziges Wort, sondern stehen in einem Winkel der Kirche und plaudern miteinander." — Da kam die Verfolgung im Jahr 250 plötzlich wie ein Wetter über sie und schreckte sie aus ihrer Sicherheit auf. Decius wollte das Christenthum völlig ausrotten. Durch einen kaiserlichen Befehl wurden die Christen im ganzen Reiche aufgefordert, an einem bestimmten Tage vor der Ortsobrigkeit zu erscheinen und den Götzen zu opfern. Nicht wenige, besonders Reiche und Vornehme, gehorchten. Andere ergriffen die Flucht und wurden dann ihres Vermögens beraubt. Bei denen, welche geblieben waren, wandte man alle möglichen Mittel an, um sie zum Abfall zu bringen. Durch Kerker und Banden, Schläge und Steinigung, Feuer und Schwert, Hunger und Durst und unzählige andere Martern wollte man sie zwingen, ihren Glauben zu verleugnen. Einige ließen sich auch sogleich dazu bewegen, andere hielten sich anfangs standhaft und fielen dann ab, manche aber überwanden Qual und Tod um deß willen, der sie geliebt hatte bis in den Tod. „Der Herr wollte sein Volk prüfen",

schreibt der Bischoff von Karthago, Cyprianus, der nachmals selbst als Märtyrer starb. „Weil ein langer Friede die uns von Gott befohlene Zucht verdorben hatte, so hat die Züchtigung unsern Glauben wieder geweckt, der beinahe eingeschlafen war.“ Dioskorus, ein Knabe von nicht ganz 15 Jahren, wurde auch vor den Richter geführt. Dieser wollte ihn zuerst durch Schmeicheleien und dann durch Martern dem Heiland untreu machen, aber es gelang ihm nicht. Dieser Knabe bekannte Jesum so offen und freudig, daß der Richter sich darüber verwunderte und ihn, weil er noch so jung war, los ließ.

Die letzte und furchtbarste Verfolgung begann unter dem römischen Kaiser Diokletian und dauerte 8 Jahre. Alle christlichen Kirchen sollten zerstört, alle Handschriften der Bibel ausgeliefert und verbrannt werden; die Bürger, welche Christen geworden, sollten ihre Rechte und Würden verlieren, und die christlichen Sklaven niemals frei gelassen werden, wenn sie das Christenthum nicht abschwüren. Sie wurden an ihren Leibern zerstümmelt, haufenweise verbrannt, ersäuft und sonst aufs Grausamste hingerichtet. Aber die Glaubensfreudigkeit der meisten Christen war unter diesen Verfolgungen so groß, daß sie Gut und Blut gern dahingaben. — Ein Knabe, Hilarion aus Numidien in Afrika, war mit andern Christen gefangen genommen worden. Der heidnische Richter meinte, ihn durch Drohungen leicht in Schrecken setzen zu können, aber der Knabe sprach: „Thut, was ihr wollt, ich bin ein Christ!“

Jede dieser Christenverfolgungen diente zur inneren Läuterung und Stärkung der Christen, ja selbst äußer-

lich zur Vermehrung ihrer Zahl, denn das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche.

Bald nach der Verfolgung unter Diokletian kam es nach Gottes wunderbarer Fügung dahin, daß ein römischer Kaiser die Christen nicht nur schützte, sondern dem Christenthum selbst auf alle Weise förderlich war, ja sich am Ende seines Lebens selbst auf den Namen Jesu Christi taufen ließ. Es war dies Constantin, mit dem Beinamen der Große. Sein Name ist noch in dem Namen von Constantinopel, d. i. Constantinstadt, erhalten.

Mit Constantin hörten im Ganzen die Verfolgungen von Seite der Heiden auf. Die Christen wurden immer mehr begünstigt, ja, unter einem spätern Kaiser, Theodosius dem Großen, der bis zum Jahr 995 nach Christo regierte, wurde Götzendienst und Heidenthum im römischen Reich gar verboten; die Unterdrücker wurden nun selbst unterdrückt, wie das auch bei den Juden geschehen ist.

Aber da es jetzt weder Gefahr noch Schmach mehr brachte, ein Christ zu heißen, sondern vielmehr allerlei äußerliche Vortheile, so machte sich von nun an der Unterschied von wahren and falschen Christen immer mehr geltend. Das heidnische und jüdische Wesen, obwohl äußerlich überwunden, zog sich in die christliche Kirche selbst hinein, und weil der falschen Christen immer mehr gewesen sind, als der wahren, so hörten auch die Verfolgungen der wahren Gläubigen nicht auf. Durch alle Jahrhunderte beweist sich vielmehr das Reich Christi auf Erden als ein Kreuzreich, da es nach dem Ausspruch des Meisters geht: will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir; und nach dem

Worte seines bewährten Jüngers Paulus: Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden.

7. Völkerwanderung.

(375—476 n. Chr. Geb.)

Im Jahr 395 nach Christi Geburt theilte Theodosius der Große, der letzte fromme und kraftvolle römische Kaiser, sein gewaltiges Reich unter seine beiden Söhne: Der eine, Honorius, bekam den abendländischen Theil und wohnte in Rom. Der andere, Arkadius, erhielt den morgenländischen Theil und nahm seinen Sitz in Constantinopel. Das letztere Reich bestand noch über tausend Jahre; das erstere nicht mehr volle hundert. Längst schon waren deutsche Völker an den Grenzen des römischen Reiches gelagert, wie die Gothen in Südrußland am schwarzen Meere, die Alemannen an der oberen Donau, die Franken am untern Rhein, und warteteten auf eine gute Gelegenheit, über die blühenden Fluren des reichen Römerlandes herzufallen und sie einzunehmen. Diese Gelegenheit ließ Gott nun kommen. Das Alte sollte untergehen, und neue Völker sollten das Evangelium kennen lernen, nachdem sie den Römern gethan hatten, wie einst die Israeliten den bösen Kananitern hatten thun müssen. — Von Morgen her kam (375) in's südische Rußland ein wildes Volk heran, die Hunnen, Leute mit schwarzem struppigem Haar, schmutzig gelber Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein von Leibe, und so fürchterlich wild als sie häßlich von Ansehen waren. Von ihren Pferden waren sie fast unzertrennlich. Sie aßen, tranken und schliefen dar=

auf. Wurzeln und rohes Fleisch waren ihre Speise. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. So jagten sie durch die Welt von Land zu Land, raubten, sengten und mordeten, und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Heerde. Zuerst stießen sie auf die Gothen. Ein Theil derselben, die Westgothen, floh ins römische Reich, durchzog einige Zeit nachher plündernd das schöne Italien, und ließ sich endlich in Spanien und dem südlichen Theil des heutigen Frankreichs nieder. Ein wilder Haufe nach dem andern drang plündernd in Italien ein, das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, und die schwachen Kaiser konnten es nicht hindern. Ja, am Ende setzten deutsche Völker, die Heruler und Rugier, gar den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus ab und machten ihren Fürsten Odoaker zum König von Rom. Der wollte aber nicht einmal in der armen, fast ganz verwüsteten Stadt wohnen; so verachtet, so verfallen war das sonst so mächtige Rom! Da war es ihr ergangen wie all den Städten und Ländern, welche vor ihr das Maß ihrer Sünden voll gemacht hatten. Das geschah im Jahr 476 n. Chr. G., und ist das Ende des abendländischen römischen Reichs.

Indeß waren die deutschen Völker in immerwährender Bewegung gewesen. Die Franken hatten das nördliche Gallien eingenommen, und von ihnen heißt das Land Frankreich. Ums Jahr 500 setzten sie sich um den Main fest bis herein in den nordöstlichen Theil des jetzigen Würtembergs. Die Burgunder hatten das Land um den Rhonefluß besetzt. Die Angeln waren vom Ufer der Nordsee nach Britannien gezogen, das von ihnen England (Angelnland) heißt. Die Longo=

barden setzten sich endlich in Oberitalien fest (daher die Lombardei genannt). Die Hauptvölker in Deutschland waren nun: die Alemannen und Baiern in Oberdeutschland, und in Niederdeutschland die Thüringer, die Sachsen, ein Theil der Franken. Diejenigen Völker, welche in das ehemalige römische Gebiet gedrungen waren, nahmen sehr bald das Christenthum an, von dem sie freilich mehr nur die äußerlichen Gebräuche kannten; die Völker aber in Deutschland blieben noch eine Zeit lang Heiden. Mitten unter den Völkerzügen kamen die Hunnen noch einmal heran, und zwar bis über den Rhein und nach Italien. Sie hatten einen König über sich, der hieß Attila. Er nannte sich aber am liebsten Godegisil, d. h. Gottesgeißel. Denn wohin er kam, verwüstete er Alles, auch viele schöne Städte am Rhein, und züchtigte so, wie eine Geißel, den Rest der alten, lauen Christenheit. Sein Andenken lebt noch in alten deutschen Sagen fort.

So groß aber auch die Trübsal war, welche über die Christenheit im römischen Reich damals verheerend hereinbrach, so hatte sie doch auch ihren Segen. Rohe Völker, die in ihrem fernen Vaterlande noch viele Jahrhunderte in heidnischer Finsterniß geblieben wären, lernten auf ihren Kriegszügen durch ihren Verkehr mit den Römern das Evangelium kennen und nahmen es an.

Es dauerte freilich lange, bis die sanfte Botschaft des Friedens die Heiden zähmte, aber sie waren doch der Blindheit des Heidenthums entrissen und hatten die ersten Strahlen des himmlischen Lichtes gesehen, das ihnen allmälig aufging.

Unter diesen wilden Völkern, die jetzt Christen wurden, waren vor Allen die Gothen merkwürdig.

Sie waren schon, ehe sie in das römische Reich eindrangen, durch einige von ihnen gefangen weggeführte Bischöfe zum Christenthum bekehrt worden. Um diese Zeit (359 n. Chr.) hatten sie einen Bischof Ulphilas (Wölflein), der durch eine Uebersetzung der heiligen Schrift in die gothische Sprache wesentlich zur Befestigung der neuen Religion in diesem mit uns Deutschen stammverwandten Volke beigetragen hat. Er hatte für diese seine Uebersetzung der Bibel erst eine eigene Buchstabenschrift für die gothische Sprache erfinden müssen und lehrte die kriegerischen Gothen lesen und schreiben. Noch sind Stücke dieser Uebersetzung übrig, an denen wir zugleich das älteste Denkmal der germanischen (deutschen) Sprache besitzen.

So erfüllte sich das Wort des erleuchteten Johannes Chrysostomus, Bischofs zu Constantinopel († 407): „Selbst die Waffen, durch welche die Welt aufgerieben wird, müssen den Wirkungen der christlichen Gnade dienen. Manche Söhne der Kirche, welche von den Feinden gefangen genommen wurden, machten ihre Herren dem Evangelium dienstbar und wurden Lehrer des Glaubens für diejenigen, deren Knechte sie nach dem Loose des Krieges geworden waren."

8. Muhammed.

Zu den seltsamsten Persönlichkeiten, mit welchen uns die Geschichte bekannt macht, gehört Muhammed, und zu den erstaunenswerthesten Weltereignissen, zu welchen ein ungewöhnlich begabter oder kühner Mann je den Grund gelegt hat, gehört die Ausbreitung der muhammedanischen Religion.

Arabien ist die Heimath dieses Mannes und der Ausgangspunkt seiner Religion. Die Araber waren zu seiner Zeit ein freies, kriegerisch gesinntes und phantasiereiches Hirtenvolk. Doch gab es unter ihnen auch nicht wenige Kaufleute. In Mekka war das Volksheiligthum: die Kaaba, welche ursprünglich Einem Gott geweiht war. Indeß war Arabien ein Hort des Götzendienstes, die einzelnen Stämme machten sich verschiedene Götter, und in der Kaaba hat nach und nach jeder Stamm seine besondern Göttern aufgestellt. Neben dem Götzendienste der Heiden pflegten Juden und Christen, letztere freilich nur in geringer Anzahl und mit mancher Verkehrtheit, ihrer Religion. — Ein Nachkomme Ismaels, wurde im Jahre 571 Muhammed geboren. Er war zum Kaufmann erzogen und hatte einige Handelsreisen gemacht. Vielleicht daß diese Reisen ihn zu näherer Kenntniß der jüdischen und christlichen Religion gebracht haben, und daß dann diese Kenntniß Anlaß gewesen ist zum stolzen Gedanken, seinem Volke eine neue Religion und später sogar zu dem noch stolzeren Gedanken, der Welt diese Religion zu geben. Weder das todte und erstorbene Wesen der jüdischen, noch das geistlose ceremonielle Wesen der christlichen Religion, wie er das in dem Thun und Treiben der Mönche in Arabien vor Augen hatte, konnte ihn für diese oder jene Religion begeistern. Obwohl er mit den Schriften des alten und neuen Tetastaments bekannt war, so ist er doch nicht zur Wahrheit hindurchgedrungen, vielmehr dienten ihm diese Schriften dazu, mit Berufung auf Moses und Christus das Gemisch einer eigens erfundenen Religion zusammenzubringen. Der Hauptsatz derselben lautet: es gibt nur einen Gott (Allah), und Muhammed ist sein Prophet. Seine Sittenlehre dringt auf die Verrichtung

vieler Gebete zu bestimmten Zeiten, auf Fasten und Waschungen; sie verlangt Mildthätigkeit, jährlich eine Wallfahrt nach Mekka von jedem seiner Anhänger und vor allen Dingen ein freudiges Hingeben in den Tod für die Sache des Glaubens. „Beten," so hieß es in dem Buche der gesammelten Gesetze des Muhamed, Alkoran oder Koran genannt, „Beten führt auf halbem Weg zu Gott, Fasten bringt an den Eingang des Himmels und Almosen öffnen die Thür. Aber für den Glauben in der Schlacht streiten und Feinde tödten, das führt zur höchsten Seligkeit." Der Muth zum Tod in der Schlacht wurde überdieß noch angefeuert durch die Lehre von einem unabänderlichen Schicksale, dem jeder Mensch unterworfen sei, so daß es vollständig gleichgiltig sei in Beziehung auf das Sterben, ob man im Kriege oder ruhig zu Hause bei den Seinen sich befinde. Dazu kommt noch, daß in einer andern Welt Herrlichkeit in sinnlichen Freuden verheißen war. — Wein zu trinken, war von Muhammed verboten. — In seiner Vaterstadt fand er nur geringen Anhang, und als er sogar um seiner Predigt willen sein Leben gegen ihn verschworenen Mördern ausgesetzt wußte, floh er im Jahr 622 in die mit Mekka in Feindschaft lebende Stadt Medina. Vom Jahre dieser Flucht — Hedschra genannt — rechnen die Muhammedaner. Sie rechnen aber nach Mondsjahren; ein solches hat nur 354 Tage. Von Medina aus eroberte Muhammed in kühnen Raubzügen einen Theil Arabiens, der andere Theil fiel ihm ohne Kampf zu, weil hier allgemein die Ueberzeugung Boden fand, ein in seinen Unternehmungen so glücklicher Mann wie er müsse ein Gesandter Gottes sein.

Muhammed war ein schöner und gewandter Mann. Er besaß die Gabe, seine Lehre in der Form volks=

thümlicher Poesie einzukleiden, und rechnet man dazu, daß er kühn genug war, vor keinem Mittel, auch selbst dem Meuchelmorde — zurückzuschrecken, als es galt, seiner neuen Lehre Verbreitung zu verschaffen, und daß er mit der Entschiedenheit eines von oben herstammenden Propheten aufzutreten wußte, so kann man sich theilweise den Erfolg seiner Lehre erklären. In seinem Privatleben war er treu, einfach, mäßig, aber der Wollust ergeben. Seine Offenbarungen wollte er, wie er behauptete, durch den Erzengel Gabriel empfangen haben.

Die Lehre des Muhammed vermochte seine Anhänhänger zwar zur Schwärmerei für Allah und seinen Propheten hinzureißen, aber den Menschen von innen heraus, wie er es bei seinem trotzigen und verzagten Herzen doch bedarf, zu bessern und auf die Stufe einer wahren Sittlichkeit zu erheben, vermochte sie nie. Wenn sie etwas Gutes gebracht hat, so ist das darin zu suchen, daß sie Götzendiener zur Anbetung Eines Gottes und zum Glauben der Unsterblichkeit der Seele führte. Auch darf man annehmen, sie habe bei Völkern auf der niedrigsten Stufe der Bildung Milderung der Sitten und Verbreitung einiger geistigen Bildung bewirkt.

Muhammed starb im Jahre 632 an einem langsamen Gifte, das ihm von einer Jüdin beigebracht worden sein soll in der Absicht, zu erfahren, ob er auch wie andere ein sterblicher Mensch sei.

Seinen Nachfolgern, welche sich Chalifen, d. h. Stellvertreter des Propheten, nannten, hatte er den Glauben hinterlassen, Gott habe die Welt in ihre Hand gegeben, um sie dem Islam, wie man seine Religion hieß, zu erobern. Darum haben sie auch mit Feuer

und Schwert die Ausbreitung desselben sich angelegen sein lassen. Ueber den Erfolg ihrer Bemühungen müssen wir staunen. Sie rissen einen Theil des römischen Reichs nach dem andern an sich. In kurzer Zeit hatten die beiden ersten Chalifen Abubekr und Omar Syrien, Phönicien, Persien, Egypten und die Nordküste von Afrika unterjocht. Bald darauf drangen die Moslemim oder Muselmänner, d. h. Muhamedaner, nach Osten so weit vor, daß Constantinopel und das ganze griechische Kaiserreich durch sie in die höchste Gefahr kam. Auf ihren Zügen zerstörten sie die christlichen Kirchen, so daß namentlich in Nordafrika, wo viele christliche Gemeinden vorhanden waren, ein Schutthaufen am andern lag.

Weil die Kirche im Morgenlande um jene Zeit der Eroberungszüge der Moslemim in Weltsinn und Parteiungen zerrissen und erstorben war, so unterlag dort das Christenthum zum größten Theil dem Islam. Aber auch der abendländischen Kirche drohte der Untergang durch denselben. Denn von Afrika drangen die Moslemim hinüber nach Europa und nahmen nicht nur Sicilien und Sardinien in ihre Gewalt, sondern haben auch Spanien erobert. In einer achttägigen Schlacht mit den Westgothen (711) gewannen sie einen so vollständigen Sieg, daß, die unzugänglichen Gebirgsgegenden ausgenommen, ganz Spanien sich ihnen unterwarf. Ermuthigt durch diesen Sieg drangen sie über die Pyrenäen nach Südfrankreich ein und Alles zerstörend, was ihnen im Wege lag, machten sie ganz Europa zitternd. Doch sollte ihnen hier von dem, welcher sie als Zuchtruthe für die erstorbenen Glieder seiner Kirche gebraucht hat, das Ziel ihrer Kühnheit und ihres Uebermuthes gesetzt werden. Denn von Frankreich zu

Hilfe gerufen stellte sich ihnen der fränkische Reichsverweser Karl Martell bei Poitier (732) entgegen und schlug sie so vollständig, daß sie wieder nach Spanien zurückzukehren sich genöthigt fanden. Dort bildete sich von da an ein arabisches Reich, welches 700 Jahre später dem Christenthume weichen mußte.

9. Die Einführung des Christenthums in Deutschland.

Die Segnungen des Christenthums erfuhr Deutschland erst vom achten Jahrhundert an. Zwar war es durch die Römer schon früher bis zu unseren Vorfahren vorgedrungen, aber unter den Stürmen der Völkerwanderung konnte es bei ihnen keinen festen Fuß fassen. Erst als Glaubensboten von Irland und England her nach Deutschland kamen, gewann das Christenthum hier eine mehr und mehr sich ausdehnende Stätte. Unter den ersten Missionären verdienen besonders genannt zu werden die Irländer Columban und Gall. Sie predigten um das Jahr 610. Der zuletzt Genannte gründete das in in der Schweiz liegende Kloster St. Gallen, in welchem für Erziehung der Jugend und Bildung christlicher Lehrer viel Gutes geleistet worden ist. — Nach ihnen ragen durch ihre Predigten hervor Emmeran, welcher um das Jahr 650 in Regensburg, Ruodpert (Rudpertus), welcher um 696 zu Salzburg und Corbinian, welcher um 717 zu Freising lehrte.

Von größerer Bedeutung für die Einführung des Christenthums in Deutschland war aber die Wirksamkeit des Kilian und noch mehr des Winfried, welcher auch Bonifacius, d. h. der Wohlthäter, genannt wird.

Kilian, schon von Kind auf in der heiligen Schrift gelehrt und von seinen vornehmen Eltern zu einem gottseligen Leben erzogen, hat sich gegen den Willen der Seinen in den Dienst Christi als Missionär begeben. Im Jahr 686 kam er mit etlichen Gefährten in das Frankenland und ließ sich in der Nähe des Kreuzberges im Rhöngebirg nieder. Dort pflanzte er ein Kreuz auf, unter welchem er den herbeikommenden Heiden das Evangelium predigte. Zum Andenken an ihn und seine Predigt steht noch jetzt auf dem Kreuzberge ein großes hölzernes Kreuz, und am 8. Juli als am Gedächtnißtage Kilians, versammelt sich dort noch jetzt alljährlich ein Häuflein Volks, wobei ein benachbarter Geistlicher eine Christenlehre hält.

Vom Herzog Gozbert nach Würzburg gerufen verschwanden dort bald vor seinen überzeugenden und eindringlichen Predigten die Götzenbilder, und das Evangelium gewann immerhin in das Frankenland hinein den Weg. Zwar Kilian und seine zwei Gefährten fanden ihr Ende bald durch Meuchelmord. Gozbert nemlich lebte mit der Frau seines Bruders, und als er dieselbe auf Vorhalten Kilians entlassen hatte, hat diese ihn sammt seinen Gefährten während der Abwesenheit Gozberts tödten lassen. Indeß nach Kilians Tod hat sich das Evangelium trotzdem, daß sein Beschützer, der Herzog Gozbert, von seinen heidnischen Unterthanen erschlagen worden ist, im Frankenlande weiter ausgebreitet.

Bonifacius ragt in der Geschichte der christlichen Kirche nicht sowohl hervor durch das, was er als Missionär bei den Heiden ausgerichtet, als vielmehr durch das, was er unter den Christen in Deutschland gewirkt hat. Denn bei seiner Ankunft in diesem Lande

haben hier Geistliche selber noch Götzen geopfert und dabei die Sakramente verwaltet. Es war überhaupt viel heidnisches und irrthümliches Wesen zu finden. Bei solchem Zustand Verbesserung in Lehre und Sitte herbeizuführen, das hat sich Bonifacius zur Aufgabe gemacht.

Auch er stammte aus einer vornehmen Familie und war in England geboren um die Zeit, als Kilian nach Franken kam. Gegen den Wunsch seines Vaters wurde er Geistlicher, und nachdem er durch fleißiges Studium sich darauf vorbereitet hatte, ging er, allen Anstrengungen der Seinigen, ihn zurückzuhalten, ungeachtet, herüber nach Deutschland als Missionär. Im Jahr 716 kam er zu den Friesen, einem rohen Fischervolk in den heutigen Niederlanden. Aber er konnte die Erlaubniß zur Predigt des Evangeliums dort nicht erhalten und kehrte deßhalb im nemlichen Jahre wieder in seine Heimath zurück. Schon im Jahr 714 aber drang ihn seine Liebe zu den Heiden wieder, nach Deutschland mit der Predigt des Evangeliums zu kommen. Er wandte sich dreimal nach Ostfranken und begann zunächst seine Wirksamkeit in Hessen. Dort predigte er unter einem aufgepflanzten Kreuz vor den herbeiströmenden Schaaren. Zwei Fürsten ließen sich von ihm mit ihren Unterthanen taufen. In Geismar hat er eine dem obersten Gott der Deutschen, dem Wodan, geheiligte Eiche, Angesichts einer Menge Wallfahrer zu derselben, mit einer Axt zu fällen gewagt. Das Volk glaubte, ihr Gott würde mit Feuer den Frevel rächen, als aber das nicht geschah, gab es den Götzendienst auf. Schaarenweise verlangte es nach dem Sturz der Eiche die Taufe von Bonifaz. Aus dem Holze jener Eiche aber wurde zu Ehren des Apostels Petrus ein Kirchlein erbaut.

Ein ebenso reich gesegnetes Erntefeld fand Bonifacius in Thüringen.

Nachdem er dort einige Zeit unter den Heiden gewirkt hatte, machte er sich daran eine kirchliche Ordnung in Deutschland herzustellen und legte Kirchen und Schulen an. Zu seiner Unterstützung ließ er von England herüber Gehilfen und Gehilfinnen kommen. Letzterer bediente er sich in der Erkenntniß, daß die Erziehung der Völker am besten mit der Erziehung der Frauen begonnen werde, weil schlechte Mütter immer die Kinder schlecht erziehen, gute Mütter aber ein Segen für das ganze Haus werden.

Nachdem er solche Gehilfen erhalten, durchreiste er Deutschland, wo er zuvor gepredigt hatte und errichtete Bisthümer. Er hielt Kirchenvisitationen, jährliche Synoden, setzte unwürdige Geistliche ab, hielt streng über Reinheit der Lehre und des Lebens und suchte die Entfernung heidnischer Ueberreste unter den Gemeinden zu bewirken. Als Greis von 72 Jahren ging er noch einmal zu den Friesen und hatte die Freude, diesmal eine reiche Ernte unter ihnen dem Evangelium erwachsen zu sehen. Aber ein Haufen heidnischer Friesen konnte ihm seine Feindschaft gegen ihre Götter nicht vergeben, sondern verschwor sich, ihn zu ermorden. Mit seinen Dienern und Gehilfen wurde er von ihnen erschlagen am 5. Juni 755. Den Seinen verbot er alle Gegenwehr mit den Worten: „Lasset ab, meine Kinder, lasset ab vom Streite, die heilige Schrift lehrt, daß wir nicht Böses mit Bösem, sondern mit Gutem vergelten sollen. Schon lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt, die Zeit meiner Auflösung ist nun vorhanden. Seid stark in dem Herrn, nehmt geduldig an,

was seine Gnade euch schickt, vertraut auf ihn, er wird unsere Seelen retten.

So hat das Christenthum in Deutschland Eingang und Fortgang gefunden. Schade, daß es nicht unvermischt mit Menschenlehre und abergläubischen Gebräuchen geblieben ist."

10. Kaiser Karl der Große.

(742—814 n. Chr.)

Unter den deutschen Völkerschaften waren die Franken vor allen mächtig geworden. Anfangs wohnten sie am Niederrhein; dann aber zogen viele von ihnen über den Rhein hinüber in das Land der Gallier, das nach ihnen Frankreich genannt wurde. Dort wurden sie mit dem Christenthum bekannt und im Jahr 496 ließ sich ihr König Chlodwig (Ludwig) zugleich mit 3000 seiner Krieger taufen. In diesem Frankenreich, das nach und nach seine Grenzen über das heutige Frankreich, Deutschland, Holland, die Schweiz, einem Theil von Italien, Spanien und Ungarn ausgedehnt hatte, herrschte von 768—814 nach Christi Geburt ein gewaltiger König, Namens Karl. Dieser Karl ist einer der wenigen Männer, denen man den Beinamen der Große mit Recht beigelegt hat.

Er war nach dem Urtheil seines Geheimschreibers Eginhard von starkem, vollem Wuchse und maß sieben seiner Fußlängen. Er besaß eine außerordentliche Stärke. Einen völlig geharnischten Mann konnte er in die Höhe heben und eine Zeit lang schwebend halten. Die Gestalt Karls war voll hoher Würde. Nur an großen Festen, oder wenn er Gesandte empfing, trug er einen golddurchwirkten Rock, Schuhe mit Edelsteinen, am

Mantel goldene Haften, eine köstliche Krone auf dem Haupte und ein Schwert mit Edelsteinen besetzt an der Seite. Gewöhnlich aber unterschied er sich in der Kleidung wenig von den Aermsten im Volke. Die ausländische Kleidung war ihm verhaßt; am liebsten aber ging er in Kleidern, die ihm seine eigenen Töchter gewoben hatten.

Bei Tisch hatte er den Gebrauch eingeführt, aus guten Büchern vorlesen zu lassen, vor allem aus des heil. Augustinus trefflicher Schrift von der Stadt Gottes, einem Werke, das Karl vorzüglich liebte. Er redete mehrere Sprachen mit großer Fertigkeit, konnte schreiben, was damals etwas sehr Seltenes war, dichtete Kirchengesänge, ja er trug sich sogar mit dem Gedanken an eine deutsche Sprachlehre und sammelte die alten Heldenlieder des deutschen Volkes.

Besonnen und kräftig sicherte, erweiterte und ordnete er seine Länder, die sich vom Ebro (in Spanien) bis zur Raab (in Ungarn), von der Eider (in Dänemark) bis zur Tiber (in Italien) erstreckten.

Im Ganzen machte er 42 Feldzüge. Er zog mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit vom Rhein bis an den Po, vom Po zur Weser, von da zum Ebro, vom Ebro zur Elbe, plötzlich wieder zur Donau; und war mit wenigen Ausnahmen überall siegreich. Am ermüdendsten für ihn war der Krieg gegen die heidnischen Sachsen, welche an den Grenzen gefährlich waren, und im Kampfe für ihre Freiheit, Sitten und Glauben Franken und Christenthum gleich sehr haßten. Einmal ließ Karl (und dieß ist ein schwarzer Fleck in seiner Geschichte) 4500 Sachsen, weil dies Volk immer wieder Krieg anfing und ihm Treue gebrochen, an einem Tage enthaupten. Erst im Verlauf eines

33jährigen Krieges brachte er sie sammt ihrem mächtigen Fürsten Wittekind zur Unterwerfung und zur Annahme des Christenthums. Freilich waren sie damit noch nicht zu wirklichen Christen gemacht; aber es konnte jetzt doch der Same des wahren Christenthums ungestört ausgebreitet werden unter ihnen. Viele der Sachsen mußten auf Befehl Karls mit Weib und Kind ihre Heimath verlassen und fortan im Lande der Franken wohnen.

Mit großem Eifer suchte er der christlichen Kirche in seinem Reiche aufzuhelfen. Fast auf allen Reichstagen, die Karl d. G. hielt, war auch von den Angelegenheiten der Kirche die Rede. Ueberdies veranstaltete er auch besondere Zusammenkünfte der Geistlichkeit (Synoden oder Kirchenversammlungen), auf denen wichtige Beschlüsse über die Bildung und Beaufsichtigung der Geistlichen, sowie über die Unterweisung des Volkes gefaßt wurden.

Er hatte selbst tiefe Ehrfurcht vor dem Wort Gottes. Die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends. Er sorgte, daß die Gemeinden tüchtige Geistliche und Bischöfe bekamen; sie mußten wenigstens lesen können; für unsere Zeit freilich nicht viel, für jene aber nicht wenig. Er ließ Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer veranstalten und ins Deutsche übersetzen, damit dieselben dem Volk von den Geistlichen vorgelesen würden. Wo er tüchtige, kenntnißreiche Männer gewinnen konnte, die zog er an seinen Hof. So berief er einen sehr gelehrten englischen Mönch, Namens Alcuin, zu sich, und machte ihn zum Lehrer seiner eigenen Kinder. Einen muntern, wißbegierigen Knaben aus dem Odenwalde, den genannten Eginhard oder Einhard, gab er seinen Söhnen

zum Gesellschafter, um sie durch seinen Fleiß anzuspornen.

Ein guter Unterricht für seine Kinder lag ihm um so mehr am Herzen, als er selbst in seiner Jugend ganz vernachlässigt worden war. Selbst das Schreiben lernte er erst als Mann, und er hatte zu dem Ende immer eine Schreibtafel unter dem Kopfkissen, damit er in müssigen Stunden seine schwertgewohnte Hand im Führen der leichten Feder üben könnte.

Denselben Eifer, den Karl in der Bildung seines eigenen Geistes, sowie seiner eigenen Kinder zeigte, bewies er auch für die Bildung der Jugend überhaupt. Er errichtete am Hofe eine eigene Schule, als Muster für die übrigen im Lande, in welche alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Söhne schicken mußten. Der Unterricht war unentgeldlich; nur freiwillige Gaben dankbarer Eltern wurden angenommen. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Zeit lang zu und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die Geschickten mußten alle auf seine rechte, die Ungeschickten auf seine linke Seite treten, und da fand es sich, daß die letzteren meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Er wandte sich zu den fleißigen, aber armen Kindern und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlaget; bleibet dabei und werdet immer vollkommner. Ihr verfolget euer wahres Beste und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünket und des Wissens nicht noth zu haben meinet, ihr faulen unnützen Buben, ich sage euch: bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten

nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut machet!"

Auch der Verbesserung des Gesanges widmete Karl seine Aufmerksamkeit. Er stellte 2 gute Sänger aus Italien an, von denen Gesanglehrer und Vorsänger für Schulen und Kirchen gebildet werden sollten. Auch Orgelspielen wurde gelehrt, nachdem Karl die erste Orgel aus Constantinopel erhalten hatte. Aber die plumpen Franken stellten sich ebenso ungeschickt zum Singen als zum Spielen. Die Italiener verglichen ihren Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere und dem Gerumpel eines Lastwagens über einen Knüppeldamm. Auch Alcuin klagt oft in seinen Briefen, daß er bei den jungen Franken, sogar wenig ausrichten könne und mit einer fast thierischem Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe.

Zur Hebung des Verkehrs gedachte Karl die Donau und den Main durch einen Kanal zu verbinden, was aber erst in unsern Tagen gelungen ist.

Es ist sehr anziehend, einen großen Mann auch in seinen geringen Beschäftigungen zu betrachten und zu sehen, wie es das nemliche Licht ist, das ein kleines Zimmer und draußen ganze Länder erleuchtet. Es war dieselbe Thätigkeit, mit welcher Karl Heere anführte und Schulprüfungen anhörte, Gesetze für große Völker ersann und griechische Wörter lernte. Für Alles schien er geboren. Wenn er auf seine Höfe kam, ließ er sich die Rechnungen vorlegen, wo Alles bis auf die Anzahl der Eier eingetragen sein mußte, überzählte Einnahme und Ausgabe, rechnete seinen Verwaltern nach und machte Bauanschläge, als wäre er nichts als ein Landmann.

Den Gipfel menschlicher Größe erstieg Karl im 33. Jahr seiner Regierung durch seine Krönung zum römischen Kaiser. Der Papst Leo III., hatte ihn zum Schutzherrn angenommen. Im Jahr 800 war Karl in Rom, wo er die gestörte Ordnung wieder hergestellt und den Papst in seiner Würde befestigt hatte. Am Weihnachtsfeste dieses Jahres, als in der Peterskirche auch Karl dem Hochaltar betend gegenüber kniete, ging plötzlich Leo, wie von göttlicher Eingebung getrieben, auf ihn zu, setzte ihm eine Krone auf das Haupt und die Kirche wiederhallte von dem freudigen Zuruf des Volks: „Leben und Sieg sei dem von Gott gekrönten, frommen, großen, friedebringenden Kaiser von Rom!"

So lebte der abendländisch-römische Kaisertitel, der seit dem letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus im Jahr 476 erloschen war, wieder auf, und ist derselbe bis zur Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806, also über ein Jahrtausend, den deutschen Kaisern, wenn sie sich in Rom krönen ließen, verblieben.

Karls Ruhm war schon bei seinen Lebzeiten nicht blos durch ganz Europa, sondern auch in die andern damals bekannten Welttheile gedrungen. Von allen Seiten erhielt er Zeichen der Achtung. Nur ein Gewaltiger achtete ihn, den allenthalben geehrten Kaiser, nicht — der Tod.

Im Januar des Jahres 814 wurde Karl von einem heftigen Fieber ergriffen. Seiner Gewohnheit nach wollte er sich durch Fasten helfen; aber es war umsonst. Am 28. Januar des genannten Jahres befahl er den rastlosen Geist in Gottes Hände und schloß als ein 72jähriger Greis die Augen, deren Winken beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch ein

Welttheil gehorcht hatte. Er starb zu Aachen, wo er auch das Licht der Welt erblickt haben soll, und woselbst sein Lieblingsaufenthalt war.

Karl der Große war berufen, die Stürme der Völkerwanderung, die ein ganzes Jahrhundert hindurch (375 — 476) Europa in Unruhe und Aufregung erhalten hatten, zum Ende zu bringen und auf den Trümmern der alten Welt eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, bedurfte es einer solchen Vereinigung von kriegerischem Geist und gesundem Sinn für friedliche Bildung, wie wir sie in diesem Manne finden. Denn einerseits war nöthig, das Brauchbare aus der alten Zeit, vor allem das Christenthum zur Grundlage einer neuen Bildung zu machen; andererseits aber den kriegerischen Geist der germanischen Völker ungebrochen zu bewahren, um diese neue Bildung im Osten gegen das noch vorhandene Heidenthum (Sachsen und Avaren), im Westen gegen den von Spanien aus hereinbrechenden Erbfeind der Christenheit (Muhammedaner oder Mauren) zu schützen. — Das hohe Ziel, das sich Karl der Große gesteckt hatte, tritt besonders in einer Rede hervor, die er im Jahre 802 an die in seinem Palaste zu Aachen versammelten Großen des Reiches hielt. Kurz und eindringlich legte er ihnen sein Glaubensbekenntniß vor, ermahnte sie zur Liebe Gottes und des Nächsten und schärfte dann jedem Stand seine besonderen Pflichten ein. „So (mit diesen Worten schloß er,) so wird uns Gott ein glückliches Leben geben auf Erden und das zukünftige mit seinen Heiligen in Ewigkeit. Gott behüte Euch, geliebte Brüder!“

11. Kaiser Heinrich und die Ungarn.

Im Jahre 927 zog Kaiser Heinrich gegen die Wenden an der Havel, welche Haveler hießen und hatte viel Streit mit ihnen, ehe man sie zu beständigem Glauben bringen konnte. Es war in einem harten Winter, als er vor die Burg zu Brandenburg zog und auf das Eis bauete und die Burg gewann; dadurch behielt er das ganze Land unter sich. Als während dieses Krieges der König von Ungarn nach dem Zins oder Tribut*) sandte, ging Kaiser Heinrich mit den Seinen zu Rathe, wie er es mit den Ungarn wegen dieses Zinses machen solle. Da wurden die Räthe mit dem Kaiser einig, daß sie dem wehren wollten. Und der Kaiser sandte dem König von Ungarn einen Hund, dem er hatte Ohren und Schwanz abschneiden und das Haar scheeren lassen und entbot ihm dazu: wenn er Eigenbeute haben wolle, so möge er sich daraus welche machen und wolle er mehr Zins haben, so solle er kommen und ihn holen und mit dem Schwerte gewinnen.

Als die Ungarn hörten, daß der Kaiser ihnen zum Spott einen Hund gesandt, wurden sie alle grimmig und machten sich bereit mit aller Kraft und Macht, die sie zusammen kriegen konnten, von Wenden, Dänen und Böhmen. Man findet geschrieben, daß ihrer hunderttausend Reisige waren. Sie zogen mit Gewalt durch Bayern und Franken und kamen in das Land Thüringen nnd belegten Jecheburg mit 50,000 Mann, die anderen 50,000 zogen nach Sachsen. Da sammelte auch der Kaiser sein Volk, etwa 12,000 Mann. Man

---

*) Heinrich hatte in einem Friedensvertrag mit Ungarn zur Tributzahlung sich verpflichtet.

findet geschrieben, daß von diesen noch 8000 abfielen, durch Furcht vor dem vielen Volke der Ungarn, so daß der Kaiser nicht mehr als 4000 Mann Gewaffnete hatte. Die Ungarn waren auch in Angst; sie lagerten an der Myssau, auf der Stätte, wo jetzt Scheuring liegt. Denn der Kaiser tröstete sein Volk und hatte das Vertrauen, den Streit zu gewinnen; die Herren und Fürsten aber sprachen: Herr Kaiser, das wird euch nicht erscheinen. Da antwortete der Kaiser: es wird scheinen, so Gott will. Also wurde die kleine Stadt, die daselbst nach dem Streite gebaut ward, Scheuring geheißen, wie ich in etlichen Chroniken finde.

Der Kaiser vertrauete Gott und tröstete sein Volk uud sagte: Liebe Leute, wir wollen männlich fechten für unser Land, denn Gott ist bei unserer Sache, weil sie Heiden und wir Christen sind; Gott wird uns wohl helfen. Da waren die Sachsen, die er nahe bei sich hatte, fröhlich, der andere Theil war noch betrübt. Da tröstete sie Gott. In der Nacht war ein großer Regen und am andern Morgen ein dicker Nebel; die Sachsen hatten Nachts in den Scheunen geruht, die Ungarn aber waren naß geworden. So zog Kaiser Heinrich in dem Nebel auf die Ungarn, und die Sachsen riefen ihr Feldgeschrei, daß die Ungarn sich entsetzten und meinten, die ganze Welt falle über sie ein und begannen zu fliehen vor Schreck, und darüber wurden ihrer so viele erschlagen, bis daß die Sachsen vom Schlagen müde wurden.

Das Gerücht kam über das ganze Land, daß die Ungarn flüchtig geworden wären. Da kamen dem Kaiser alle zu Hilfe, die in dem Lande und zunächst da waren, und jagten die Ungarn und Wenden bis heim in ihr Land. Der Ungarn und Wenden wurden

20,000 erschlagen und 900 gefangen; der Sachsen wurden nicht viel erschlagen. Jedermann möchte sich verwundern, daß der Ungarn und Wenden so viel gewesen, aber wer nur einmal wußte, wie groß Ungarland und Wendeland damals war, dem wäre es kein Wunder. Das ganze Land von der Elbe an, in der Breite und in der Länge, bis an die Haidenschaft in Lithauen uud bis jenseits Ungarn, alles hieß Wenden. Das geht aus ihrer Sprache hervor, denn sie weichen darin nicht sehr voneinander ab.

Die Ungarn und Wenden flohen und kamen nach dem Zins nicht mehr wieder, so lange Kaiser Heinrich lebte.

12. Die Ungarschlacht auf dem Lechfelde.

(10. August 955.)

Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unübersehbare Ebene aus, zehn Stunden Wegs lang, zwischen den Strömen Lech und Wertach, ohne Baum und Strauch, nur mit kurzem Gras bewachsen *). Dieß ist das Lechfeld, wie eine Wasserfläche gleich, vielleicht einst See; rings von einem Hügelrain umgrenzet, auf welchem Dorfschaften ruhen. Dieß ungeheuere Blachfeld, für Bewegungen reisiger Schaaren bequem, machten die Ungarn zum Wahlplatz.

*) Anmerkung des Herausgebers. Jetzt sieht es dort anders aus. Das ganze Lechfeld ist, weniges Land ausgenommen, einer sehr erfolgreichen Cultur unterworfen worden. Nicht nur zerstreute Colonisten haben dort Ansiedlungen, sondern es ist auch bereits ein großes Dorf, Königsbrunn, mit einer katholischen und protestantischen Kirche entstanden. Nunmehr gibt es dort Aecker mit schönen Halmfrüchten, Wiesen mit künstlich gezogenem Gras, Gärten mit Sträuchen und Bäumen. In der katholischen Kirche sieht man ein schönes Gemälde, welches die Schlacht mit den Ungarn zum Gegenstande hat.

Als der König (Otto der Große) in die weite Blache hinabtrat, gab er seinem Heere die Schlachtordnung. Den Vortrab mit dem Rennfähnlein sollte Konrad der Rothenburger, Herzog von Franken, machen mit vielem reisigen Zeug, ein tapferer Kriegsmann. Als ihn die Krieger erblickten, war große Freude und schon jeder des Sieges getrost. In drei Schlachthaufen bildeten die Bayern das Vordertreffen. Sie führte Graf Eberhard von Ebersberg. Jederzeit sind ihre Banner bei den Reichsheeren im Vorzug gegen den Feind gestanden. Dann folgten die Sachsen, ein zierlicher kriegerischer Menschenschlag, mit langen Speeren, kurzen Schildern, großen Messern an den Hüften. Bei ihren Schlachthaufen der König selbst; vor ihm hergetragen der Engel im Reichsbanner, umgeben vom Speerwald des Heeres. Dann kam Herzog Burkard, der kühne Held, mit 2 Schlachthaufen der Schwaben. Eine Schaar von 1000 Böhmen hütete im Nachzug Feldgeräth und Troß. Sie befehligte Herzog Boleslav.

Als so das Heer dahinzog, stieß zu demselben auch von Augsburg Graf Theobald, des Bischofs Bruder, und Bischof Udalrich selbst mit vielem Adel und Stadtvolk, zu Roß und Fuß unter dem Banner der Stadt.

Die Ungarn frohlockend, sieggewohnt, säumten nicht; setzten über den Lech zum linken Ufer; umschwärmten lange mit beweglichen Schaaren die deutschen Haufen und stürzten dann jählings, beutelüstern, mit gräßlichem Geschrei, auf die Böhmen und deren Gepäck im Nachtrab. Diese alle wurden von ihnen nach wilder Gegenwehr niedergeschossen, zersprengt; dann warf sich der Ungarn gesammte Macht auf den Schlachthaufen der Schwaben. Nach männlichem Streit unterlagen auch diese der ungestümmen Uebermacht. Da ihre Fähnlein

wankten, änderte der König schnell seine Ordnung, beschied Herzogen Konraden mit den fränkischen Haufen und ließ ihn zur Unterstützung der Schwaben rennen. Er selbst, nachdem er sein Gebet und dem heiligen Laurentius das Gelübde gethan, ein Bisthum zu gründen, wenn er die Schlacht siegreich ende, schwang sich aufs Roß mit Schild und heiliger Lanze und führte die wohlversuchten Sachsen in das Getümmel. Im Sturmlauf rückten die Bayern nach. Fest hielten die Deutschen Mann an Mann. Die Ordnung der Madjaren war getrennt; ihre Menge immer enger gegen den Lech zusammengedrückt, daß ihnen die Schnelligkeit der Rosse nichts mehr half, der Speer der Deutschen sicher traf. Siegreich schwebte der Reichsengel über dem ungeheuren Kampf, der das Schicksal zweier großer Völker entschied.

Viele deutsche Helden sanken; auch Theobald, der edle Graf von Kyburg und Dillingen und Reginald, sein Vetter. Und als Konrad von Franken, der wackere Degen, im Kampf des heißen Sommertages frische Luft zu schöpfen, die Bänder des Panzerhemdes lösete, durchbohrte seinen Hals ein Pfeil. Mit schweren Wunden ging Herr Starchant, der muthige Bischof von Eichstädt, aus dem Streit; dergleichen von Regensburg der Bischof Michael. Dieser war schon unter den Todten gelegen; neben ihm ein blutender Ungar, der sich noch im Sterben am Bischof des Plünderns freuen wollte. Dadurch genaß Herr Michael von der dumpfen Betäubung, tödtete den Heiden und kam glücklich zu den Seinen.

Des Ungarvolkes Niederlage war unbeschreiblich groß. Wer nicht durchbohrt war, stürzt' in die Fluthen des Lechs; wer nicht ertrank, ward vom bayerischen

Volk erschlagen. Mehrere der ungarischen Häuptlinge, gefangen nach Regensburg geschleppt, ließ Herzog Heinrich dort vor dem Osterthor aufhenken, andere wurden verstümmelt, gekreuzigt, mit langer Qual getödtet, andere haufenweise in große Löcher gethan und lebendig begraben. Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar. Reich beschenkte davon der König den tapferen Bischof Udalrich, welcher zu Augsburg ein Stift baute, wo der Erschlagenen von Adel Kinder und Wittwen Aufnahme fanden. Auch der Baiern Kriegsfürst, Graf Eberhard, brachte seinem Kirchlein zu Ebersberg die Erstlinge vom Ungarraube, viele goldene und silberne Ketten und goldene Glöcklein, welche die vornehmen Madjaren zu unterst an ihren ausgezackten Kleidern zu tragen pflegten.

Seit diesem Tage lief großer Schrecken und Wehklage durch's ganze Ungarland. Das Volk daselbst verschanzte sich voll Furcht und zitterte vor dem deutschen Namen.

13. Kaiser Heinrich IV.

Eine Jammergeschichte ist die Geschichte Kaiser Heinrich IV. um der Leiden willen, die über ihn und über sein Reich gekommen sind. Die Hauptursache davon lag in dem frühen Tode seines Vaters Heinrichs III. Heinrich der IV. war da noch ein Kind. Seine Mutter, die Kaiserin Agnes, war nicht im Stande, dem Kinde die Erziehung zu geben und zu besorgen, durch welche der künftige Kaiser die Kraft und männliche Entschiedenheit erlangt hätte, welche gerade damals zur Brechung der der Kaisermacht aufwachsenden Feinde von 2 Seiten

her erforderlich gewesen wäre. Diese Feinde waren trotzige, nach Unabhängigkeit verlangende Fürsten und die Weltherrschaft erstrebende Päpste. Unter den Fürsten, welche nach Heinrichs III. Tod der Kaiserin und ihrem minderjährigen Kinde zunächst und am heftigsten feindlich sich gegenüberstellten, waren die sächsischen die hervorragendsten. Sie hatten sich verschworen, den jungen Heinrich zu ermorden. Ihr Plan wurde aber verrathen und in einem zwischen den feindlichen Parteien ausgebrochenen heftigen Streit unterlagen sie gänzlich.

Die Kaiserin selbst regierte mit viel Klugheit und suchte alle Unzufriedenheit der Großen möglichst zu beseitigen. Sie bediente sich als ihres Rathes besonders des Bischofs Heinrichs von Augsburg, eines zwar tüchtigen, aber ehrgeizigen Mannes. Er stieß durch sein stolzes und barsches Auftreten die übrigen Fürsten vor den Kopf, die sich von solchem Emporkömmling nichts gefallen lassen wollten. Dadurch wurde auch das Regiment der Kaiserin selbst verhaßt und ihre und des Bischofs Feinde streuten über beide die nachtheiligsten Gerüchte aus. Doch wäre wohl ihre Regierung noch länger ruhig verlaufen, und die Fürsten hätten sich des verhaßten Bischofs sonst zu entledigen gewußt, wenn nicht die Angelegenheiten Italiens wieder Alles verwirrt hätten.

Dort wußte der Cardinal Hildebrand das Papstthum unter seinen Einfluß zu bringen und später selbst auf den Papststuhl emporzusteigen. Sein Bestreben war, das Papstthum vom Einfluß der weltlichen und kaiserlichen Macht zu befreien. Unter dem Papste Nicolaus II. wußte er folgende zwei Hauptgrundsätze auf einer Kirchenversammlung zu Rom zum Beschluß zu erheben: 1) Kein Geistlicher dürfe fernerhin eine Kirche oder, was dazu

gehöre, aus der Hand eines Laien annehmen, 2) die Wahl des Papstes solle von nun an durch die Kardinäle geschehen.

Beide Punkte sind von ungeheurem Einfluß gewesen. Durch den ersten sollten die Geistlichen von allem Lehensverband mit den Fürsten befreit und von ihnen unabhängig werden, so daß der Papst an ihnen eine allzeit schlagfertige, furchtbare Miliz hätte, die keine Rücksicht auf die Fürsten zu nehmen brauchte, weil sie auch nichts von denselben zu erwarten hatte. Der zweite Punkt beseitigte aber nicht blos den Einfluß und die Theilnahme des Volkes und der übrigen Geistlichkeit an der Papstwahl wie sie seither bestanden, sondern auch diejenigen des Kaisers. Auf Andringen des Kanzlers Wibert wurde wohl in die Bestimmung wegen der Papstwahl ein Vorbehalt der Rechte seines Königs eingefügt, aber der Ausdruck war so zweideitig oder vielmehr so unbestimmt, daß ihn jeder auslegen konnte, wie er wollte. Zudem schloß sich Nicolaus alsbald, um an ihnen eine Stütze gegen den Kaiser zu haben, an die Normannen an und belohnte ihren Grafen Robert Guiscard mit Ländern, die niemals dem Papst gehört hatten.

In Deutschland war man mit diesen Beschlüssen der römischen Synode fast in allen Kreisen unzufrieden. Aber ehe etwas Entscheidendes dagegen ausgeführt werden konnte, starb Nicolaus II. Bei einer hierauf erfolgten zweispaltigen Papstwahl sollte die Entscheidung darüber, wer Papst sein solle, von der Kaiserin gegeben werden.

Aber die Macht derselben hatte unversehens einen gewaltigen Stoß erlitten, der ihr die Herrschaft über das Reich aus den Händen wand. Gegen sie hat, hauptsächlich, weil sie ihr Vertrauen dem unbeliebten Bischof von Augsburg geschenkt hatte, ein höchst ehr=

geiziger und habsüchtiger Mann, der Erzbischof Hanno von Köln, eine feindliche Partei zu Stande gebracht, welche aus Bischöfen und mächtigen Fürsten Deutschlands bestand und sich zu dem Plane vereinigte, den jungen König seiner Mutter zu entführen und diese ganz von der Regierung auszuschließen.

Die Entführung wurde um Pfingsten des Jahres 1062 durch eine schmäliche Hinterlist, mit welcher man den jungen König auf ein Schiff im Rheinstrom verlockt hatte, durchgeführt. Die Kaiserin traf dieser Schlag so gewaltig, daß sie den Entschuß faßte, ins Kloster zu gehen; doch ließ sie sich dieses von ihren Anhängern ausreden. Zu einem festen selbstständigen Auftreten aber hatte sie von da an weder Kraft noch Muth mehr. Ihre Hand war wohl nur eine schwache Frauenhand gewesen, aber doch hatte die Achtung, die damals noch mehr als jetzt in den Deutschen vor der geheiligten Person ihres Regenten lebte, die wilden Herzen und Gedanken im Zaume gehalten, daß sie nicht in rohe Gewaltthaten ausbrachen.

Das Alles wurde anders: Die Fürsten suchten sich nur zu bereichern und ein Geist der Zügellosigkeit brach mit schrecklicher Gewalt los. Bald zeigte es sich an ausgebrochenen Feindschaften der Bischöfe und Fürsten widereinander, wie der an dem jungen König verübte Frevel alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst hatte.

Besonders willkührlich hatte Hanno verfahren, in dessen Hände der junge König und die Regierung des Reiches lag, aber er war schlau genug, bald zu bemerken, daß er zu viele Gegner haben würde, wenn er die Regierung des Reichs allein fortführen wollte. Er sah sich deßhalb nach Genossen um, welche die Last mit ihm

theilen sollten, und auf welche auch ein Theil der Verantwortung gewälzt werden könnte. Der Erste, den er sich hiezu erkor, war der Erzbischof Albert von Bremen, ein Mann, von welchem man sagen konnte, daß er mit allen Wassern gewaschen war. Da er dabei auch ein höchst ehrgeiziger Mann war, so ist er auf Hanno's Plan willig eingegangen. Und da letzterer sich bald nach Rom begab, so kam der junge Heinrich ganz unter den Einfluß Alberts. Ebenso störrig und verschlossen als er gegen den strengen und heftigen Hanno war, dem er seine Entführung von der Mutter nie vergeben konnte, ebenso offen ergab er sich dem geschmeidigen und freundlichen Albert. Aber was jener bei der Erziehung Heinrichs durch seine Heftigkeit verdorben, machte dieser durch seine unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen den Willen desselben nicht gut. Im Gegentheil schadete diese fast noch mehr als jene. Weil sich aber Albert durch seine Verachtung der weltlichen Fürsten bei diesen im hohen Grade verhaßt gemacht hatte, hielt er es für gerathen, den König in seinem fünfzehnten Jahre (1063) mit dem Schwert zu umgürten und ihn somit der Vormundschaft zu entlassen und als selbstständigen Herrn und Regenten des Reiches dem Volke vorzustellen. Freilich der Einfluß seiner Erzieher auf den König hörte damit nicht auf, sondern es fiel ihnen nicht schwer, auch fernerhin von dem arglosen Heinrich zu erlangen, was sie wollten.

Nach Pfingsten des Jahres 1066 vermählte sich Heinrich mit der ihm vor 11 Jahren schon angetrauten Bertha von Susa. Aber in seinem Herzen setzte sich wider sie bald ein heftiger Widerwille fest. Lange suchte er die Sache geheim zu halten. Als er nach drei Jahren mit dem Antrag vor die Fürsten trat, sie

möchten ihm zur Scheidung von ihr verhelfen, ließ er sich zwar auf Zureden jener bewegen, seine Gemahlin wieder an den Hof zu berufen; er reiste aber, ehe sie ankam, nach Goslar. Allein auch sie folgte ihm dorthin nach, und dort nahm er sie liebreich auf. Ihr stilles Dulden, mit dem sie die dreijährige Kälte ihres Mannes sanft und ohne Widerrede ertragen, rührte sein von Natur weiches Herz, und sie gewann von da an seine ganze Liebe.

Schon am Anfang seiner Regierung machte Heinrich die bitterste Erfahrung über den Trotz und die Ränkesucht verdorbener Fürsten seines Reiches. Von Jugendsünden des Königs nahmen sie Veranlassung, ihm schändliche Laster anzudichten, um sagen zu können: einem solchem Menschen konnten wir nicht gehorchen.

Die Klagen der Fürsten richteten sich zunächst gegen den Bischof Albert oder Adalbert, und Heinrich mußte sich entschließen, ihn von seinem Hofe zu entlassen, bis er drei Jahre später es wieder für gerathen halten konnte, ihn zu sich zu berufen. Von da an trat Adalbert zwar vorsichtiger auf, hat aber gewiß nicht vortheilhafter auf ihn eingewirkt. Indeß starb er schon im Jahre 1072.

Heinrich trachtete von da an mehr und mehr darnach, die Pläne seines Vaters auszuführen und die Herzogsmacht zu brechen. Damit wollte er in Sachsen beginnen; denn dieses Land hatte sich von jeher der Gewalt seines Hauses entzogen und war seit mehr denn 100 Jahren von seinen Herzogen, den Billungen, fast als unabhängig regiert worden. Zu diesem Zweck legte Heinrich im Lande umher mehrere starke Burgen an, die bedeutendste darunter die Harzburg, versorgte sie mit starker Besatzung und hinlänglichen Vorräthen und

hoffte von da aus die Macht der Sachsen und ihrer Fürsten brechen zu können. Daß es dabei in jener Zeit nicht ohne Bedrückung der Umwohner abging, daß die streitlustigen Besatzungen manchen Unfug und Gewaltthat übten, läßt sich wohl erwarten.

Dieß Alles vermehrte die Sorge der sächsischen Fürsten, Heinrich möchte nun mit Gewalt die Rechte des Kaisers in ihren Landen wiederherstellen wollen, und so entstand eine Verschwörung unter ihnen am 29. Juli 1073. Als Heinrich IV. auf den 23. Aug. eine Heerfahrt gegen den Herzog Boleslav anordnete, glaubten die Rebellen die Zeit zur Ausführung ihrer Plane gekommen. Die Sachsen sammelten ihren Heerbann vor der bestimmten Zeit und wußten durch listiges Zureden das Volk aufzuhetzen, indem sie demselben vorschwatzten, Heinrich sei ein Tyrann und gehe damit um, sie alle zu Leibeignen zu machen und ihre Güter zu nehmen. Der Zug gegen Polen sei nur eine Ausrede, die Heere des Reichs sammelten sich in Wahrheit blos, um Sachsen zu unterjochen.

Heinrich saß ohne Ahnung der drohenden Gefahr in Goslar. Am 1. August kamen 3 Gesandte der Rebellen zum König, baten um Erlassung des Zugs gegen Polen und um Abbrechung der Burgen, die er in Sachsen in Thüringen gebaut. Dieser erklärte ihnen, er wolle die Sache den Fürsten zur Entscheidung vorlegen und die Gesandten reisten wieder ab. Etliche Tage darnach erhielt Heinrich plötzlich die Botschaft, die Sachsen rücken gegen 60000 Mann stark heran und suchen sich seiner zu bemächtigen. In aller Eile begab er sich mit seinen Getreuen auf die Harzburg, wohin ihm die Rebellen folgten und die Burg am 5. August umlagerten.

Heinrich entkam auf merkwürdige Weise, sammelte jetzt die Heere getreuer Fürsten um sich, machte aber während der von den Sachsen unternommenen Friedensunterhandlungen auch über die Unzuverlässigkeit dieser bisher getreuen Fürsten die bittersten Erfahrungen und hatte nur die Freude, die Bürger Kölns wider ihren Bischof für sein Recht mit aller Macht auftreten zu sehen. Ein furchtbar strenger Winter machte ihn zur neuen Friedensunterhandlung mit den nachgiebig gewordenen Sachsen bereit, und er versprach, seine Burgen zu brechen und den Sachsen Amnestie zu ertheilen; dabei hoffte er jedoch, die Harzburg zu retten, und die Fürsten hatten ihm wirklich zugesagt, daß nur die Mauern, nicht aber die Gebäude der Veste eingerissen werden sollten.

Als aber die Bauern, welche zum Niederreißen derselben bestellt waren, in blinder Zerstörungswuth keinen Stein auf dem andern ließen, auch die Kirche anzündeten, sogar die Gräber aufwühlten und die Gebeine von Heinrichs kleinem Bruder und seinem ersten Söhnlein auf den Trümmern umherstreuten, so hat diese rohe That in Heinrich den größten Grimm erregt und die schon verglimmende Lohe des Bürgerkrieges zu hellem Aufflammen gebracht. An der Unstrut kam es zwischen Heinrich und den Sachsen zu einem heftigen Zusammenstoß, bei welchem die Sachsen mit einem Verlust von 8000 Mann vollständig unterlegen sind (9. Juni 1075). Nach wenigen Monaten ergaben sich die sächsischen Fürsten ohne alle Bedingung dem Könige. Siegreich stand Heinrich IV. jetzt da und seine Macht schien fest gegründet. Aber es schien leider! nur so. Nur zu bald sollte er erfahren, wie wenig er sich auf die Treue der Fürsten verlassen

konnte: in dem furchtbaren Streite mit dem Papst, den wir nun hereinbrechen sehen.

Im Jahre 1073 wurde der Cardinal Hildebrand zum Papst gewählt. Er erhielt den Namen Gregor VII. Dieser Gregor war seinem Aeußern nach ein ganz kleiner, höchst unansehnlicher, magerer Mann und von braungelber Gesichtsfarbe. Aber das schmächtige Männlein hatte in seinem kleinen Körper einen starken Geist, einen scharfen Verstand und einen eisernen Willen.

Es lebte in ihm die Ansicht, zum Wohle der Menschheit sei es am besten und unerläßlich nothwendig, daß alle Reiche unter die Herrschaft des Papstes gestellt werden, so gewiß als ja der Geist und das mit ihm Verwandte und Zusammenhängende immer die oberste Leitung des Leibes und dessen, was zu ihm gehört, haben müsse. Und wie der Mond sein Licht von der Sonne erhält und nach den ewigen Gesetzen dessen, der beide erschaffen, der erstere sich stets willig um die letztere bewegt, so sollte nach seiner Ansicht Jedermann die Kirche, d. h. den Papst, als die Centralsonne betrachten, um die als gehorsame Trabanten alle Fürsten sich zu drehen und zu ihm aufzuschauen haben, als zu dem Spender alles Lichtes und Lebens.

Zur Durchsetzung seines Planes, den Papst zur Sonne der Welt zu machen, bediente er sich gewaltiger und außerordentlicher Mittel. Zunächst wendete er sich mit aller Macht gegen die Simonie, den Handel mit geistlichen Aemtern und das Kaufen derselben um's Geld oder durch Geschenke. Darum müßten wir ihn indessen nur loben, und es hat ihm auch daraus Niemand ein Verbrechen gemacht. Mit dem zweiten Mittel aber, das er ergriff, steht es schon anders.

Er wußte, daß ein Geistlicher, der Kinder hatte, und für dieselbigen sorgen wollte, immer wenigstens einigermaßen von dem Fürsten des Landes abhängig war, der die Lehen nnd die Beamtenstellen zu vergeben hatte und folglich den Sohn des Geistlichen zurücksetzen und übergehen konnte, wenn der Vater ihm nicht gefiel oder zu Willen war. Um diese Abhängigkeit zu heben und alle Bande, die den Priester an den Staat ketten konnten, zu zerreißen, bestand Gregor mit eiserner Festigkeit auf völliger Ehelosigkeit aller Priester (Cölibat). Zwar herrschte schon lange die Meinung, daß das ehelose Leben heiliger und gottwohlgefälliger sei als das eheliche. Aber als Gesetz und unabänderliches Gebot hatte es bis jetzt noch kein Papst aufgestellt oder durchgeführt. Deßhalb erhob sich auch überall, diesseits und jenseits der Alpen, ein gewaltiger Sturm gegen das strenge Gesetz Gregors; denn er verlangte, daß alle verheiratheten Priester, und deren gab es damals noch viele, entweder die Frau entlassen oder das Amt verlassen sollten. Selbst Bischöfe, besonders Deutsche, sprachen und schrieben offen gegen dieses Gebot des Papstes; aber — seinen Zweck im Auge, wich er kein Haar breit. „Die Laien müssen einschreiten!“ war sein Wahlspruch in dieser Sache. Und so wurde überall das Volk gegen die verheiratheten Priester aufgeregt; es wähnte, Priesterehe sei eben so schändlich als Hurerei, und die von einem verehelichten Priester gespendeten Sakramente seien nutzlos und unwirksam. Der Pöbel drang in die Priesterwohnungen ein, mißhandelte, — besonders Jahre lang in Mailand — die verheiratheten Geistlichen auf jegliche Art; sie wurden auf den Gassen verhöhnt, sogar ermordet. Hunderte von Geistlichen verließen lieber

Amt und Haus, als daß sie ihre rechtmäßige Frau verließen. Viele Kirchen waren ohne Geistliche, Sittenlosigkeit und Rohheit nahmen überhand — aber Gregor erreichte seinen Zweck. Durch die strenge Durchführung des Cölibats gewann er eine seinen Befehlen gehorsame, ganz von ihm abhängige Geistlichkeit.

Das Dritte, was Gregor verbot, war die Investitur der Geistlichen durch Laien. Die Geistlichen, besonders die höheren, die Bischöfe, Aebte und Erzbischöfe, waren, gewiß nicht zum Besten ihres Amtes, weltliche Herren und Besitzer großer Lehen geworden. Da war es nun ganz in der Ordnung, daß der Kaiser, als oberster Lehensherr, einen neugewählten Bischof investirte, d. h., ihm als seinem Stellvertreter die fürstlichen Rechte übertrug, die er innerhalb seiner Besitzungen im Namen des Kaisers ausüben durfte. Dies geschah, indem er dem Einzusetzenden einen Ring und einen Stab übergab.

Das nun war ganz gegen den Sinn Gregors; denn durch die Investitur wurde ja eben erklärt, daß der Bischof oder Abt ein Vasall und Unterthan des Kaisers sei, dem er zu treuem Gehorsam sich verpflichtete. Deßhalb also erklärte Gregor, kein Laie, d. h. kein Fürst dürfe fernerhin einen Geistlichen investiren, sondern das könne nur vom Papst oder von seinem Bevollmächtigten geschehen. Nur dieser könne einem ein geistliches Amt übertragen. Das hätte man sich mögen schon gefallen lassen, wenn er folgerichtig weitergegangen wäre und erklärt hätte, kein Geistlicher solle ein weltliches Amt neben seinem geistlichen verwalten, keine Lehngüter besitzen 2c. Aber das wollte Gregor keineswegs. Dadurch hätten sie ja ihre weltliche Macht verloren, und die sollten sie nach des

Papstes Sinn wohl behalten, aber nur mit derselben nicht dem Kaiser zum Gehorsam verpflichtet sein.

Heinrich wollte sich, wie man leicht begreifen kann, das Verbot der Laieninvestitur nicht gefallen lassen. Es blieben deßhalb Reibungen zwischen ihm und dem Papste nicht lange aus. Die dem Kaiser feindlichen Bischöfe hinterbrachten dem Papst allerlei Lügen über Heinrich und sein Privatleben.

Nun hatte der Papst schon früher einige Räthe des Kaisers in den Bann gethan, dieser sie aber später wieder an seinen Hof gerufen. Dieses und eine Entscheidung Heinrichs über den erzbischöflichen Stuhl in Mailand brachte den Kampf vollends zum Ausbruch. Gregor schickte durch Gesandte einen Brief an Heinrich, gab diesem aber noch den mündlichen Auftrag, sie sollten dem Kaiser sagen, der Papst habe von dem lasterhaften Leben Heinrichs gehört, und wenn er nun nicht Buße thue, so werde jener öffentlich es der Kirche mittheilen und ihm, wenn er nicht nachgebe, das Reich ganz nehmen.

Von allem, was der Kaiser auf diese Botschaft des Papstes thun konnte, that er das Unklügste. Er berief nemlich auf den 24. Jan. 1076 alle Fürsten und Bischöfe zu einem Concil nach Worms. Wenige von diesen waren erschienen; die Erschienenen aber faßten auf Verlangen des Kaisers den Beschluß: Gregor sollte vorläufig abgesetzt und in einigen Monaten ein anderer Papst ernannt werden. Statt mit einem Heere dem Papste gegenüber zu treten, sandte er mit einem Brief an die italienischen Bischöfe ein Schreiben voll Entrüstung über die päpstliche Anmaßung an Gregor. Derselbe hatte letzteres kaum empfangen, als er auch sogleich über den Kaiser und über alle, welche

seine Absetzung mitbeschlossen hatten, den Bann aussprach, wenn sie nicht bis zum 1. August Buße thäten.

Eben um diese Zeit starben die getreuesten Freunde des Kaisers unter den Fürsten und Bischöfen; die Bischöfe, welche seine Absetzung mit unterzeichnet hatten, nahmen größtentheils bald schon ihre Unterschrift zurück. Die meisten Fürsten aber waren längst schon rebellisch gegen Heinrich gesinnt und ihnen kam der Bannspruch des Papstes über ihn ganz gelegen, um einen Vorwand zu einer Versammlung zu finden, bei welcher die Absetzung des Kaisers ausgesprochen werden könnte. Diese Versammlung fand am 16. Okt. 1076 zu Tribur statt. Die wirkliche Absetzung wurde indeß dort noch nicht ausgesprochen, sondern man vereinigte sich nur zu dem Beschluß: der König solle sich dem Papst unterwerfen, und dieser auf den 2. Febr. des folgenden Jahres auf einem Reichstag in Augsburg erscheinen und daselbst in feierlicher Versammlung über Heinrich das Urtheil fällen. Bis dahin solle der König sich in Speyer als Büßer aufhalten, seinen Hofstaat und das Heer entlassen. Nach schwerem Kampf entschloß sich Heinrich zur Unterwerfung und zog nach Speyer, doch blieben seine treuesten Räthe in seiner Nähe. Mit ihnen beschloß er, das überaus schmähliche und demüthigende Schauspiel, das die Fürsten angezettelt hatten, womöglich abzuwenden. Er, der Sohn des Kaisers, der 3 Päpste abgesetzt hatte, sollte vor der ganzen Reichsversammlung vor dem Gericht des Papstes sich beugen und erst noch erwarten, ob er die Krone behalten werde? Das schien ihm zu viel. Und doch sah er wohl, daß er ohne Lösung vom Bann nicht mehr als König bestehen

könne. Er wollte deßhalb lieber versuchen, beim Papst selbst diese Lösung zu erlangen und dadurch den Reichstag in Augsburg zu hintertreiben.

Obwohl der Winter ungewöhnlich frühe eingetreten und streng, und obwohl die Reise nach Italien nicht ohne die gefährlichsten Strapazen zu vollenden war, Heinrich machte sich dahin mit seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohne und einigen Räthen auf und kam glücklich über die Alpen.

Gregor, der schon unterwegs war nach Augsburg, erschrack heftig über die Nachricht, Heinrich sei in Italien; er fürchtete, dieser wolle nun Gewalt brauchen und flüchtete in das Schloß Canossa, das der Gräfin Mathilde gehörte. Bald aber kamen Boten von Heinrich, der mit dem Papst zu unterhandeln begehrte. Bald langte er selbst vor dem Schlosse an, das nun Zeuge des empörendsten Schauspiels sein sollte, welches je die Geschichte gesehen hat.

Heinrich kam ohne allen Schmuck, barfuß, im Büßerhemd an die Pforte der Burg und begehrte, im Schnee stehend, Einlaß. Aber er stand mit seinen Begleitern bis zum Abend und Niemand öffnete. Am folgenden Tag, den 26. Januar, ging es ebenso. Erst am 3. Tag, da ihn die Markgräfin Mathilde und die bei ihm waren, bittere Vorwürfe machten über seine Tyrannei, ließ sich der Papst zu Unterhandlungen herbei. Es wurde festgesetzt, daß in Bälde eine Reichsversammlung gehalten werden, auf dieser Heinrich sich rechtfertigen und Genugthuung leisten uud sich mit den Fürsten versöhnen solle, falls nicht unübersteigliche Schwierigkeiten es hinderten. Auch solle er sich des Vorgefallenen wegen weder an dem Papste noch an irgend Jemand rächen.

Nachdem dies Alles festgesetzt und unterschrieben war, erklärte sich der Papst zur Absolution bereit. Die Büßer wurden in den Schloßhof geführt und von dort von der Markgräfin in den Saal geleitet, wo der Papst mit den Cardinälen ihrer wartete. Schluchzend traten sie ein und warfen sich, wie die Sitte es verlangte, der Länge nach mit ausgestreckten Armen auf den Boden und bekannten ihre Sünden. Auch Gregor war über solchen Auftritt erschüttert, trat weinend zu den Büßenden, ermahnte, tröstete und absolvirte sie, küßte den König und nahm dann die Feier des h. Abendmahls vor.

Er ergriff die Hostie, rief Heinrich herbei und sagte: man beschuldigt mich, daß ich den h. Stuhl durch Simonie bestiegen und denselben durch allerlei Laster befleckt habe. Siehe nun hier den Leib des Herrn, den ich zum Beweise meiner Unschuld nehmen will, damit der allmächtige Gott mich durch sein Urtheil von diesem Verdachte reinige, wenn ich unschuldig bin. — Damit zerbrach er die Hostie und aß die eine Hälfte unter dem Gemurmel der Verwunderung und Freude der Anwesenden. Darauf sprach er: nun, mein Sohn, thue du ebenso. Wenn du dich unschuldig weißt und die Klagen der Fürsten über dich falsch sind, so nimm diesen übrig gebliebenen Theil des Leibes unsers Herrn, daß durch Gott selbst deine Unschuld erwiesen und der Mund aller derer gestopft werde, die Uebels über dich sagen. — Heinrich war über solche Anrede betroffen; er wußte sich nicht ganz unsträflich, war aber auch nicht so verhärtet, daß er es gewagt hätte, auf solche Weise die Hostie zu empfangen und wies es ab.

Nach der Messe nahmen sie miteinander das Mittagmahl ein; dann ertheilte der Papst dem Könige den

Segen ermahnte ihn noch, seine Versprechungen zu halten, worauf dieser sich zu Pferde setzte und davon ritt.

Dies waren die Tage von Canossa, Tage der Schmach und des Unheils, jedoch für Heinrich nicht ohne wohlthätige Folgen. Er war in diesen wenigen Tagen zum Manne gereift, und seiner Stellung zum Papst und zu den deutschen Fürsten jetzt klar.

Nachdem er vom Banne vor Jahresfrist gelöst war, war er dem Uebereinkommen mit den Fürsten gemäß mit vollem Recht wieder König. Diese wollten aber nicht, daß er es sei.

Am 15. März 1077 traten sie in Forchheim zusammen und erwählten daselbst den Herzog Rudolph von Schwaben zum König und erklärten dabei: Deutschland solle ein Wahlreich bleiben, der Sohn eines Königs nie ohne Wahl dem Vater folgen dürfen. Mit diesem Schritt hatten die Fürsten die Vereinbarung zwischen ihnen und Heinrich zerrissen, und dieser war nun seines Versprechens eben damit entledigt. Er sah, daß es nun keinen andern Weg mehr gebe als einen Kampf auf Leben und Tod. Und zu diesem entschloß er sich, durch die letzten Erfahrungen gereift, und machte sich im April von Italien auf, um nach Deutschland zurückzukehren.

Heinrich fand hier mehr Anhänger als er hoffen durfte, während Rudolphs Anhang mehr und mehr schwand. Das Jahr 1077 verging unter beständigen Kämpfen, unter welchen Dörfer und Felder zerstört wurden. Da das Jahr ohnedies nicht fruchtbar war, so brach Hungersnoth aus. Auch in den nächsten Jahren wurde vielfach zwischen den beiden Königen gekämpft, aber ohne Entscheidung.

Der Papst nahm unter diesen Kämpfen Partei wider Heinrich, und unter einem nichtigen Vorwande sprach er im Jahre 1080 zum zweiten Male den Bann über ihn aus. Aber diesmal wirkte sein Bann nicht mehr so, wie 4 Jahre früher. Viele sahen, es war theils persönlicher Haß gegen Heinrich, theils Herschsucht, die den Papst zu diesem Schritte trieb.

Heinrich versuchte die Entscheidung nochmals mit dem Schwerte. Und diesmal war er glücklich. In einem Treffen am 15. Oktober 1080 fiel sein Gegenkönig Rudolph. Obwohl einige Fürsten in dem Grafen Hermann von Lützelburg einen andern Gegenkönig dem Heinrich gegenüberstellten, so blieb dieser doch ohne Macht und verschwand bei Zeiten vom Schauplatze.

Unter diesen Verhältnissen überließ Heinrich die Führung seiner Angelegenheiten in Deutschland seinem treuen Friedrich von Hohenstaufen, dem er seine Tochter Agnes verlobt und zog nach Italien, um seinen Kampf mit dem Papst auszufechten.

Schon im Jahr 1080 wurde in Clemens III., einem gebildeten und ehrwürdigen Manne, dem Gregor ein Gegenpapst entgegengestellt. Nachdem Heinrich wider Rom, wo sich in der Engelsburg Gregor verschanzt aufhielt, verschiedene Unternehmungen mit mehr günstigem als schlechtem, aber doch nicht entscheidendem Erfolg gemacht und Gregor alle Friedensanträge entschieden zurückgewiesen hatte, ließ er durch den Papst Clemens III. auf den März 1084 eine Kirchenversammlung berufen, auf welcher dieser durch die Erzbischöfe geweiht wurde und dann am 31. März auch Heinrich und seiner Gemahlin die Kaiserkrone aufsetzte.

Als bald darauf die Normannen dem Gregor zur

Hilfe herbeikamen, Heinrich aber sich bei einem sehr geschwächten Heere auf keinen Krieg mit ihnen einlassen konnte, zog Gregor mit ihnen von Rom ab und ging zuerst nach Monte Cassino und von dort aus nach Salerno, wo er nochmals den Bann über Heinrich, den Papst Clemens III. und alle ihre Anhänger aussprach. In einem Schreiben an alle Getreuen in Christo, die den apostolischen Stuhl wahrhaft lieben, ermahnte er diese, ihm zu Hilfe zu kommen, wenn sie wünschen, Vergebung der Sünden, Gnade und Seligkeit zu erlangen.

Es kam aber kein Retter, und darüber brach ihm das Herz, den 25. Mai 1085. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich im Elend“.

Heinrich hatte nach seiner Rückkehr von Italien nach Deutschland hier noch lange mit den alten Rebellen, unter welchen hauptsächlich wieder die Sachsen obenauf waren, zu kämpfen. Erst im Jahre 1090 konnte Sachsen ganz beruhigt werden, nachdem die erbittertsten Feinde Heinrichs umgekommen waren. Um diese Zeit hatte sich auch ein anderer, und zwar einer seiner wichtigsten Gegner unter den Fürsten, der Herzog Welf von Bayern, mit ihm ausgesöhnt.

Dagegen brach ein schwerer Schlag über den alternden Heinrich herein: der Abfall seines Sohnes Konrad und seiner zweiten Gemahlin Praxsede, die er noch nicht lange geheirathet hatte, nachdem seine treue Bertha gestorben war.

Conrad war in Italien zur Eroberung einiger Länder seiner Großmutter. Dort wurde er aufgehetzt zum Abfall von seinem Vater, der, wie man ihm sagte, ein

Verfluchter sei, zugleich hielt man ihm die Kaiserkrone von Italien vor. Im Frühjahr 1093 trat er auf die Seite des Papstes, seine Mutter folgte nach. Mehrere prächtige Länder gingen dadurch für Heinrich verloren.

Waren diesem in Deutschland die Fürsten weniger feindlich als sonst, — die Päpste setzten ihre Feindschaft gegen ihn fort. Im Innern des deutschen Reiches gab es übrigens noch genug zu ordnen, obgleich die Kämpfe mit den Fürsten zu Ende gekommen waren. Besonders hatte Heinrich um die Zeit des Ausgangs des eilften Jahrhunderts Störungen zu beseitigen, welche durch schändliche Judenverfolgungen entstanden waren.

Das Schwerste, was über Heinrich ergehen sollte, war der Abfall und Verrath seines jüngeren Sohnes. Im Jahre 1098 hatte er die Fürsten vermocht, daß sie diesen, statt seines aufrührerischen Sohnes Konrad, zu seinem Nachfolger wählten. Am 6. Januar 1099 ward derselbe in Aachen als König gekrönt, nachdem er seinem Vater einen Eid geleistet hatte, daß er seines Vaters Leben und Sicherheit nie gefährden, auch bei dessen Lebzeiten nie nach dem Reiche trachten wolle.

Aber nie war Jemand gemeiner im Eid- und Wortbruch als Heinrich V., dieser Sohn Heinrichs IV. Er ließ sich gern bereden, seinem Vater sei er, weil derselbe im Bann sich befinde, keine Treue schuldig und um die Regierung an sich zu reißen, machte er mit den Feinden seines Vaters Gemeinschaft unter einer Heuchelmiene, die die vollste Verachtung verdient. Heuchelei, Hinterlist, Verführung, Verrath, das waren Künste, mittelst welcher der junge Bösewicht es endlich dahinbrachte, seinen Vater gefangen zu setzen und denselben zu bestimmen, daß er am 31. Dezember 1105

das Reich seinem Sohn abtrat und diesem die Reichs-Insignien ausliefern ließ.

Heinrich V. war nun zwar König, aber er mußte merken, daß er wohl die Reichskleinodien habe, aber nicht die Herzen des Volkes. Statt aber zu seinem Vater zu gehen und ihn reuig um Verzeihung zu bitten und ihm die Krone wieder zurückzugeben, beschloß er, nach Ingelheim umzukehren und den Vater gefangen zu setzen, daß ihn die Liebe des Volkes nicht wieder auf den Thron erhebe.

Aber dieser schändliche Plan mißlang. Der Vater hatte von dem neuen Bubenstück des Sohnes Kenntniß erhalten und war zuerst nach Köln und von da aus zu dem treuen Bischof Otbert nach Lüttich geflüchtet. Als ihm der König an diesen letzten Ort nachgezogen war, traten mehrere Fürsten und Bischof Otbert ihm bewaffnet entgegen. Sein Heer wurde in die Flucht geschlagen und eine Menge seiner Leute ertranken in dem Flusse Maas. Der König mußte jetzt schmerzlich es erfahren, daß man durch Verrath am Vater die Liebe des Volkes nicht gewinnen kann. Statt daß diese Erfahrung ihn aber auf bessere Wege gebracht hätte, suchte er an den seinem Vater treu gebliebenen Kölnern und Lüttichern Rache zu nehmen. Aber auch dieses Unternehmen schlug gänzlich fehl. Krankheiten und Hunger rieben sein Heer auf. Seine Sache stand sehr mißlich; er wußte nicht, was er beginnen sollte. Ueberall zeigte sich im Volke Liebe zu seinem Vater, Verachtung und Haß gegen ihn, den ungerathenen rebellischen Sohn.

Als er so in der größten Noth in Aachen stand, brachten ihm Boten den Ring und das Schwert seines Vaters mit der Nachricht, derselbe sei (17. August) gestorben und lasse den Sohn bitten, er möchte Allen,

die treu zu ihm gehalten, verzeihen, und seine Leiche in Speier beisetzen lassen.

Der Schmerz um den Sohn hatte dem Vater das Herz gebrochen. Er fühlte, daß sein Tod herannahe, beichtete öffentlich, empfing das heil. Abendmahl mit heiliger Begier, dann entschlummerte er sanft, als sollte es nur ein kurzer Schlaf sein. Unter großem Leid und vielen Klagen des Volkes wurde sein Leichnam vom Bischof Otbert vorläufig in Lüttich vor dem Altar der St. Lambertuskirche beigesetzt; die Armen erzählten sich unter Thränen auf seinem Grab, wie er gegen sie stets freundlich gewesen, wie er sie an seinem eigenen königlichen Tisch gespeist habe, wie Blinde, Lahme und Kranke selbst in seinem Schlafzimmer sich zur Ruhe legen durften, wie er selbst armen Lahmen die Schuhe ausgezogen und sogar des Nachts aufgestanden sei, um sie besser zuzudecken.

Der Sohn achtete der letzten Bitte seines Vaters nicht. Er wollte die Belagerung Kölns auf's Neue beginnen, doch ließ er sich zum Frieden gegen Bezahlung von 6000 Mark Silber bewegen. Otbert mußte die Leiche des Kaisers aus der Kirche entfernen, weil andere Bischöfe dem König vorschwatzten, daß die Kirche auch im Tode mit denen, die im Bann gestorben, keine Gemeinschaft haben dürfe. So wurde denn der Sarg mit der Leiche des Kaisers wieder ausgehoben und auf eine Insel der Maas ohne Sang und Klang geschafft. Nach einiger Zeit ließ dann der König die Leiche in einen steinernen Sarg legen und nach Speier schaffen, wo sie in der Marienkirche feierlich beigesetzt wurde. Aber der unversöhnliche Bischof dort ließ seinen Groll noch an dem Todten aus; er mußte wieder herausge-

nommen und der Sarg in eine ungeweihte Kapelle gestellt werden.

Endlich im Jahr 1111 fand doch auch der Leichnam seine Ruhe. Der Papst Paschalis widerrief seinen Bannspruch und nun senkte der König die Leiche seines Vaters mit großer Pracht in die Gruft seiner Vorfahren.

So schloß das sturmbewegte Leben eines Mannes, der — wie nicht leicht einer, dazu angethan war, unter den ersten Fürsten unseres Vaterlandes zu glänzen. Schon seine äußere Erscheinung zeigte den Herrscher. Er war groß und majestätisch von Gestalt; wenn er zu Pferde saß, war er aus Tausenden heraus leicht zu erkennen. Sein Gesicht war schön und edel, und besonders in seinen Augen lag ein wunderbares Feuer, so daß er jeden, den er ansah, ganz zu durchschauen schien.

Dazu kamen außerordentliche Kräfte des Geistes, — große Umsicht und ausgedehnte Kenntnisse. Und mit dem allen verband er ein weiches Gemüth. Aber leider! konnte er weder alle seine Anlagen entfallten, noch alle seine Kräfte zum Besten des Reiches verwenden. Er brauchte seine meiste Kraft und Zeit, um den Verrath niederzuschlagen, der ihn von allen Seiten umstrickte, und der in dem eigensüchtigen Wesen der Fürsten seine Wurzel hatte. Sie wollten nicht, daß dieser nach Art seines Vaters und Großvaters über sie herrsche; deßhalb entnahmen sie ihn seiner Mutter, ließen ihn ohne geordnete christliche Erziehung, so daß erst die schweren Kämpfe und Trübsale seines Lebens seinen Charakter ausbilden mußten; sie hatten ihre Freude daran, wenn er in jugendlicher Unbesonnenheit Schritte that, die besser unterblieben wären, und wenn

er sich den Lüsten der Jugend hingab, statt zu regieren. Und als er trotz aller dieser eigenen und fremden Sünden in der Hitze der Trübsale und des Kampfes zum Manne reifte, der sich auch nach schweren Schlägen immer wieder erhob und alle seine Gegner niederschlug, da stießen sie ihm endlich dadurch den Dolch in's Herz, daß sie seine eigenen Söhne verführten und diese im schändlichen Vergessen aller kindlichen Pflicht die Demüthigung des Vaters immer weiter trieben, bis ihm im tiefen Grame das Herz brach

Unbesiegt sank er in das Grab; aber die Macht und Herrlichkeit des deutschen Reiches war dahin.

14. Die Kreuzzüge.

Der tiefsten Bewegungen eine, welche durch die Christenheit fast 200 Jahre lang andauernd gegangen ist, wurde durch die sogenannten Kreuzzüge veranlaßt. Sie wurden zur Eroberung des heiligen Landes unternommen, als die Schilderungen von dort in die abendländischen Reiche zurückkehrender Pilger den Zorn der Christen darüber erweckten, daß die, welche zu den heiligen und geweihten Stätten Paläștina's wallfahrten und damit nach damaliger irrthümlicher Anschauung ein verdienstliches Werk verrichten wollten, von den Besitzern des Landes, den Seldschucken, mißhandelt zu werden pflegten.

Am zündendsten und ergreifendsten waren die Schilderungen, welche über die Leiden der Christen im heil. Lande von dem französischen Einsiedler Peter v. Amiens gemacht wurden. Barfuß, im härenen Pilgergewande, mit einem Strick umgürtet und in der Hand das Kreuz verkündigte er in erschütternder Weise an

vielen Orten die Bedrängnisse der Christen im heiligen Lande und entflammte dadurch Tausende zu dem Entschluß, sich ein rothes wollenes oder seidenes Kreuz an die rechte Schulter zu heften.

Die also Bezeichneten hießen „Kreuzsoldaten" und ihre Züge „Kreuzzüge". „Gott will es! Gott will es!" mit diesem Ruf griffen Hohe und Niedere zu den Waffen.

Unter Peters Anführung sammelte sich ein ungeordneter Haufe von beinahe 200,000 Mann. Dieser Haufe eilte dem sich bildenden Kreuzheere voran, kam aber größtentheils um, ehe er das heilige Land erblickt hatte.

Im Jahre 1096 kam der eigentliche erste Kreuzzug zu Stande. Er war von mehreren Fürsten angeführt, unter ihnen aber ragte besonders Gottfried von Bouillon hervor, ein tapferer und frommer Herzog aus Frankreich. Das Heer bestand aus Franzosen, Deutschen, Normännern und Italienern uud war, Weiber, Kinder, Mönche, Knechte mitgerechnet, bis auf 600,000 Seelen angewachsen. Durch Mühseligkeiten aller Art, durch Hunger und Kämpfe mit den Türken war dieses Heer bis zu seiner Ankunft vor Antiochien in Kleinasien auf den zehnten Theil zusammengeschmolzen. Nach achtmonatlicher Berennung haben die Kreuzfahrer mit Hilfe Verrathes diese Stadt zwar eingenommen, aber es erreichte darauf Hungersnoth unter ihnen einen entsetzlichen Grad, während sie von einem herbeigekommenen mächtigen Heere der Saracenen eingeschlossen waren. Durch die lügnerische Vorgabe eines Priesters, er habe, im Traume von dem Apostel Andreas belehrt über den Ort der Verbergung, die heilige Lanze gefunden, mit welcher Christi Seite durchstochen worden

sei, wurde das muthlose Kreuzheer zu solch einem verzweifelten Widerstand angefeuert, daß das saracenische Heer geschlagen wurde. Nach einem Jahre voll Mühseligkeit kamen die Kreuzfahrer endlich vor Jerusalem. Unendlicher Jubel herrschte unter ihnen beim Anblick der lange heißersehnten Stadt, aber dieselbe war von 60,000 Muhamedanern besetzt, während ihr Heer bis auf 20,000 Krieger zu Fuß und 1500 zu Pferd zusammengeschmolzen war. Die Stadt wurde dennoch am 15. Juli 1099 von ihnen nach einem gewaltigen Kampfe erobert. Ihre Mordlust weidete sich darauf in einer wahrhaft grauenhaften Weise an den Türken zuerst und hernach auch an den Juden. Oft kam es vor, daß sie ihre Feinde in großer Anzahl durch einen langsamen, qualvollen Feuertod hinsterben ließen. Die Regierung über Jerusalem erhielt Gottfried von Bouillon. Er sollte König werden, er nannte sich aber Beschützer des heiligen Grabes, weil er keine goldene Krone tragen wollte, wo, wie er sagte, der Heiland unter einer Dornenkrone geblutet hatte. Er starb schon nach einem Jahre; sein Nachfolger wurde sein Bruder Balduin. Bis zum Jahre 1187 herrschten nun in Jerusalem christliche Könige.

Neben Jerusalem wurden aber auch in Antiochien und Edessa christliche Fürstenthümer errichtet. Diese Ausbreitung der christlichen Macht ruhig zu dulden waren die Seldschucken keineswegs geneigt. Nachdem sie sich von ihren Niederlagen erholt hatten, nahmen und zerstörten sie Edessa. Die Nachricht von diesem Unfall setzte das christliche Abendland in die größte Aufregung und den zündenden Predigten eines frommen Mannes, des Bernhard von Clairvaux, gelang es, den König Ludwig VII. von Frankreich und, wenn auch langsamer,

auch den deutschen Kaiser Konrad III. zur Theilnahme an einem Kreuzzuge zu bewegen. Die Heere beider Fürsten wurden unter Kampf und Verrath auf ihren Wegen bis zum zehnten Theile aufgerieben, und als sie endlich in Palästina zusammentrafen, zogen sie vereint vor Damaskus, belagerten aber lange vergeblich diese Stadt. Uneinigkeit der Heerführer war die Ursache dieses traurigen Ausganges. Verzweifelnd an einer besseren Wendung ihres Geschickes kehrten beide Fürsten in ihre Reiche zurück.

Im Jahre 1187 bemächtigte sich der tapfere Sultan von Egypten, Saladin, Jerusalems. Von einer Aufforderung des Papstes an alle christlichen Fürsten und Völker des Abendlandes bewogen, zogen der deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa, der französische König Philipp August und der englische König Richard Löwenherz mit ungeheuren Heeren zur Eroberung von Jerusalem aus. Aber der deutsche Kaiser verlor dabei sein Leben, indem er in dem Fluße Cydnus, welchen er durchschwimmen wollte, ertrank. Mit ihm war dem deutschen Heere seine Kraft und Stütze verloren gegangen. Krankheiten und andere Unfälle rieben es auf bis auf einen kleinen Rest, welcher nach Deutschland zurückeilte. Und auch die durch Uneinigkeit in der Heerführung geschwächten französischen und englischen Heere hatten keinen anderen Erfolg, als daß Richards Tapferkeit dem Saladin einen dreijährigen Waffenstillstand und das Zugeständniß freier Wallfahrt nach Jerusalem abnöthigte.

Noch viermal gingen Kreuzzüge von Europa aus zur Eroberung des heiligen Landes. Einer kam nur bis Griechenland, durch einen andern kam auch gar nichts Erfolgreiches zu Stande und kamen dann durch

den nächsten Jerusalem und andere geweihte Orte wieder an die Christen, so endigte der letzte so ruhmlos, daß auf demselben der Franzosen-König Ludwig IX., der Heilige genannt, von den Türken gefangen genommen und nur gegen die Zurückgabe alles Eroberten wieder freigegeben wurde. Der letzte Rest des christlichen Königreiches in Jerusalem ging für das Abendland im Jahr 1291 verloren.

So erfolglos endigten also diese tiefen Bewegungen in der abendländischen Christenheit. Gegen sieben Millionen Menschen sollen die Kreuzzüge aufgerieben haben; 1212 sollen allein gegen 40,000 Knaben aus Deutschland und Frankreich mit nach Palästina gezogen, aber auf dem Wege oder in der Sklaverei elend umgekommen sein. Ein so großer Aufwand an Menschen und ein so glanzloser Ausgang!

Dies ist nur daraus zu erklären, daß der allmächtige Gott mit diesen Unternehmungen nicht im Bunde war. Er wollte am Ausgang derselben aller Welt erkennen lassen, daß mit fleischlichen Waffen und im rohen Blutvergießen seine Ehre auf Erden nicht herrlich und sein Reich nicht groß gemacht werden könne. Umsonst war es, daß die Päpste allen Theilnehmern an den Kreuzzügen Vergebung der Sünden verheißen haben; Gott bekannte sich zu der falschen Begeisterung der Christen nicht, ein Wahn war ihr Ruf: Gott will es! Dabei wäre es irrthümlich zu meinen, durchweg habe die Theilnahme an den Kreuzzügen in einer edlen, wenn auch schwärmerischen und falschen Begeisterung ihre Ursache gehabt. Mochten die Päpste immerhin vom Gedanken gebeugt, daß das heilige Land in den Händen der Feinde des Kreuzes Christi sei, zur Theilnahme an den großen Eroberungszügen auffordern, es

beseelten sie doch nicht selten auch niedrige, eigensüchtige Rücksichten. In ihrem Streben nach Weltherrschaft war ihnen nichts gelegener, als wenn widerstrebende Fürsten im Morgenland ihre Kraft verzehrten. Von den Theilnehmern an den Kreuzheeren gingen Viele ebenfalls nur aus gemeinen Beweggründen mit. Sie wollten sich z. B. ihren Gläubigern entziehen oder hofften auf leichtem Weg den Ruhm der Tapferkeit zu erlangen.

Dieser klägliche Untergang von Millionen Menschen und die niedrigen Beweggründe, von welchen gar viele Theilnehmer geleitet wurden, sind indeß noch nicht Alles, was einem gebildeten Christen das Herz mit Wehmuth erfüllt im Gedanken an jene großartigen Bewegungen und Unternehmungen. Es ist auch das eine betrübende Wahrnehmung, daß durch die Abwesenheit der an den Kreuzzügen betheiligt gewesenen Regenten von ihren Ländern in denselben vielfach große Verwirrung und Unordnung eintraten, daß dabei Religion und Sittlichkeit in Verfall geriethen, während Rohheit und Unwissenheit in hohem Grade zunahmen.

Indeß ist doch nicht ohne alle lichte und erfreuliche Erscheinungen und Wirkungen jene dunkle Bewegung der Völker während der Kreuzzüge vorübergegangen. Wie sonst auch, wenn Menschen wider Gottes Willen Rath und Unternehmung hatten, wußte Gottes Vorsehung aus der Thorheit der Kreuzzüge Gutes hervorwachsen zu lassen. Die Bewegungen der abendländischen Völker während der Kreuzzüge hat ihnen nach Seiten hin, da sie es nicht von ferne vermutheten, heilsame Früchte getragen. Durch die Reisen so vieler Menschen in ein weites Land und durch die Beobachtungen der verschiedenen Dinge und Erschein-

ungen auf der Erde wurde die Erd- und Völkerkunde nicht wenig erweitert. Auch viel Neues in Gebräuchen und Einrichtungen unter verschiedenen Völkern wurde entdeckt und Mangelhaftes in der Heimath darnach verbessert. Von größerer Bedeutung aber war die Weckung des Gemeingeistes, der Macht und Freiheit der Bürger. Sie nahmen an den Aufopferungen der Fürsten und Adeligen Theil und lernten erkennen, wie viel an ihrer Theilnahme und ihrer Macht bei größern Unternehmungen gelegen sei, sie merkten es sich, daß auch sie und nicht allein die Fürsten und Adeligen ein Gewicht in die Wagschale dabei zu legen hätten. Aus dieser Erkenntniß erwuchs der Muth und die Kraft vieler Städte, sich Fürsten und Adel gegenüber zur Selbstständigkeit zu erheben. Unter diesen Städten sind besonders zu nennen in Italien Venedig und Genua, in Deutschland Ulm und Regensburg, noch mehr verdient erwähnt zu werden die Hansa, ein Bund vieler Städte zu gemeinsamer Vertheidigung gegen die beutelüsternen Adeligen. Lübeck, Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig, Königsberg gehörten in ihre Zahl. Diese Städte wurden durch den Betrieb von Handwerk und Kunst, Verkehr und Handel reich. Daneben brachte der Verkehr nach außen die abendländischen Völker in engere Verbindung zu einander.

Auch den Leibeigenen brachten die Kreuzzüge Heil. Nicht nur wurde jeder von ihnen, der das Kreuz nahm, dadurch frei, sondern es ließ sich mancher Herr, um Geld für die Pilgerfahrt zu erlangen, von den Leibeigenen Abgaben und Lasten abkaufen. Dadurch wurde der Grund zum nachmaligen freien Bauernstand gelegt.

Endlich hatten die Kreuzzüge auch den Segen mit

sich gebracht, daß zum Schutze bedrängter und kranker Pilger geistliche Ritterorden entstanden, z. B. der Tempelherren-, der Johanniter- und der deutsche Orden, und daß dadurch die Pflege edler menschlicher Pflichten mächtig angeregt und befördert wurde.

15. Kaiser Friedrich I., der Rothbart.

Die deutschen Kaiser gehörten nicht alle einem Regentenhause an, sondern sie entstammten verschiedenen Fürstenfamilien aus verschiedenen Ländern Deutschlands. So gab es z. B. carolingische (von Karl dem Großen abstammende), sächsische, fränkische, hohenstaufische, habsburgische Kaiser. Die glänzendste Zeit hat Deutschland unter dem Scepter der Hohenstaufen erlebt. Der erste, welcher sich von ihnen auf den Kaiserthron emporgeschwungen hat, war Conrad III. Zwölf Jahre nach jenem ungerathenen Sohn Heinrichs IV., nach Heinrich V., unter welchem die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst und die Händel der deutschen Fürsten untereinander nicht im mindesten geringer worden sind als zur Leb- und Regierungszeit seines Vaters, zwölf Jahre also nach Heinrich V., hat, nachdem Lothar von Sachsen inzwischen den Kaisertitel geführt hatte, Conrad III. die Zügel der Regierung in die Hände genommen und mit starker Hand geführt (1138—1152) Im Jahr 1147 zog er mit einem Kreuzzuge in das heilige Laud, hat dort aber trotz aller Tapferkeit nichts ausgerichtet. Bald nach seiner Rückkehr starb er. Darauf wurde seines Bruders Sohn, Friedrich von Hohenstaufen, von allen Reichsfürsten zu Frankfurt am Main einstimmig zum deutschen König erwählt.

Friedrich war wohl gebaut, aber nicht besonders

groß. Er war auffallend durch seinen rothen Bart, weßhalb er bei den Italienern Barbarossa, d. h. Rothbart, genannt wurde. In seinem feinen Aeußern hatte er etwas Festes und Entschiedenes, gleichwie er auch einen festen und entschiedenen Charakter in sich barg. An körperlicher Gewandtheit stand er keinem Fürsten nach, an geistiger Ausbildung übertraf er sie Alle.

Seine ganze Regierungszeit war in Anspruch genommen von Kämpfen mit dem Papste, und den Welfen: einem ihm feindlich gegenüberstehenden Fürstenhause sammt dessen großen Anhang. Er hätte für Deutschland Ersprießlicheres noch geleistet, und ihm selbst wären die größten Sorgen nnd Mühen erspart gewesen, wenn er seine Regierung auf Deutschland beschränkt hätte und nicht vom Zauber verblendet worden wäre, welchen die römische Kaiserwürde wie für viele seiner Vorgänger so auch für ihn hatte. Zur Behauptung dieser Würde hatte er in Italien viel Arbeit. Dort hatten sich emporblühende Städte mit freiheitslustigen Bürgern zu Beherrschern des Landes aufgeworfen und hatten sich, vom Papste begünstigt, geweigert, die Hoheitsrechte eines deutschen Kaisers anzuerkennen. Obenan unter diesen Städten stand Mailand mit 60000 waffenfähigen Männern. Als diese Stadt zu herrschsüchtig gegen die übrigen Städte aufgetreten war, begehrte eine derselben, Lodi, von Friedrich Hilfe. Dadurch veranlaßt unternahm er, 1154, seinen ersten Zug nach Italien. Schnell waren die aufständischen Städte zur Unterwerfung gebracht. Nun lag dem König aber Alles daran, vom Papste die Kaiserkrone zu erhalten, und er zog deßhalb eilig nach Rom. Der Papst Hadrian kam zwar in das königliche Lager, aber er stellte sich verletzt und erzürnt, weil Friedrich ihm beim Absteigen

vom Pferde den linken und nicht den rechten Steigbügel gehalten habe. Vergebens waren die Entschuldigungen des Königs, der Papst blieb unfreundlich und verließ den König ohne Friedenskuß. Doch erlangte Friedrich durch Versöhnlichkeit die Krönung vom Papste in der Peterskirche.

Hierauf ging er unter vielfacher Gefahr nach Deutschland zurück, aber nachdem er hier nur wenige Jahre zur Abstellung eingerissener Unordnungen zugebracht hatte, hat ihn der Muthwille der Mailänder im Jahre 1158 abermals nach Italien gezogen. Er demüthigte sie vollständig. Auf ihre fußfällige Bitte um Frieden versicherte er sie seiner Gnade und erklärte, sie sollen nicht Strenge, sondern nur Huld und Milde von ihm erfahren.

Ueber ein Kleines indeß standen die Mailänder aufs neue und zwar diesmal in Verbindung mit dem Papste wider Friedrich in vollem Aufruhr. Sie beleidigten Gesandte des Kaisers sehr gröblich und Friedrich schwur deßhalb, er wolle seine Krone nicht wieder aufsetzen, bis er die Macht Mailands gebrochen habe. Nach hartnäckigem Widerstand mußte sich ihm die Stadt ergeben (1162).

Mit Stricken um den Hals, mit Asche auf dem Haupt und Kreuzen in den Händen nahte das ganze Volk derselben an den Kaiser heran und warf sich um Christi willen Erbarmung flehend zur Erde nieder. Diesmal aber wurde der Stadt und dem Volke die Strafe nicht nachgelassen. Die Stadt vielmehr wurde von Grund aus geschleift und die Einwohner mußten auswandern, so zwar, daß sie sich in 4 Flecken anzubauen hatten, von denen jeder 2 Meilen vom andern entfernt war.

Als aber nach dem Tode des Papstes Hadrian zwei Päpste gewählt worden waren: Alexander III. und Viktor III. und der letztgenannte die Anerkennung des Kaisers erhielt, so regte Alexander die auf seiner Seite stehenden Lombarden wider den Kaiser auf. Im Jahre 1167 vereinigten sich ihre wichtigsten Städte zu einem Bund, verjagten alle Befehlshaber des Kaisers und führten die verbannten Mailänder in ihre Vaterstadt zurück. Friedrich welcher schon 1166 nach Italien gekommen war, nahm jetzt Rom im Sturm und verjagte den Papst Alexander III. Mitten im Kriegslaufe aber vernichtete eine pestartige Krankheit sein schönes Heer zum größten Theile und zwang ihn, hilflos nach Deutschland zurückzufliehen. Furchtbarer aber standen die lombardischen Städte nun auf. Nach 7 Jahren trat Friedrich deßhalb einen neuen Heereszug über die Alpen an, aber die wohlbefestigten Städte hielten ihn in seinem Zuge auf, und weil einer seiner mächtigsten Vasallen sich untreu gegen ihn erwiesen hatte, so fiel der Zug zu seinem Verderben aus. Dieser Fürst war der Welfe Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern.

Rührend waren des Kaisers Bitten an ihn um Hilfe, er bat sogar fußfällig, aber dennoch bestand der Herzog auf seiner Weigerung und verließ ihn. Bei Legnano in der Nähe von Mailand, wurde Friedrich vollständig geschlagen und hatte kaum das eigene Leben davongebracht. Er mußte jetzt Frieden machen und in Folge davon den Papst Alexander III. anerkennen und den lombardischen Städten alle Rechte zugestehen.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland ließ er sich angelegen sein, Heinrich von Sachsen für seinen Abfall zu züchtigen. Auf dessen Bitte um Gnade

und Schonung blieb er ebenso streng und hart, wie Heinrich gegen ihn. Nur das bewirkte Heinrich mit seinem fußfälligen Flehen, daß er, nachdem er bereits geächtet und aller seiner Lehen verlustig erklärt worden war, sein väterliches Erbe Braunschweig und Lüneburg behalten durfte.

Im Reiche Friedrichs war jetzt endlich Friede. Aber er war bereits ein Greis von 67 Jahren geworden. Da erscholl durch das Abendland hindurch die erschütternde Nachricht, Sultan Saladin, von Egypten habe Jerusalem erobert. Friedrich, welcher nach den Begriffen seiner Zeit ein frommer Mann war, konnte sich von dem auf diese Nachricht hin zu Stande gekommenen Kreuzzuge nicht ausschließen. Wie er dabei sein Leben beim Durchschwimmen eines Flußes verloren hat, ist früher bereits erwähnt worden.

Ein gewaltig bewegtes Leben war, so sehen wir, das Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa. Auch er hatte seine Schwächen und menschlichen Schattenseiten, aber Deutschland hat seit Karl dem Großen nie mehr einen mächtigeren und besseren Kaiser gehabt als ihn. Ordnung und Ruhe stellte er im Innern des Reiches her, und nach außen hat er sich ebenfalls hohe Achtung vor seinem Charakter und seiner Macht erworben. Gesandte aller benachbarten Länder huldigten ihm, fremde Fürsten machte er von seinem Einfluße abhängig. Im Hinblick auf die Höhe, zu welcher er unser Vaterland erhoben hatte, hat sich die Sage gebildet, Barbarossa schlafe im Kiefhäuser (einem Berge) und werde einst erwachen und hervorkommen, um das deutsche Reich zu neuem Glanz und Ruhm zn erheben. Möge an dieser Sage so viel wahr sein, daß ein neuer Barbarossa Deutschland groß mache durch Recht

und Gerechtigkeit und Gesittung edler Art, wozu er es erhebt.

16. Ende Conradins des letzten Hohenstaufen *).

(† 1268.)

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Conradins im Anfang mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings (Karl von Anjou) nicht verändert habe und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milderung und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finsteren Frevelmuthe und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzt, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deßhalb

---

*) Conradins Vater, Conrad IV., starb 1254 an Gift, das er von seinem Stiefbruder Manfred bekommen haben soll. Conradin war bei seines Vaters Tod erst zwei Jahre alt und wurde in Deutschland sorgfältig erzogen. Für ihn als den rechtmäßigen Erben von Neapel und Sicilien, sowie von den Herzogthümern Schwaben, Franken und Elsaß, führte Manfred die Regierung in Unteritalien und wehrte sich tapfer gegen den Papst, der sich die Verdrängung des hohenstaufischen Hauses aus Italien zur Aufgabe gemacht hatte. Wirklich bot er ihre Länder mehreren Fürsten an und fand bei Karl von Anjou, dem Bruder Königs Ludwigs IX. von Frankreich Geneigtheit, seine Vorschläge anzunehmen. Mit einem wohlgerüsteten Heere kam dieser herbei und durch Eine Schlacht, in welcher Manfried Sieg und Leben verlor, wurde das Schicksal dieser Länder entschieden. Conradin, als er zum Jüngling herangewachsen war, machte noch einen Versuch, sein Erbgut zu retten, wurde aber in der Schlacht bei Tagliokozzo 1266 überwunden, gefangen genommen und mit seinem Freund Friedrich von Oesterreich öffentlich hingerichtet.

ließ der König Karl von Anjou Richter und Gelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Conradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig". — Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Conradin ist nicht gekommen als ein Räuber und Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht". — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend — hiegegen ein, daß Conradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf Guido unerschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Conradin und seine Leute dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von anderen Herren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden und knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Conradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur

Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigner Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Conradin diese Nachricht bei'm Schachspiel hörte, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeiten seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nemlich bis dahin und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunenden Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1228, zwei Monate nach der Schlacht von Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte,

sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer, dieser Conradin, Conrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther das Todesurtheil gesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht nnd nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorn freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Conrad, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte nnd sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle

die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Väter Rechte vertheidigt! Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit des Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Conradin seinen Handschuh zum Blutgerüste hinab, damit er dem König Peter von Aragonien als Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Willen seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte Auge und Arme gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorüber gehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber alsdann noch einmal, sich empor richtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er im unermeßlichen Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf

Galvan von Lancia für sich und seine Söhne hunderttausend Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größeren Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesen mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmälig auf solche Weise ihr Leben verloren haben. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhof der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Conradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann auf's Neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken an die thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Conradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt blos die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen, mit welcher Erzählung unvereinbar jedoch Andere wiederum berichten, daß die

Karmeliter, aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Conradins nach Deutschland gebracht hätten.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen sie nun später von reuigen Königen oder theilnehmenden Bürgern oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein — Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen, die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde.

17. Das Jahr 1348.

Es war ein Schreckensjahr, wie wenige gewesen sind. Ein Erdbeben, wie seit Jahrhunderten nie erhört worden, erschütterte mit wechselnden Stößen 40 Tage lang die Länder der Menschen an beiden Seiten der Alpen. Italien, Dalmatien, Ungarn, Süddeutschland, das Innerste der Alpen erzitterten. Berge fielen und begruben mit ihrem Schutte die Thäler. Viele tausend Unglückliche wurden von ihren Wohnungen erschlagen. Die Mauern in mehr denn 20 Städten und Schlössern des obern Bayerns stürzten zusammen.

Dann strich von Mittag her die morgenländische Pest über den Welttheil. Es kam also, daß der Mensch eine Drüse gewann; darnach starb er am dritten Tage. Sie trugen aus den Thoren von Passau in Einem Tage bei dreihundert, aus Wien bei zwölfhundert Leichname. An vielen Orten waren in den Häusern mehr Todte als Lebendige; in den Zellen der Mönche das Sterben am schrecklich-

sten. Vier Jahre wüthete die Seuche der Beulen. Es war der Welt bange. Noch fuhren Heuschreckenschwärme über das Meer, verzehrten die jungen Saaten und brachten Hunger. Die Kirchen erklangen von Bußgebeten. In den erschrockenen Städten wurden wieder die Geißler gesehen, halb entblößt, blutig und kläglich bei Bußgesang. Endlich wurde da und dort verkündet, die Sterbensnoth komme aus Vergiftung der Brunnen durch Juden. Schauderhaft war die Pest, schauderhafter noch die Wirkung des Aberglaubens. Eine Stadt sagte es der andern wieder. In frommer Raserei mordete aller Orten das Volk. Bei Tausenden wurden die zerstreuten Nachkommen Israels in den Städten am Rhein, in Thüringen und Franken erschlagen, gepfählt, verbrannt, ersäuft, geröstet; bei Tausenden starben sie auf der Flucht in Wäldern und Einöden Hungers. Menschlich schön hat Regensburg vielen Städten und Fürsten gethan. Es beschirmte die Verklagten, die inner seinen Mauern wohnten, ungeachtet der Rede, die wider sie ging.

18. Wichtige Erfindungen und Entdeckungen des 14. und 15. Jahrhunderts.

Entdeckungen und Erfindungen, welche dem Menschen dienlich sind zur Erforschung noch nicht erkannter oder noch nicht genug bekannter Dinge und Nutzen gewähren zur Arbeit und zum Genuß des Lebens, sind je und je gemacht worden bis auf den heutigen Tag. Unter den Entdeckungen und Erfindungen ist insofern ein großer Unterschied, als die einen wichtiger sind als die andern. Manche nemlich dienen nur Menschen einzelner Stände zum Vortheil, andere dagegen haben

gewaltigen Einfluß auf die ganze menschliche Gesellschaft und gestalten das ganze Leben anders, wenn auch nicht immer sogleich und schnell, so doch nach und nach.

Erfindungen und Entdeckungen von allgemeiner Bedeutung und Wirkung wurden innerhalb hundert Jahren im 14. und 15. Jahrhundert mehrere gemacht. Es sind das die Erfindung der Pulvergeschütze, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung Amerikas.

Das Pulver kannten vor alten Zeiten schon die Chinesen und auch in Deutschland wurde es längst vor seiner Verwendung zu Kriegszwecken an einigen Orten bei Stein- und Felssprengungen angewendet. Wer aber die Mischung aus Salpeter, Schwefel und Kohlenstaub, woraus das Pulver gemacht wird, zuerst angewendet und somit das Pulver erfunden hat, läßt sich nicht nachweisen. Auch das ist nicht mit Sicherheit festgestellt, wer den Gebrauch des Pulvers zur Kriegführung entdeckt hat, nur weiß man, daß die Anfänge dieses Gebrauches in das 14. Jahrhundert zurückzuleiten sind. Gewöhnlich nennt man einen Mönch vom Kloster Freiburg in Baden, Berthold Schwarz benannt, als den Erfinder der Pulvergeschütze. Von der Sucht beherrscht, den Stein der Weisen zu erfinden, d. h. aus Steinen u. a. Gold zu machen, soll er in seiner einsamen Zelle mit vielfachen Mischungen sich beschäftigt haben. Als er einmal Schwefel, Salpeter und Holzkohlen zu Pulver zerstoßen in einem eisernen Mörser aufbewahrt und mit einem Steine zugedeckt hatte, soll er sich mit einem Lichte dem Mörser genahet und in denselben einen Funken gebracht haben. Unter Blitz und Knall sei da plötzlich der Stein in die Höhe gefahren. Diese von ihm nicht

verborgen gehaltene Entdeckung soll bald die Veranlassung worden sein, Mörser im Kriege zu gebrauchen, um daraus anfangs Steine, später eiserne Kugeln gegen die Feinde zu werfen. Nicht lange und es wurden auch fahrbare Kanonen und tragbare Gewehre erfunden, und bis auf den heutigen Tag wird die Mannigfaltigkeit derselben noch immer vermehrt.

Es ist freilich ein wehmüthiger Gedanke, daß Erfindungen zur Tödtung der nach Gottes Bild geschaffenen Menschen dienen müssen. Weil aber einmal Aergerniß sein muß durch der Menschen Sünde und Schuld und die Kriege noch nicht aufhören, so muß man die Verwendung des Pulvers zu Kriegsgeschützen als eine glückliche Erfindung preisen. Denn während vor dieser Erfindung die Feinde gar oft Mann gegen Mann kämpften und sich fast gegenseitig aufrieben, ist jetzt die Zahl der Todten geringer. Es lassen sich mit Hilfe der Geschütze die Heermassen geschickter ordnen und bei weiser Führung derselben Ergebung oder Abzug des Feindes leichter erzielen als sonst.

Bücher wurden vor Erfindung der Druckerkunst geschrieben, meist von den Mönchen in Klöstern. Weil diese Art der Bücherverbreitung mit den größten Kosten verbunden war, so konnten nur reiche Leute sich Bücher kaufen. Erst im Jahre 1420 machte man die Entdeckung, daß man schnell viele Seiten eines Buches durch Druck wiedergeben könne, wenn man die Buchstaben, verkehrt auf ein Brett geschnitten, anschwärze und abdrucke. Im großen Maße wurde diese Erfindung angewendet von Lorenz Coster zu Harlem in Holland. Die Holländer nennen sich darum auch die Erfinder der Buchdruckerkunst. Mit demselben Recht aber und noch mit größerem dürfen die Ehre dieser Erfin-

dung sich die Deutschen zuschrieben; denn kurz nach Coster schnitt ein deutscher Edelmann, Johann Gensfleisch von Sorgenloch zum guten Berg, kurzweg Gutenberg genannt, die Buchstaben auf Köpfen von hölzernen, darauf von bleiernen Stäben aus, band diese Stäbchen zusammen, druckte sie ab und konnte sie nun nach dem Gebrauche wieder aufbinden und zu andern Wörtern zusammensetzen. Erst diese Erfindung machte die Buchdruckerkunst recht werthvoll und erfolgreich. Später bereitete Peter Schöffer von Gernsheim eine bessere Metallmischung aus Blei und Zinn für die Lettern (Buchstaben) und eine dauerhaftere Druckerschwärze als die anfängliche aus Dinte und Lampenruß bestehende und dazu entdeckte er, daß die Lettern gegossen werden können und nicht geschnitten werden müssen. Etwa um das Jahr 1456 wurde das erste größere Werk mit Hilfe der Gutenberg'schen Druckerei vollendet: eine lateinische Bibel in 3 Bänden. Der erste Deutsche, welcher sich die Erfindung Gutenbergs in größerem Umfang zu Nutze zu machen wußte, war der Goldschmied Fust oder Faust in Mainz. Mit ihm verband sich der arme Gutenberg, um seine Erfindung ins Größere zu treiben, aber später entzweiten sich beide und Faust trieb das Geschäft mit dem oben genannten Peter Schöffer. Gutenberg mußte aus Noth seine Druckerei verkaufen und starb arm 1467.

Wer möchte sagen, wie überaus wichtig für die Bildung der Völker, besonders die ermöglichte Verbreitung des wichtigsten Bildungsbuches, der Bibel, die Buchdruckerkunst geworden ist! Freilich auch die schlechten Erzeugnisse menschlicher Gedanken können durch diese also verbesserte Kunst, daß mit Hilfe der Dampfkraft viele tausende Bogen gedruckt werden in

einer Stunde, schnell eine verderbliche Verbreitung finden. Darum seid vorsichtig bei Allem, was euch geboten wird durch die Presse: prüfet Alles und das Beste behaltet!

Die dritte Entdeckung, von welcher wir reden wollen, ist die Entdeckung eines Welttheils, nemlich Amerikas, durch Christoph Columbus aus Genua. Dieser hatte sich bereits als Knabe mit Geographie und Astronomie beschäftigt. Als Jüngling hatte er häufige Reisen in benachbarte Gegenden zur See, einmal aber auch bis nach Island, gemacht. Ueber die Gestalt der Erde hatten damals viele Gelehrte schon die richtige Ansicht. Ein gewisser Behaim in Nürnberg hatte schon eine kugelförmige Abbildung derselben angefertigt. Aber die Größe Indiens wurde von den Reisenden als unermeßlich geschildert: denn nach Osten meinten sie, erstrecke sich dieses reiche Land ohne Ende. Diese fast allgemein giltige Ansicht weckte in Columbus den Gedanken, jenes Land möchte sich nahe an die westliche Grenze Europa's herziehen; er hatte wenigstens keinen Zweifel, daß der, welcher gerade aus nach Westen fahre, nach Indien kommen müsse. Von der Begierde getrieben, den neuen und kürzern Weg nach Indien zu entdecken, bat er zuerst die Vorsteher seiner Vaterstadt Genua, ihm einige Schiffe zu geben. Weil seine Bitte hier vergeblich war, wandte er sich an den König Johann von Portugal. Die Räthe dieses Königes suchten den Columbus schlauer und heimtückischer Weise um die Ehre seiner Erfindung zu bringen. Heimlich schickten sie nemlich einen Andern ab, welcher nach den ihnen von Columbus mitgetheilten Plänen die Reise machen sollte. Doch diesem schien das Unternehmen eitel und schon nach wenigen Tagen kehrte er zurück.

Betrogen und abgewiesen von den Portugiesen ging Columbus mit seiner Bitte zu den Spaniern.

Aber auch hier wurde er fünf Jahre lang hintangehalten, und schon wollte er nach England gehen und vom dortigen König Heinrich VII. zu erreichen suchen, was er bisher vergeblich erstrebt hatte, als er von einem vertrauten Priester der Königin Isabella zum Bleiben in Spanien aufgefordert wurde. Es gelang ihm da nun im Jahre 1492 vom spanischen König die Ausrüstung zu der beabsichtigten Seereise zu erlangen. Dabei wurde ihm zugesichert, daß er in allen Meeren, welche er entdeckt haben würde, den Oberbefehl haben, allen entdeckten Ländern vorstehen, den zehnten Theil der Einkünfte erhalten, und daß diese Ehre und Rechte auf seine Nachkommen übergehen sollten. Am 3. August des genannten Jahres segelte er mit drei kleinen Schiffen und neunzig Mann ab. Alle waren, so lange es durch bekannte Meere ging, guten Muthes. Anders wurde es, als sie von den canarischen Inseln gerade gegen Westen steuerten und bald alles Land ihren Augen entschwunden war, besonders aber als sie Wochen lang weiter nichts sahen als Himmel und Wasser. Große Furcht befiel da Alle, auch die tapfersten. Alle verzweifelten an ihrer Rettung, und es entstand ein Aufstand unter den Schiffsleuten, welcher dem Columbus selbst beinahe den Tod gebracht hätte. Nur die Furcht, es möchte sie keiner sicher zurückführen können, hielt sie vom Morde ab, als Columbus von seinem Vorhaben sich nicht abbringen ließ und sich immer aufs neue mit sichern Hoffnungen tröstete. Endlich stellte er die Bedingung, daß sie ihm drei Tage gehorchen sollten, und hätten sie dann noch kein Land erblickt, so versprach er, umzukehren. Schon am andern

Tage kamen sie mit dem Bleilothe auf den Grund des Meeres; dazu sahen sie Rohr im Wasser und einen Ast mit rothen Beeren; auch setzten sich Landvögel auf die Segelstangen nieder. Gegen Abend ließ Columbus aus Furcht vor Klippen die Segel einziehen. In der Nacht sah man in der Ferne Feuer und gewann daraus die Ueberzeugung, daß Land in der Nähe ist. Vor Freude weinend umarmten die Schiffsleute einander und baten auf den Knieen den Columbus um Verzeihung. Bei Tagesanbruch lag vor ihren Blicken eine grünende Insel, und Columbus nahm sie alsbald im Namen des spanischen Königs in Besitz. Zum Andenken an die überstandenen Gefahren nannte er sie San Salvador, d. i. heiliger Erlöser.

Zwar Indien hatte Columbus mit dieser Seefahrt nicht gefunden, aber er hatte eine noch wichtigere Entdeckung durch dieselbe gemacht. Denn er war auf einen neuen, damals in Europa völlig unbekannten Welttheil gelangt und der von ihm eingeschlagene Weg führte bald zur Entdeckung noch anderer größerer Inseln, wie Cuba, Haiti ꝛc. Endlich im Jahr 1497 wurde das feste Land von Nordamerika, 1498 das von Südamerika und im Jahre 1513 der große Ocean (stille Meer) westlich von der neuen Welt entdeckt. Das neuentdeckte Land erhielt zwar seinen Namen von einem Seemann aus Florenz, Amerikus Vespucius, welcher es zuerst näher beschrieben hat; aber es ist doch in aller Welt bekannt, daß dem undankbar von seinen Zeitgenossen behandelten Columbus die Ehre der Entdeckung Amerikas und dadurch ein Verdienst gebühre, durch welches nicht nur christliche Staaten in jener Welt allmälig zum Aufblühen kamen, sondern auch die segensreichsten Ver-

bindungen der alten europäischen Welt mit ihr hergestellt wurden.

19. Die Jungfrau von Orleans.

Im fünfzehnten Jahrhundert erneuerten sich die Kämpfe zwischen England und Frankreich. Unter dem französischen König Karl VII. machten die englischen Waffen so gewaltige Fortschritte, daß dem König nur noch die Landschaft Berry mit der Stadt Bourges blieb. Auch hielt sich noch die feste Stadt Orleans am rechten Ufer der Loire durch die tapfere Vertheidigung des Grafen von Dunois. Schon verzweifelte der König in so bedenklicher Lage an einen glücklichen Ausgang, schon faßte er den Gedanken nach dem Auslande zu fliehen; da rettete ihn eine wunderbare Erscheinung.

Im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs, an der Grenze von Lothringen und Champagne, lebte Johanna von Arc, die Tochter eines Landmannes. Sie war von schönem Aeußeren, hatte in ihrer Jugend auf dem Felde und im Hause gearbeitet und bei ihrer steten Zurückgezogenheit sich einen frommen Sinn und sittenreinen Wandel bewahrt. Das Elend ihres Volkes drang tief zu ihrem Gemüthe, und ihre Sehnsucht nach Erlösung verband sich mit den frommen Gefühlen ihres Herzens, das nur von Gott Hilfe zu suchen sich gewöhnt hatte, so lebendig und innig, daß sie Erscheinungen hatte, in denen sie Gestalten der Engel und Heiligen zu sehen und zu hören glaubte, die bei Tag wie bei Nacht, im Hause wie auf dem Felde, im Namen Gottes und des Heilandes sie aufforderten, das Vaterland zu befreien. Da sie den Unglauben ihrer Eltern an ihrem göttlichen Beruf fürchtete, entdeckte sie

sich zuerst ihrem Oheim. Dieser ging nach der benachbarten Stadt Vaucouleurs zum Ritter Baudricourt, der ihm aber rieth, das Mädchen durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen. Auch als sie ihn selbst bat, sie nach Bourges zum König zu führen, erhielt sie keinen günstigeren Bescheid. Nun blieb sie unter häufigem Fasten und Gebet so lange im Ort, bis andere auf ihre Aussagen aufmerksam wurden und an ihre Sendung glaubten. Von ihrer felsenfesten Ueberzeugung überwunden, bot ihr selbst Baudricourt die Hand zur Erfüllung ihres Wunsches, und die Stadt rüstete sie mit einem Pferde und mit Waffen aus. So reiste sie in männlicher Kleidung, die sie nicht wieder ablegte, von zwei Rittern begleitet eilf Tage lang durch Gegenden voll feindlicher Schwärme und Städte hindurch und langte gegen Ende Februars 1429 am Hoflager des Königs in Chinon an. Obgleich die Umgebung des Königs ihren Aussagen bald Glauben schenkte, so wagte man doch es erst am dritten Tage sie dem König vorzustellen. Um sie zu prüfen hatte er sich geflissentlich unter die Hofritter verborgen, aber die Jungfrau erkannte ihn, den sie noch nie gesehen, aus seiner zahlreichen und glänzenden Umgebung heraus. Auch soll sie ihm bei einer Unterredung ein nur ihm bekanntes Geheimniß entdeckt haben. Sie erklärte nun dem König, daß Gott sie zu ihm gesendet, er solle ihr Leute geben, so werde sie die Belagerung von Orleans aufheben und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sei Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehrten. Hierauf legte der König ihre Aussagen einem Rathe von Rechts- und Gottesgelehrten vor, welche viele verfängliche Fragen an sie richteten, die sie aber alle mit Herzenseinfalt

und Klarheit des Verstandes beantwortete. Als Einer fragte, in welcher Sprache denn ihre himmlischen Erscheinungen geredet hätten, antwortete sie: „In einer besseren, als Ihr sprecht!" Auf die Aeußerung eines Andern, Gott verbiete, solche Aussagen, wie die ihren, zu glauben, wenn sie nicht mit Zeichen und Wundern begleitet wären, entgegnete sie: „Ich bin nicht gekommen, hier Wunder zu thun; führt mich aber nach Orleans, dort will ich euch zeigen, warum ich gesandt bin." Ein Mönch fragte sie, warum sie denn Bewaffnete fordere, um den Feind zu vertreiben, dazu bedürfe ja Gott keine Kriegsleute. Aber Johanna entgegnete: „Die Kriegsleute werden kämpfen und Gott wird den Sieg geben."

Im Vertrauen auf ihre hohe Berufung rüstete man eine Schaar von 7000 Mann aus, an deren Spitze sie aufbrach, um Zufuhr in die bedrängte Stadt Orleans zu schaffen. Sie hatte sich eine Fahne machen lassen, auf welcher der Heiland, den Erdball haltend, von Lilien und zwei knieenden Engeln umgeben, abgebildet war, und worauf der Name stand: „Jesus, Maria". Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, ihre Feinde zu besiegen. Zwar führte sie auch ein Schwert, das nach ihrer Andeutung in der Katharinenkirche zur Fier-Bois aus alten Waffenstücken hervorgeholt und am Griffe mit 5 Kreuzen geziert war, aber sie brauchte es höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren, wie sie denn überhaupt nie darauf ausging, Feinde zu tödten, sondern sich begnügte, den Kriegern voran zu gehen. Um ihre Krieger der Hilfe Gottes würdig zu machen, führte sie unter den zügellosen Haufen eine strenge Disciplin ein; alle mußten beichten und sich

der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen. Fluchen, Spielen und Plündern wurde bei harter Strafe verboten und auf sittenreinen Wandel der Krieger streng geachtet; auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besonderen Banner den Zug begleiten. Fast ohne Widerstand gefunden zu haben, erreichte man Orleans. Während die Belagerten, deren Muth schon vorher durch die Kunde von der wunderbaren Jungfrau neu belebt worden war, einen Ausfall machten, brachte man die Zufuhr glücklich in die Stadt. Als Johanna auf ihrem grauen Streithengst und vollständig bewaffnet durch die Straßen ritt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters, des Herzogs von Orleans, angewiesen wurde. Da sie von frühem Morgen bis zum Abend unter der Last der Rüstung stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und zu trinken, entwaffnete man sie und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm sie nichts davon als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie etwas Brod that; dann begab sie sich zur Ruhe.

Schon am andern Morgen verlangte sie einen Angriff auf die Belagerungswerke der Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen, Verstärkung abzuwarten. Die Feinde forderte sie auf, in die Heimath zu ziehen; aber diese setzten ihren Herold gefangen und drohten, die Juugfrau zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände fallen würde. Dennoch hatte die Erscheinung der Jungfrau unter den Engländern bereits Furcht und Schrecken erregt, indem sie glaubten, daß das Mädchen von Orleans mit wunderbaren und über=

natürlichen Kräften ausgestattet sei; nur hielten die Engländer dieß für ein Werk teuflischer Zauberei. Die Ausfälle der Franzosen unter der Anführung des Mädchens waren fast alle von einem glücklichen Erfolg gekrönt. Ein heftiger Kampf entzündete sich um die Brückenthürme, welche den Zugang über die Loire in die Stadt beherrschten. Eines Morgens zog das Mädchen mit den Tapfersten auf Fahrzeugen über die Loire, um den Thurm im Rücken anzugreifen, während die Bürger die vom Feind abgebrochene Brücke herzustellen suchten, um den Feind von vorn anzugreifen. In diesem Kampfe wurde Johanna am Halse verwundet und mußte bei Seite gehen, um sich verbinden zu lassen. Eben als die Franzosen, vom Kampfe ermüdet, an den Rückzug dachten, erschien sie wieder und fachte den sinkenden Muth von neuem an. Die Franzosen verdoppelten ihre Anstrengungen und das Schloß ward glücklich erstürmt. Wie sie es versprochen, zog das Mädchen siegreich über die Brücke in die Stadt ein, unter dem frohen Geläute aller Glocken und dem freudigen Zuruf der Bürger; denn dieser Sieg hatte die Rettung von Orleans entschieden. Die Engländer hoben am folgenden Tage die Belagerung auf und steckten ihre noch übrigen Schanzwerke in Brand. Johanna befahl, ihren Abzug nicht zu stören: denn, sagte sie, es ist Gottes Wille, daß man sie gehen lasse, wenn sie gehen wollen.

Die Jungfrau hatte ihr erstes Versprechen, die Befreiung Orleans, erfüllt; ihr zweites betraf die Krönung des Königs zu Rheims. Sie kniete vor Karl nieder und sprach: Wohledler Dauphin, empfanget die heilige Salbung und Euere königliche Krone zu Rheims. Ich bin sehr begierig, Euch hingehen zu sehen; darum eilet. Trotz des Widerspruchs der Feld-

herrn setzte Johanna ihre Ansicht durch und drang mit einem Heere von 6—7000 Mann vor. Auf ihrem Zug erstürmte sie 3 feste Plätze. In Jargeau lag eine ansehnliche Besatzung: aber schon am dritten Tage rief die Jungfrau: „vorwärts zum Sturm!“ und als die Hauptleute meinten, es sei noch nicht Zeit, erwiederte sie: „Zweifelt nicht, die Stunde ist da, wenn es Gott gefällt!“ Das Gefecht blieb lange unentschieden. Johanna, an der Spitze der Ihrigen, war die erste auf der Leiter, als ein Stein herab geworfen wurde, der ihr den Helm zerschmetterte und sie selbst tief in den Graben stürzte. Man glaubte sie todt, aber in demselben Augenblick erhob sie sich und rief: „Wohlauf, meine Freunde, der Herr hat sie in unsere Hand gegeben!“ und alsbald wurden die Mauern erstiegen. Bald darauf überraschte sie die Engländer und schlug sie nach kurzem Gefecht aus dem Felde; selbst der englische Feldherr, der gefürchtete Tolbot, wurde zum Gefangenen gemacht.

Allenthalben Schrecken unter den Feinden verbreitend zog die Jungfrau auf Rheims zu. Vergebens stellten die Feldherrn die Gefahr des Zuges durch ein ganz von Feinden besetztes Gebiet vor; sie wies auf den von Gott ihr gegebenen Auftrag hin, und Niemand konnte widerstehen. Ihre bloße Erscheinung brachte Auxerre, Troyes, Chalons zur Unterwerfung, und am 16. Juli 1429 öffnete die alte Krönungsstadt Rheims die Thore, durch welche der König mit Johanna und dem Heere einzog.

Gleich am andern Tage erfolgte die feierliche Krönung Karls, wobei Johanna, mit der Fahne in der Hand, neben dem Könige stand. Nach der Feierlichkeit kniete sie vor dem Könige nieder und begehrte mit

Thränen in den Augen, wieder heim zu den Ihrigen kehren zu dürfen, da ihre Sendung vollendet sei. Allein der König bestand darauf, daß sie noch bleiben und das Heer zu ferneren Siegen begleiten solle. Sie gehorchte gegen ihren Willen, handelte aber von diesem Augenblicke an nicht mehr mit der bisherigen Sicherheit und Selbstständigkeit, sondern folgte nur den Beschlüssen der Feldherren. Dennoch wirkte ihre Gegenwart heilsam auf das Heer, indem sie dasselbe zur Tapferkeit anfeuerte und zur Sittlichkeit ermahnte. Bald gewann der König eine Stadt nach der andern, bis er vor Paris stand. Nach der Einnahme des Vorwerks Sct. Denys leitete Johanna den Sturm auf die Stadt, kam aber in solches Gedränge, daß sie leicht verwundet wurde. Dennoch wäre der Sturm noch gelungen, wenn der König nicht versäumt hätte, Hilfe zu senden.

Betrübt über das Mißlingen bat sie noch einmal um ihre Entlassung in die Heimath. Allein der König gab sie nicht, hob die Belagerung von Paris auf und zog, anstatt den Feind rastlos zu verfolgen und aus dem Lande zu treiben, nach Chinon zurück, um den Winter in den weichlichen Genüssen des Hoflebens hinzubringen. Johanna's Familie erhob der König in den Adelstand. Als die Jungfrau im Frühling des Jahres 1430 sich in die Stadt Compiegne warf, um sie gegen den Herzog von Burgund zu vertheidigen, fiel sie bei einem Ausfall in die Hände der Burgunder, die sie für 10,000 Livres an die Engländer auslieferten.

Die Gefangennehmung der Jungfrau erweckte bei den Engländern die unmäßigste Freude und blutigste Rachsucht. Sie wurde nicht als Kriegsgefangene, son=

dern als Zauberin und Teufelsbannerin betrachtet. Sie saß im Schloßthurm zu Rouen, mit schweren Eisenketten gefesselt, bewacht von Leuten des gemeinsten Standes, die sie durch grobe, verhöhnende und schmutzige Reden verletzten und sich unanständige Mißhandlungen erlaubten. Da die Engländer nun einmal ihren Tod beschlossen hatten, um Rache an ihr zu nehmen für, ihre Niederlagen, so wurde ihr Proceß auf die ungerechteste und unwürdigste Weise geführt, indem man sie durch verfängliche Fragen in Widersprüche zu verwickeln suchte. Endlich brachte man sie durch alle möglichen Schreckmittel dahin, ihre angebliche Schuld abzuschwören und verurtheilte sie dann zu lebenslänglicher Klosterhaft bei Wasser und Brod. Dennoch führte man sie in den alten Kerker zurück, wo sie allen Mißhandlungen ausgesetzt war. Jetzt gelang es aber, ihr neue Schuld anzudichten, und man verurtheilte sie als rückfällige Ketzerin zum Feuertode (1431).

Auf der Richtstätte, dem Markte zu Rouen, empfahl sie sich knieend Gott und den Heiligen, betheuerte laut ihre Unschuld und die Wahrhaftigkeit der Erscheinungen, die sie gehabt, bat Freunde und Feinde um Verzeihung für etwaige Beleidigungen und sprach ein so rührendes Gebet, daß das ganze Volk und selbst der englische Kardinal weinte. Dann betrat sie mit dem Kreuze in der Hand festen Schrittes den Scheiterhaufen, und indem sie wiederholt den Namen „Jesus" ausrief, gab sie den Geist auf.

20. Hans Sachs.

In der alten und berühmten Reichsstadt Nürnberg,

welche im 15. und 16. Jahrhundert ein Sammelplatz deutschen Handels und die eigentliche Pflanzstätte edlen Bürgerthums und Volkslebens, schöner Kunst und christlicher Bildung war, und wo namentlich die Reformation früh kräftigen Anklang und willigen Beistand fand, auch der größte unter den Malern seines Zeitraumes, Albrecht Dürer, dem aufgehenden Werke der Kirchenreinigung diente, begegnen wir einem jüngeren Zeitgenossen, der, ein ehrsamer Handwerker und zugleich einer der beliebtesten Dichter und fruchtbarsten Schriftsteller, zur Förderung christlicher Sitte und evangelischen Glaubens damals auch in seinem Theile wesentlich beigetragen hat.

Hans Sachs, am 5. November 1494 mitten unter einem großen Sterben seiner Vaterstadt geboren und noch am selben Tage zur heiligen Taufe gebracht, war der Sohn eines Nürnberger Schneiders. Seine Eltern erzogen ihn in der Gottesfurcht. Schon mit dem 7. Lebensjahre kam er in die lateinische Schule, wurde aber leider im 9. durch ein hitziges Fieber in seinen Fortschritten unterbrochen und im 15. einem Schuster in die Lehre gegeben. Doch behielt er zeitlebens einen Schulsack, den man besonders in dem geschichtlichen Stoffe seiner spätern Schriften bewundert, trat auch bald in die Schule des löblichen Meistergesanges, worin tugendsame Männer aus allerlei Gewerben zusammenkamen, um zur Ehre Gottes und zum Ergötzen der Mitbürger anständige Gesänge nach mannigfaltigen Regeln vor einem Meistergericht in öffentlicher Kirche vorzutragen. Der ehrwürdige Leinweber Bernhard Nunnenbeck unterwies hierin den Jüngling, der aber schon in seinem 17. Lebensjahr auf die Wanderung in seinem Handwerk zog und 5 Jahre lang

im Norden von Deutschland bis Lübeck, im Süden bis Wien, Salzburg und Tyrol herumreiste. Mittlerweile hat er auch seinen Stand gewechselt und ist unter Anderem in den Dienst Kaiser Maximilians I. als Weidmann getreten. Zugleich nahm er allenthalben, wo er eine Zunft des Meistergesanges fand, an ihren Beschäftigungen Theil, ergab sich nirgends, wie so viele andere Gesellen, dem Trunke und Spiele oder der Buhlerei, wie er denn schon seinen ersten eigenen Gesang im Jahr 1514 dem Lobe der Gottheit weihte; führte überhaupt einen stillen, sittsamen Wandel und bewahrte ein keusches frommes Herz. Im Jahr 1516 in die Heimath zurückgekehrt, machte er dort sein Meisterstück und nahm die Tochter eines Nürnbergischen Unterthans aus Wendelstein zur Ehe. Diesen Hausstand segnete Gott mit 7 Kindern, 2 Söhnen und 5 Töchtern, die aber allesammt mit der Mutter ihm in die Ewigkeit vorangingen. Nur ein paar Enkel sollten ihn selbst überleben. Doch hat er, ein Jahr nach dem Tode seiner Ehefrau, in seinem 67. Lebensjahre nochmals geheirathet und lebte in dieser Verbindung, ein rühriger Greis, noch 15 Jahre. Sein langes irdisches Tagwerk hatte er zwischen dem Handwerk und der Dichtkunst getheilt. Außer den Liedern, über 4000 an der Zahl, die im Dienste des Meistergesanges entstanden waren, und die er nicht zur Veröffentlichung durch den Druck gelangen ließ, weil sie mehr künstliche Leistungen der Silbenmessung und des Reimens als wirkliches dichterisches Erzeugniß waren, hat er noch gegen 2000 freie poetische Stücke gedichtet, darunter mehr denn 200 Schauspiele ernsten und lustigen Inhalts und 1700 Schwänke. Ein frischer Sinn und natürlicher Ton ist darin mit biederer Lebensansicht

und frommer Gemüthlichkeit verbunden. Zudem hat er eine Anzahl von Psalmen Davids, von biblischen Gleichnissen und anderen Erzählungen der heiligen Schrift in entsprechende Reime gefaßt. — —

Hat Hans Sachs durch diese Dichtungen schon in seiner nächsten Nähe der Ausbreitung der evangelischen Wahrheit großen Vorschub gethan, auch durch seine biblischen nnd moralischen Erzählungen und durch seine, wenn auch derben, doch sittlich gesunden Schwänke und Spiele in jenem Zeitalter weithin eine gute Wirkung ausgeübt, so lebt er noch unter dem evangelischen Volke der Nachwelt durch ein herrliches Kirchenlied fort (warum betrübst du dich mein Herz). 25 Jahre lang war er unermüdet in solcher geistiger und geistlicher Thätigkeit. Noch im 69. Lebensjahre dichtete er während dreier Monate 34 Geschichten und Schwänke und 6 geistliche Stücke, nebendem daß auch die schulmäßigen Meistergesänge fortgesetzt wurden. Nur in den letzten Jahren wurde er stille, und es stellte sich bei ihm sogar das Unvermögen zu hören und zu sprechen ein. Da saß er dann hinter seinem Tische, las in seinem großen Buche und neigte sich mit mildem Antlitz zu den Besuchenden, mit weißen Haaren und Bart, eine ehrwürdige Erscheinung, wie aus anderer Welt. Am 25. Januar 1576 entschlief er sanft. Seine Hülle trugen die Meistersänger auf den Johanniskirchhof und stimmten eine Klage an um den theuren Dichter, der zwar bald von einem verbildeten Geschlecht als „Schuh—macher und Poet dazu" verlacht, aber von den größten Geistern der deutschen Nation im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert erkannt und geehrt worden ist und von jeder geprüften Christenseele, die sich aus seinem Trostliede erbaut, gesegnet wird.

21. Gustav Adolph und der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648.)

König Gustav Adolph ist geboren auf dem Schlosse zu Stockholm den 9. Dezember 1594. Unter den Händen eines ausgezeichneten Lehrers und Hofmeisters und besonders unter Zuthun seiner Eltern wurde er von frühe an streng erzogen, in Allem, was einem künftigen König nöthig war, unterrichtet und zur Arbeit, Tugend und Mannheit angehalten.

Schon in seinem zehnten Jahre durfte er bei allgemeinen Berathungen, Audienzen seines Vaters, besonders auch bei Gesprächen über Staats- und Kriegswissenschaft zugegen sein und mußte sich sogar an diesen Gesprächen betheiligen.

Wie treu und ernst sein Vater ihn für den künftigen Königsberuf vorbereiten wollte, geht aus einem Gedenkzettel desselben für ihn hervor, in welchem es hieß: „Vor Allem fürchte Gott, ehre Vater und Mutter, beweise deinen Geschwistern brüderliche Zuneigung, liebe die treuen Diener deines Vaters, belohne sie nach Gebühr, sei gnädig gegen die Unterthanen, strafe das Böse, liebe das Gute und Milde, trau Allen wohl, doch nach Maßgabe und lerne erst die Person kennen; halte über dem Gesetz unangesehen der Person; kränke keines Mannes wohlerworbene Privilegien, insoweit sie mit dem Gesetz übereinkommen; schmälere deinen fürstlichen Unterhalt nicht, ohne mit der Bedingung, daß die, denen es zu gut kommt, mögen dessen eingedenk sein, woher sie es bekommen haben."

Zu seiner Ausbildung mußte der junge Königssohn ferner nicht nur Reisen durch sein Vaterland machen, sondern auch seinen Vater in die Feldzüge begleiten.

Bei einer solchen Erziehung darf es uns nicht wundern, wenn Gustav Adolph frühe schon dastand in einem Alter, wo andere Menschenkinder die Kinderschuhe noch lange nicht ausgetreten haben, so daß manche seiner Zeitgenossen zu sagen pflegten: „er war nie ein Kind, sondern gleich König."

Und das mußte er auch früher sein, denn er war erst 17 Jahre alt, als nach seines Vaters Tod die Regierung in seine Hände gelegt wurde. Und welche Aufgabe wartete seiner. Bruder- und Bürgerkrieg in seinem Vaterlande waren kaum erst gedämpft worden, das Land hatte unter Mißwachs und Pest Furchtbares gelitten, der Adel war voll Begierde, alle Rechte wieder zu erlangen, dazu hatte er mit der Krone 3 auswärtige Kriege geerbt und bezog nur geringe Einkünfte.

Doch über diese schwierigen Verhältnisse ist er Herr geworden mit Hilfe seiner großen Geistesgaben, der von seinem Vater ihm zu Theil gewordenen Ausbildung und vornemlich eines ausgezeichneten Freundes und Mitarbeiters in der Person seines Kanzlers Oxenstjerna. Dieser, 10 Jahre älter als sein König, war ein ernster, doch freundlicher Mann, dem als Staatsmann nicht leicht einer an Scharfsinn, Ruhe, Fleiß und unermüdlicher Thätigkeit an die Seite gestellt werden kann; ein Mann, der wie dazu geschaffen war, mit Gustav Adolph Hand in Hand zu gehen, ein treuer Freund ein unermüdlicher Mitarbeiter nnd ein Dämpfer des raschen, auflodernden Feuers seines Herrn.

Mit bewundernswerther Kraft stellte er in seinem Reiche Ordnung her. Obwohl er die verbannten Adeligen zurückrief und ihre Vorrechte erneuerte, wußte er es zu verhüten, daß sie störrig wurden, und sich der dem

Lande auferlegten Lasten entzogen. Als einmal einige jungen Herren vom Adel sich einen Tadel über eine seiner Verordnungen erlaubten, und man ihm dies berichtete, schrieb er an seinen Kanzler: „so lange sie sich mit dem Knurren begnügen, mögen sie laufen; fangen sie aber an, laut zu bellen, so schlage ich sie auf's Maul".

Brach freilich anfangs noch das Feuer seines heftigen Temperaments aus, so war er doch auch bald bereit, wieder gut zu machen, was er gefehlt hatte. Außerdem aber war sein Gemüth sehr freundlich und leutselig, und er konnte sich oft mit ganz gewöhnlichen Leuten unterhalten. Oft stellte er sich zu einem Bauern und fragte ihn freundlich und genau über seine Verhältnisse und sein Ergehen. Nur Trägheit und Vergnügungssucht konnte er nicht ausstehen, am allerwenigsten bei seinen Beamten; und mancher Vogt, den er in seinem Amte nachlässig traf, erhielt von ihm die nicht gerade tröstliche Versicherung, daß er ihm noch „einen Strick als Halsband" schicken werde. Auch einem Offizier, der beim Aufwerfen der Schanzen lässig gewesen war, und sich damit entschuldigte, die gefrorene Erde habe das Graben unmöglich gemacht, gab er das alte schwedische Bauernsprichwort zur Antwort: „Für faule Schweine ist die Erde immer zugefroren".

Ueber die Ausführung der Gesetze wachte er mit großer Strenge, und wie viel ihm an der Gerechtigkeit gelegen war, geht aus dem hervor, was er an das Hofgericht schreiben ließ: „Sofern der Richter einer entweder Seiner Majestät oder wem immer zu Gunsten richtet, so will Seine Majestät ein solches Exempel an ihm statuiren, daß er ihn schinden lassen will und die

Haut an den Richterstuhl nageln, die Ohren aber an den Pranger."

Besondere Aufmerksamkeit schenkte er auch der Kirche und den damit zusammenhängenden Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Er setzte unwürdige Geistliche ohne Umstände ab; denn die Würde der Kirche und die Beförderung der Gottesfurcht sei wichtiger als die Rücksicht auf des Verbrechers Frau und Kinder. Im Jahr 1618 ließ er eine neue Auflage der schwedischen Bibel drucken und sorgte für deren Verbreitung auf jede Weise. Er selbst war dem lutherischen Glauben zugethan und wollte von einer Verschmelzung desselben mit der kalvinischen Lehre nichts hören, so sehr man sie bei ihm bevorwortete. „Schweden soll Einen Glauben, Eine Hoffnung, Ein Bekenntniß haben," pflegte er zu sagen. Persönlich duldsam führte er dennoch die strengen schwedischen Gesetze gegen die Katholiken mit Ernst durch. Diese waren im Feld und im Rath seine Feinde; waren sie aber besiegt, so behandelte er sie mit Nachsicht und Milde. Nur die Jesuiten hatten auf keine Gnade bei ihm zu rechnen.

Wie er der Wissenschaft eine besondere Pflege angedeihen ließ und darauf drang, daß bei wissenschaftlichen Arbeiten die Muttersprache gebraucht werde, so erstreckte sich seine unermüdliche Sorge auch auf Handel und Gewerbe. Besondere Fürsorge genossen Schwedens Hauptreichthum: seine Bergwerke. Dabei blühte der Ackerbau, Straßen wurden angelegt, Kanäle gegraben, viele Städte neugegründet.

Ein König, von solcher Sorge und Thätigkeit für sein Reich begeistert, mußte nothwendig Müssiggang und Vergnügungssucht hassen. Man sah ihn auch immer frühe an der Arbeit und bis spät in die Nacht

noch beschäftigt. Jagd und Lustfahrten gab es bei ihm nicht; er machte nur Reisen, wo es das Wohl des Landes erforderte. Fühlte er ein Unwohlsein sich regen, so vertrieb er dasselbe durch starke körperliche Bewegung, besonders durch Fechten. —

Das Erste, was er Morgens that, und das Letzte, womit er sich vor dem Schlafengehen beschäftigte, war das Gebet und das Lesen im Wort Gottes. „Ich suche mich“, pflegte er zu sagen, „durch Nachdenken über das heilige Wort gegen böse Verlockungen zu stärken. Ein Mensch in meiner Stellung ist keinem andern als Gott für seine Thaten verantwortlich; aber gerade diese Selbstständigkeit führt zu manchen Versuchungen, gegen welche wir nie genug auf unserer Hut sein können.“ —

Gustav Adolph hatte schon in früher Jugend eine tiefe und innige Neigung zu der Tochter des verstorbenen Reichsdrosten Magnus Brahe gefaßt. Aber seine Mutter hielt die Verbindung ihres Sohnes mit den adeligen Familien nicht passend, weil sie einen zu großen Einfluß derselben auf die Regierung fürchtete. Und so wußte sie es wohl zum Glück für das Reich, aber zum tiefen Schmerz für ihren Sohn dahinzubringen, daß er von seinem innigsten Wunsche abließ und sich nicht mit jener Tochter des Magnus Brahe vermählte. Auf Vorschlag seiner Mutter hielt er später um Marie Eleonore, die Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg an und feierte seine Vermählung mit ihr am 25. November 1620. Sie besaß nicht die Eigenschaften, welche er sich an seiner Gattin gewünscht hatte, obgleich sie ihn fast abgöttisch liebte; und ehrte und liebte er sie wohl auch, so war im Grunde seine Ehe doch nicht glücklich. Von 3 Kin-

dern dieser Ehe blieb nur die nachher berühmt gewordene Königin Christine am Leben.

Wir haben eben gehört, Gustav Adolph hat mit seiner Krone auch 3 Kriege geerbt. Es waren das Kriege mit Dänemark, Rußland und Polen. Wir wollen uns hier nicht mit dem befassen, was er zur Bewältigung dieser Kriege gethan und geleistet hat, unsere Aufgabe zielt dahin, seine Leistungen auf einem andern, vierten Kriegsschauplatzc kennen zu lernen. Dieser Kriegsschauplatz war in Deutschland, dahin folgen wir dem Könige. Zuvor aber darf es nicht für überflüssig gehalten werden, sein Heer und dessen Einrichtungen mit einem flüchtigen Blicke zu betrachten.

Nach den Kriegsartikeln Gustav Adolph's ist der König „als Gottes Bevollmächtigter auf Erden" der höchste Richter sowohl im Kriege als im Frieden. Als solcher setzte er jedem Regiment sein Ober- und Untergericht, welche die Civilklagen im Felde, Criminalsachen aber, bei welchen es sich um Leben, Glück oder Ehre handelte, unter freiem Himmel verhandelten. Die Strafen waren Todesstrafe und als die entehrendste das Henken je des zehnten Mannes nach dem Loose, wenn ein Regiment während des Treffens, früher als sie die Säbel nimmer brauchen konnten, die Flucht ergriff; sodann Ritt auf dem hölzernen Pferd, Gefängniß in Eisen, bei Wasser und Brod, Gassenlaufen, Geldbußen, Absetzung und Degradirung für Offiziere, schimpfliche Verweisung aus dem Lager für Gemeine. Die Prügelstrafe war nicht erlaubt.

Im Lager und im ganzen Heere mußte die strengste Ordnung herrschen; Spiel, Völlerei, Ausschweifungen, Schlägereien waren verboten und wurden bestraft; schlechte Weibsleute wurden fortgejagt. Kamen Un-

ordnungen vor, so hielt sich der König meist an die Offiziere, denn er meinte, es sei der Befehlenden Schuld, wenn die Untergebenen nicht gehorchen. Er selbst war gegen die Soldaten stets freundlich und herablassend, sorgte väterlich für sie, verlangte dagegen aber auch pünktlichen Gehorsam. So kam es, daß er trotz seiner Strenge doch von allen geachtet und geliebt war. Jedes Regiment hatte seinen Feldprediger, der jeden Morgen und Abend vor seiner Abtheilung das Gebet sprach, jeden Sonntag und auch die Woche über einmal, wenn es Gelegenheit dazu gab, eine Predigt hielt. Bei Festgottesdiensten wurde gewöhnlich Luther's herrliches Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!", das in's Schwedische übertragen wurde, gesungen, und es mag einen eigenen Eindruck auf die Soldaten gemacht haben, wenn sie sangen: „Fragst du, wer der ist" und dann bei der Antwort: „Er heißt Jesus Christ", die sämmtliche Artillerie mit einer Salve accompagnirten. „Man kann kein guter Soldat sein, ohne daß man ein rechter Christ ist", pflegte der König zu sagen, und auf solche Weise pflanzte er dann auch den rechten Muth in die Herzen seiner Krieger, daß er so Großes mit so unbedeutenden Kräften auszurichten vermochte.

Dabei führte er auch in der Bewaffnung und Aufstellung der Truppen bedeutende Verbesserungen ein. Er verkleinerte und verkürzte die früher 18 Fuß langen Picken und die Musketen, vermehrte die Zahl der Musketiere, verkleinerte die Regimenter und Compagnien, so daß sie beweglicher wurden und mehr Offiziere erhielten, und stellte sie in Brigaden oder den sogenannten Gustavianischen Colonnen auf, die einer wohlangelegten Festung glichen, in der alle Theile sich

gegenseitig vertheidigten. Die Reiterei stellte er nicht, wie es damals Sitte war, ganz auf die Flügel, sondern vertheilte unter sie hinein eine große Zahl Musketiere, welche der feindlichen Reiterei großen Schaden zufügten. Die Kanonen wurden von ihm verbessert, er ließ sie viel kürzer und dadurch leichter machen, und übte seine Artillerie so, daß die schwedischen Kanoniere mit ihren Stücken achtmal schossen, bis die kaiserlichen Musketiere mit ihren Hackenbüchsen sechsmal. Noch leichter waren seine sogenannten Lederkanonen; diese bestanden aus einer dünnen kupfernen Röhre, die mit eisernen Reifen umgeben, darnach mit einem gekitteten Tau umwickelt und das Ganze mit Leder überzogen wurde. Die Reiter konnten solche Kanonen auf ihren Pferden mit sich führen; nur hatten sie den Nachtheil, daß sie schon nach wenig Schüssen warm wurden und dann eine Zeit lang bei Seite gelegt werden mußten.

Unter seinen Truppen war das gelbe Regiment das berühmteste. Es hatte gelbe Röcke und galt als des Königs Leibgarde. Es stand zuerst unter Teufels, dann unter Nils Brahe's Anführung. Gustav Adolph nannte es sein Kopfkissen, auf dem er sicher ruhen könne. Es war doppelt so stark als ein gewöhnliches Regiment und hat sich in der Schlacht bei Lützen nach heldenmüthigem Kampfe sammt seinem tapfern Anführer gänzlich geopfert.

Unter seinen Generalen waren die hervorragendsten Gustav Horn, sein beständiger Begleiter, Nils Brahe, Leonhardt Torstensson, Karl Gustav Wrangel, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Dodo von Kniephausen, Maximilian Teufel, Mathias und Bernhard von Thurn u. A.

Wenden wir nun von diesen Heldengestalten den

Blick auf unser deutsches Vaterland, in dessen Verhältnisse Gustav Adolph mit gewaffneter Hand eingreifen sollte, um in Kürze zu sehen, was sich in den ersten zwölf Jahren des dreißigjährigen Krieges daselbst zugetragen hatte.

Im Jahre 1618 war die Spannung zwischen den Katholiken und Protestanten in Deutschland auf den höchsten Grad gestiegen; und der längst verhaltene Groll der schwergedrückten Evangelischen in Böhmen kam zum blutigen Ausbruch. Die Böhmen vertrieben die kaiserlichen katholischen Statthalter und wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der protestantischen Union, zu ihrem König. Aber der Kaiser Ferdinand II., der von den Jesuiten erzogen war und das Gelübde gethan hatte, die lutherische Ketzerei überall auszurotten, verband sich mit seinem Jugendfreund, dem Herzog Maximilian von Bayern, dem Haupte der katholischen Liga und versprach ihm für seinen Beistand gegen die Böhmen die Kurwürde.

So rückte denn im Jahr 1620 die Armee der Liga (des katholischen Bundes) in Böhmen ein; das schlechtgeführte Heer des schwachen Königs Friedrich wurde am weißen Berge bei Prag gänzlich geschlagen, Friedrich selbst floh und wurde geächtet. Ganz Böhmen mußte sich Ferdinand unterwerfen, der 27 von den vornehmsten protestantischen Böhmen hinrichten ließ, viele einkerkerte, ihre Güter einzog und die evangelischen Geistlichen und Lehrer, sowie Alle, welche nicht wieder katholisch werden wollten, aus dem Lande vertrieb. So war Böhmen niedergeworfen und die evangelische Union löste sich auf. Nur noch die beiden Söldnerführer Christian von Braunschweig und Ernst

von Mansfeld, von dem Markgrafen von Baden-Durlach unterstützt, setzten den Krieg gegen den ligistischen Feldherrn Tilly fort. Aber auch sie wurden geschlagen, mußten sich nach Holland flüchten, und so schien der Krieg beendet.

Da aber Tilly seine Schaaren nicht entließ und Frankreichs Eifersucht auf Oesterreichs wachsende Macht immer größer wurde, so verband sich jenes mit England, Dänemark und Holland und auf seinen Antrieb stellte sich der König Christian IV. von Dänemark an die Spitze des niedersächsischen Kreises, um Tilly Einhalt zu thun.

Kaiser Ferdinand II. aber ließ nun, um nicht immer von der Liga abhängig zu sein, durch den berühmten Feldherrn Albrecht von Wallenstein ein eigenes Heer von 50,000 Mann werben, mit dem er das nördliche Deutschland vollends zu unterjochen hoffte. Wallenstein schlug im Jahre 1727 den Grafen Ernst von Mansfeld, der wieder ein Heer gesammelt hatte, bei den Dessauer Schanzen und Tilly vernichtete in demselben Jahre das Heer Christian IV. bei Lutter am Bernberg.

Nun stand den katholischen Heeren kein Gegner mehr gegenüber, der ihnen Widerstand hätte thun können; Wallensteins Horden hausten als Mordbrenner in allen Gegenden, die sie durchzogen, ihr Feldherr selbst vertrieb die beiden Herzoge von Meklenburg, ließ sich ihr Land schenken und hatte den Plan, die ganze Ostseeküste sich zu unterwerfen. Aber an Stralsunds Mauern, das er zu erobern geschworen hatte, und wenn es mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, brach sich sein Siegeslauf. Gustav Adolph unterstützte die tapferen Stralsunder Bürger, und Wallen-

stein sah sich gezwungen, die Belagerung der Stadt aufzuheben und mit Dänemark, den Lübecker Frieden zu schließen (1729), in welchem Christian IV. seine eroberten Länder wieder zurückerhielt.

Dem Kaiser aber lag Deutschland ohnmächtig zu Füßen und er beschloß, den letzten Schlag gegen die Evangelischen zu führen. Er erließ 1629 das sogenannte Restitutionsedikt, in welchem bestimmt wurde, daß alle seit dem Passauer Vertrag (1552) eingezogenen Stifte, Klöster und Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben werden müßten, daß die katholischen Fürsten das Recht haben, ihre evangelischen Unterthanen wieder zum katholischen Glauben zu zwingen, oder aus ihren Ländern zu vertreiben, und daß in den Religionsfrieden nur die Katholiken und die der Augsburgischen Confession Angehörenden eingeschlossen seien, die Reformirten und andere Evangelische im Reich nicht mehr geduldet werden sollten.

Dadurch stieg die Noth der Evangelischen auf den höchsten Grad, besonders da der Kaiser zur Vollziehung des Edikts seine Heere beibehielt, die wie Feinde in ihrem eigenen Vaterlande hausten, obwohl ihnen kein Feind mehr entgegenstand. Es war damit aber auch der Bogen überspannt; er mußte brechen. Selbst den katholischen Fürsten wurde es immer klarer, daß der Kaiser damit umgehe, sich zum unumschränkten Herrscher Deutschlands zu machen, und sie wandten sich theilweise von ihm ab. Zudem liefen unzählige Klagen ein über die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit welcher Wallenstein in den eroberten Ländern hauste und gegen die deutschen Fürsten verfuhr, so daß der Kaiser im Jahr 1530 auf seine Absetzung eingehen mußte.

Als so für die Protestanten Alles verloren schien, und sie dem Kaiser wehrlos gegenüberstanden, der ihnen eben zur völligen Unterdrückung den Fuß auf den Nacken setzen wollte: da machte sich Gustav Adolph auf, zog sein Schwert auf's Neue aus der Scheide, um dem übermächtigen Kaiser entgegenzutreten.

Schon lange war er dem deutschen Krieg mit aufmerksamem Auge gefolgt, schon oft hatte ihn Frankreich aufgefordert, Oesterreichs Macht zu dämpfen; aber stets hatte er noch zurückgehalten und war davor zurückgeschaudert, sein Land auch in diesen Krieg zu verwickeln. Aber es rückte ihm selbst die Gefahr immer näher, als Wallenstein die Ostseeküste zu erobern vorhatte und sich Admiral der Ostsee nannte. Er beschloß, es in Gottes Namen zu wagen und lieber selbst anzugreifen, als in Schweden angegriffen zu werden. Der Hintergrund, der ihn trieb, war außer der Gefahr seines eigenen Landes, das Mitleid mit seinen evangelischen Glaubensbrüdern. Wir wissen, daß er selbst dem evangelischen Glauben von Herzen zugethan war, und so mußte es seinem Herzen schmerzlich wehe thun, als er sah, daß derselbe in Deutschland dem gänzlichen Unterliegen nahe war. Zudem hatte der Kaiser den Polen ein Hilfsheer geschickt, ohne daß er mit ihm im Kriege wur; Wallenstein hatte seine Vetter, die Herzoge von Meklenburg, verjagt und ihnen ihr Land genommen; man hatte seine Gesandten beim Lübecker Friedensschluß höhnisch zurückgewiesen. Das Alles reifte seinen Entschluß, so daß er an Oxenstjerna schrieb: „Gott ist mein Zeuge, wie sehr des Vaterlands Noth mir zu Herzen geht; doch scheint es mir besser, der Gefahr muthig unter die Augen zu treten, und den Krieg auf fremdem Grund und Boden zu führen, als

den Feind auf unsere eigenen Landmarken dringen zu lassen, wohin er unzweifelhaft kommen wird. Was ausgerichtet werden kann oder nicht, das weiß allein Gott, welcher den Willen zum Beginnen, und die Kraft zum Vollenden gibt, wenn die Sache zu seiner Ehre und zu unserer Seligkeit gereichen kann.“ Oxenstjerna, der bisher abgerathen hatte, gab seine Einwendungen auf, der Reichsrath stimmte bei. Zu Anfang des Mai 1630 waren die Rüstungen vollendet: 72 größere und kleinere Fahrzeuge lagen bereit, sein Heer aufzunehmen, das aus 92 Compagnien zu Fuß und 16 Compagnien zu Pferd, im Ganzen aus etwa 15,000 Mann bestand, wohl eine Hand voll Leute nur gegen die kaiserliche und ligistische Macht, aber lauter wohlgeübte Truppen, die unter ihrem königlichen Feldherrn gewöhnt waren, alle Strapatzen mit ihm zu ertragen und unter seiner Führung zu siegen. Eine Menge Kriegsbedarf und eine vortreffliche Artillerie wurde mit eingeschifft.

Am 19. Mai 1630 versammelte er die Reichsstände in Stockholm, vereinbarte mit ihnen die Verordnung über die Regierung des Reiches während seiner Abwesenheit und nahm dann einen bewegten Abschied von denselben.

In Elfsnabben hatten sich die Truppen gesammelt. Er musterte sie dort und nachdem er darauf einen Abschied von seiner Gemahlin und seinem Töchterlein genommen hatte, ging er an Bord seines Schiffes. Glücklich landete er schon am 24. Juni 1630 auf der Insel Usedom. Gustav Adolph war einer der Ersten, welcher den deutschen Boden betrat. Knieend mit seinen Generalen dankte er Gott für die glückliche

Landung und bat um himmlischen Segen für sein Unternehmen.

Der Eindruck, den die erste Nachricht von seiner Landung in Deutschland hervorbrachte, war ein sehr verschiedener. Der Kaiser Ferdinand II. sagte spöttisch: „Da haben wir wieder einmal ein Feinderl auf den Hals gekriegt"; und seine Hofschranzen, die in diesen Spott einstimmen zu müssen glaubten, äußerten: „die Schneemajestät wird schon schmelzen, wenn sie sich der Sonne des Südens nähert!" Nur Tilly blickte mit einigem Bangen auf den neuen Gegner, dessen Größe er nicht unterschätzte.

Am unschlüssigsten waren die evangelischen Fürsten Norddeutschlands, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen; beide schwache und unzuverlässige Männer, der letztere aufgeblasen und hochmüthig, seinen Bierfässern bei weitem mehr ergeben als seinem evangelischen Glauben. Sie trauten Gustav Adolph nicht, zweifelten am Gelingen seines Unternehmens und wollten sich dem Kaiser gegenüber nicht blosstellen, der doch nur darauf ausging, auch sie zu verschlingen. Doch mußte der Tag der Entscheidung rasch näher rücken.

In kurzer Zeit hatten die Schweden die Insel Usedom und Wollin, die Städte Wollgast, Wollin und Cammin eingenommen und dem zögernden Herzog von Pommern wurde mit einigen ernsten Worten von Gustav Adolph der Entschluß abgenöthigt, ihm die Thore von Stettin zu öffnen.

Erschrocken zogen sich die Kaiserlichen, die unter dem General Torquato Conti, einem Italiener, standen, zurück, weil sich unter ihnen das Gerücht verbreitet hatte, diese hätten allerlei Teufelskünstler und Hexenmeister aus Lappland mitgebracht, durch welche sie ihre

Feinde beherten. Die Norddeutschen aber jubelten über ihren Abzug und nahmen die Schweden mit Freuden auf, bei denen strenge Kriegszucht herrschte im Gegensatz zu der bestialischen Rohheit, durch welche sich die Leute des kaiserlichen Heeres gefürchtet machten.

Von Stettin aus drangen die Schweden nach Mecklenburg vor, und nachdem bei der Erstürmung von Greiffenhagen am Weihnachtsabend 1630 gegen 2000 Mann kaiserliche Truppen erschlagen worden waren, sprengte Conti's Nachfolger, Schaumburg, im Schrecken seinen Pulvervorrath in die Luft, warf seine Kanonen ins Wasser und wich schleunig nach Frankfurt an der Oder zurück.

Am 13. Januar 1632 wurde endlich ein Vertrag zwischen Gustav Adolph und dem König von Frankreich abgeschlossen, den letzterer längst schon gesucht, ersterer aber bis jetzt vermieden hatte. Gustav sollte jährlich 40000 Reichsthaler bekommen, sich dagegen verpflichten, 36000 Mann zu stellen und die katholische Religion in allen eroberten Plätzen frei zulassen.

Nach der Feder ergriff Gustav Adolph wieder das Schwert. Er ließ Horn in der Nähe von Frankfurt a. d. O. stehen, um Tilly zu beobachten, der mit 34000 Mann in jener Festung lag; er selbst ging nach Mecklenburg und Pommern nnd war überall auf seinem Gange mitten im Winter siegreich.

Erschreckt und erzürnt über seine Fortschritte zog ihm Tilly nach, um ihn zu einer Schlacht zu nöthigen. Aber Gustav hatte ein festes Lager bezogen, in welchem er nicht angegriffen werden konnte. Dagegen wurde Kniephausen mit 2000 Mann in Neubrandenburg abgeschnitten; denn des Königs Brief mit dem Befehl, sich zurückzuziehen, war in Tillys Hände gefallen. Die

2000 Schweden, die keine Artillerie hatten, wehrten sich wohl heldenmüthig gegen 22000 Kaiserliche mit 26 Kanonen; aber endlich wurde die Stadt erstürmt und die Schweden bis auf etwa 60 Mann niedergehauen, weil sie sich einmüthig entschlossen, eher zu sterben als sich zu ergeben.

Tilly wendete sich wieder zur Belagerung Magdeburgs, Gustav Adolph nach Frankfurt a. d. O. Am 1. April 1631 langte er vor der Stadt an, die gegen 9000 Mann kaiserliche Besatzung hatte. Aber schon am 3. April wurde die Stadt erstürmt, 2—3000 Feinde erschlagen, 800 gefangen, 80 Kanonen und eine Menge Kriegsvorräthe erbeutet. Am 14. April stand Gustav Adolph schon vor dem festen Landsberg und nahm es 2 Tage darauf ein.

Gustav Adolph konnte sich nun als Herr von Frankfurt und Landsberg, nach Schlesien, Brandenburg oder Sachsen wenden. Die Evangelischen jubelten über seine raschen Fortschritte; in Wien erschrack man gewaltig und besserte die Befestigungswerke aus. Der Kaiser war sehr erzürnt über seine Räthe, welche ihm die schwedische Macht als so unbedeutend geschildert; die Witzelein über den Schneekönig verstummten, er wollte nicht schmelzen, sondern wuchs wie eine Lawine, je weiter er vorrückte. Es wurden deßhalb auch allerlei Ränke und heuchlerische vielversprechende Vorschläge angewendet, seiner los zu werden.

Die Hauptsorge, die Gustav's Herz damals drückte, war das Schicksal der Stadt Magdeburg, die von Tilly und Pappenheim belagert wurde. Diese damals in Mitteldeutschland sehr reiche und wichtige Stadt mit 40000 Einwohnern hatte sich im Vertrauen auf ihre feste Lage der Durchführung des Restitutionsedikts

widersetzt und wollte den Sohn des Kaisers, den Erzherzog Leopold nicht als Administrator annehmen. Da machte sich im Herbst 1630 der kaiserliche Feldherr Pappenheim auf, die Stadt zu zwingen und um Weihnachten desselben Jahres schloß sich Tilly mit seinem Heere an ihn an, und beide umlagerten und bedrängten nun die Stadt von allen Seiten. Gustav Adolph hatte ihr schon früher Hilfe zugesagt, und nun langte ein Bote nach dem andern an mit der dringenden Bitte, er möchte doch kommen und ihre Bedränger vertreiben. Gustav Adolph aber konnte vorerst nichts thun, als daß er der Stadt seinen erfahrenen Feldherrn Ditrich von Falkenberg zusandte mit der Nachricht, daß er sobald als möglich kommen werde. Daran aber wurde er verhindert durch vergebliche Verhandlungen mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen über eine Rückzugslinie durch ihre Länder für den Fall, daß die von ihm beabsichtigte Entsetzung Magdeburgs mißlingen sollte. Noch ehe die Verhandlungen zum Abschluß mit jenen unzuverlässigen und unpatriotischen Fürsten gekommen war, war Magdeburg in Folge eingetretener Sorglosigkeit und Uneinigkeiten unter den Bürgern gefallen. Diese, besonders die Reichen, wollten nach und nach nicht mehr Dienste leisten, sondern schickten Knechte. Darüber murrten die Aermeren und wurden lässig. Zugleich waren die ersteren zu geizig, um nach Falkenbergs Rath mehr Truppen anzuwerben, und viele gab es in der Stadt, die heimlich zu den Kaiserlichen hielten und sie von den Vorgängen in derselben in Kenntniß setzten. Zugleich wurden alle sicher und getrost im Blick auf die von Gustav zugesagte Hilfe.

Schon verzweifelte Tilly daran, die Stadt nehmen zu können, ehe Gustav Adolph komme und hatte schon

beschlossen, die Belagerung aufzuheben, als Pappenheim und seine Obersten auf nochmaligen Sturm drangen und zwar gleich am nächsten Morgen, den 16. Mai, wenn die Bürger sich von den Nachtwachen ermüdet zurückziehen würden. Dreißig Kanonenschüsse sollten das Zeichen znm Angriff geben.

Tilly hatte am vorigen Tage das grobe Belagerungsgeschütz abführen lassen und die Bürger jubelten schon über ihre Befreiung. Doch hielten sie noch die ganze Nacht Wache und auch Falkenberg war keinen Augenblick von den Wällen gekommen. Erst als sich bis zur Dämmerung kein Feind zeigte, begab sich der Kommandant auf's Rathhaus, um Anordnungen zu treffen, und die Bürger schlichen nach Hause, um der Ruhe zu pflegen oder legten sich auf ihren Posten zum Schlafen nieder. Es sollte für sie ein schreckliches Erwachen werden.

Als die Kanonen zu donnern anfingen, stand Pappenheim schon mit seinen Wallonen in dem auf der westlichen Seite trockenen Sadtgraben, nach dem dreißigsten Schuß erstieg er mit ihnen den Wall, zu gleicher Zeit war das Neustädtische Thor erstürmt und die Feinde drangen in die Stadt ein. Falkenberg herzueilend und Alle mitnehmend, die er unterwegs traf, drängte die Wallonen zurück, wurde aber gleich darauf getödtet, und als der an die Spitze der Vertheidiger sich stellende Hauptmann das Loos Falkenbergs theilte und schon auch die wilden Kroaten Tillys von der entgegengesetzten Seite eindrangen, war an Widerstand nicht mehr zu denken, Mittags 11 Uhr war die Stadt erobert.

Was nun in der unglücklichen Stadt vorging gehört zum Abscheulichsten, was die Geschichte aller Zeiten

aufzuweisen hat; die Geschichte hat dafür, wie Schiller sagt, keine Sprache, die Dichtkunst keinen Pinsel. Wie wilde Thiere stürzten sich die Wallonen und Kroaten in die Häuser, um nach Schätzen zu spähen, kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont; sie ermordeten die Frauen in den Armen ihrer Männer, schändeten die Jungfrauen vor den Augen ihrer Väter, hieben kleine Kinder entzwei oder steckten sie an ihre Spieße und schleuderten sie in die Flammen, die sich bei einem furchtbaren Sturm bald über die ganze Stadt verbreiteten. In einer Kirche fand man die Leichen von 53 enthaupteten Frauen; viele derselben stürzten sich, um der doppelten Mißhandlung zu entgehen, in die Elbe.

Nachmittags 3 Uhr trieb die schreckliche Glut die Mordbrenner selbst aus der Stadt, und Abends 10 Uhr stand von den unglücklichen Orten nur noch die Domkirche nnd etwa 150 Fischerhütten in einer der Vorstädte. Am folgenden Tage stürzten die Soldaten wieder in die Stadt, um aus den rauchenden Trümmern noch zu holen, was das Feuer verschont hatte; viele erstickten bei ihrem Räuberhandwerk.

Am 13. Mai hielt Tilly selbst seinen Einzug in die Trümmerhaufen, nachdem man 6000 Leichen in die Elbe geworfen hatte. Am folgenden Tag ließ er eine Messe lesen und unter dem Donner der Kanonen das Te Deum absingen und schrieb dem Kaiser: seit Troja's und Jerusalem's Fall ist keine solche Victoria gesehen worden. Die raubgierigen Sieger hatten indeß wenig Nutzen von ihrem bösen Thun, in der Nacht vom 14. Mai brach im Lager Tilly's ein Brand aus, der fast Alles verzehrte, was aus der unglücklichen Stadt geraubt worden war.

Für Gustav Adolph war die Nachricht von der Zerstörung Magdeburg tiefbetrübend. Im ersten aufbrausenden Aerger soll er gerufen haben: „bei Gott, das muß ich an dem alten Korporal rächen, und wenn es noch mein Leben kosten sollte." — Von verschiedenen Seiten klagte man ihn an, als hätte er die Stadt wohl zum Widerstand aufgefordert, aber nicht das seinige gethan, um sie zu retten. Er mußte sich deßhalb in einem eigenen offenen Schreiben rechtfertigen.

Tilly zog sich zunächst ins Hessische und Thüringische, stieß später aber wieder zu Pappenheim. Gustav Adolph rückte, nachdem er zuvor den Kurfürsten von Brandenburg unter Hinweisung seiner drohenden Feuerschlünde zu einem Bündniß mit ihm genöthigt hatte, dem Tilly entgegen und vernichtete in einem nächtlichen Angriff 4 österreichische Reiterregimenter, zog sich aber mit Beute beladen in ein festes Lager zurück. Ergrimmt rückte Tilly nach, und als er Gustav in seinem Lager angriff, ließ dieser die Oesterreicher in Schußweite vorrücken. Da schleuderten mit einem Male 150 schwedische Kanonen einen so furchtbaren Kartätschenhagel in ihre Reihen, daß ganze Glieder niedergestreckt wurden und die übrigen entsetzt zurück wichen. Tilly zog ab, nachdem er gegen 6000 Mann nutzlos geopfert und wendete sich gegen Sachsen.

Dort führte ihm Fürstenberg 15000 Mann frische Truppen zu, so daß er wieder 40000 Mann beisammen hatte. Brennend und sengend trat er in Sachsen auf und wollte dadurch den Kurfürsten zum Bündniß mit ihm wider die Schweden zwingen.

In dieser Noth wendete sich Johann Georg an Gustav Adolph und dieser schloß mit ihm ein Bündniß, nach welchem das sächsische Heer sich mit dem schwedischen

vereinigen und Sachsen das letztere unterhalten sollte, so lange es zum Dienst des Kurfürsten in seinem Lande sei.

Am 3. Sptbr. vereinigten sich die 22000 Mann zählenden Schweden mit den 20000 Mann starken Sachsen. Der Kurfürst war höchst kriegerisch und wünschte gegen Gustavs Meinung einen baldigen Angriff auf die Kaiserlichen. Bei Breitenfeld trafen die beiden feindlichen Heere am 6. September zusammen. Die Kaiserlichen rückten den Schweden entgegen und gegen Mittag standen die Heere einander gegenüber, zur Schlacht bereit; der 70jährige Tilly, der erfahrene Feldherr, der sich rühmte, noch nie eine Schlacht verloren zu haben, mit seinem grünen seidnen Mantel bekleidet, den großen Schlapphut mit grüner Feder auf dem Kopf, auf seinem kleinen Grauschimmel und der 35jährige Schwedenkönig ihm gegenüber, in der gelben Uniform seines Leibregiments, der im Begriff war, dem alten General all' seine Lorbeeren mit Einem Schlag zu entreißen.

Gustav beugte seine Knie und flehte Gott in kindlicher Demuth um Sieg an. Ein furchtbarer Kampf entstand darauf. Pappenheims Wallonen, siebenmal von den unerschütterlich stehenden Schweden zurückgeworfen, lösten sich endlich in wilder Flucht auf.

Die Sachsen waren nach kurzem Widerstand, ihr Kurfürst voran, davongelaufen. Dadurch war der linke schwedische Flügel entblöst worden und auf ihn warf sich nun Tilly mit doppelter Wuth. Aber vergeblich. Die schwedische Reserv-Reiterei hielt ihn auf. Gustav eilte jetzt zum rechten Flügel, nahm mit diesem die auf den Hügeln stehende Artillerie und richtete sie gegen Tilly selbst. Nun war kein Aufhalten mehr; wie Spreu stoben die Kaiserlichen auseinander, Tilly

mochte bitten, fluchen, befehlen wie er wollte. Er wurde selbst in die Flucht mit fortgerissen und beinahe von den Schweden gefangen genommen.

Der blutige Sieg war errungen, 6300 Kaiserliche, 2000 Sachsen und 700 Schweden lagen todt auf der Wahlstatt. Gustavs erstes Geschäft war, Gott zu danken für den Sieg.

Der Kurfürst von Sachsen kam beschämt am Tage nach der Schlacht zu Gustav und wurde von diesem freundlicher als er es verdiente, aufgenommen.

Die Folgen des Sieges waren groß: Tillys Ruhm als unüberwindlicher Feldherr war vernichtet, sein Heer fast ganz aufgelöst, der Muth der Evangelischen und ihr Vertrauen auf Gustav Adolph neu gestärkt, er selbst als der größte Feldherr anerkannt. 3000 Gefangene traten sogleich in seine Dienste, so daß sein Heer nach der Schlacht zahlreicher war als vor derselben.

Zufolge des Beschlusses in einem Kriegsrath sollte der Kurfürst von Sachsen mit seinem Heer den Kaiser in Böhmen angreifen, Gustav Adolph aber zog über Erfurt nach Thüringen, marschirte den reichen Thälern Frankens zu, in die bisher verschonten Bisthümer Bamberg, Würzburg, Mainz. Das Würzburger Schloß mit sehr reichen Vorräthen wurde erstürmt, das gefundene Geld überließ der König zum großen Theil seinen Kriegern, Waffen und Kanonen aber behielt er selbst, die Bibliothek sandte er der Universität Upsala zu.

Tilly, bedeutend verstärkt, hatte sich gegen die Stadt Nürnberg gewendet, um ihr das Schicksal Magdeburgs zu bereiten. Aber Gustavs Fortschritte riefen ihn ab, er zog ihm nach, hatte jedoch den Befehl erhalten, keine neue Schlacht zu wagen. Er zog sich deßhalb an die Donau zurück und Gustav rückte

gegen den Rhein vor. Am 9. Dezember nahm er Mainz ein und erbeutete viel Kanonen, Pulver und Geld.

Die schwedischen Krieger sollten nun auch einige Ruhe genießen. Gustav Adolph brachte in Frankfurt den Rest des Winters hin, wo er von seiner Gattin Marie Eleonore besucht wurde.

Auch sein treuer Oxenstjerna vereinigte sich da wieder mit ihm. Von da an hauptsächlich datirt sich das Gerücht, als hätte Gustav Adolph sich zum Kaiser von Deutschland machen wollen. Der Antrag dazu wurde ihm von verschiedenen Seiten gemacht; er selbst hatte sich nie darüber ausgesprochen. Hatte er etwa wirklich Absichten auf den Besitz des deutschen evangelischen Theils, so sind sie nach seinen Mühen und Siegen sehr verzeihlich.

Nach kaum zweimonatlicher Waffenruhe entbrannte schon auf's Neue die Flamme des Krieges. Gustav Adolph machte am Rhein Fortschritte in der Eroberung, wurde aber plötzlich nach einer ganz anderen Richtung abgerufen. Tilly nemlich hatte sich von der Donau nach Franken gewendet und dem General Gustavs, Horn, Bamberg abgenommen. Rasch entschloß sich Gustav seinem bedrängten Feldherrn zur Hilfe nach Franken aufzubrechen. Dort vereinigte er sich mit Horn und einigen anderen Generalen und zog 40,000 Mann stark Tilly entgegen. Dieser aber zog sich über die Donau zurück, ließ alle Brücken abbrechen, ausgenommen die bei Donauwörth und legte in diese Stadt eine starke Besatzung.

Gustav Adolph folgte ihm und machte auf seinem Weg auch einen Besuch in Nürnberg, der Stadt, die mit Reutlingen zuerst das Augsburger Glaubens-

bekenntniß unterzeichnet hatte und um des evangelischen Glaubens willen in große Gefahr gerathen war. Deßhalb empfing sie auch Gustav Adolph mit großer Freude und reichen Geschenken.

Rasch ging's von Nürnberg nach Donauwörth; schon nach 2 Tagen war die Stadt eingenommen und die Schweden rückten dann über die Donau in den schwäbischen Kreis und von dort gegen Bayern. Auf dem rechten Ufer des Lechs, bei Rain, wollte Tilly den Schweden den Eingang nach Bayern wehren. Gegen die Ansicht seiner Generale hat Gustav Adolph aber den Uebergang über den hochangeschwollenen Fluß erzwungen. Das war an einer von ihm entdeckten Stelle, wo der Fluß sich nach Westen biegt und das rechte Ufer einen kleinen Winkel bildet, hinter welchem sich ein Sandhügel erhebt.

Tilly hatte das vorausgesehen und diese Stelle am besten besetzt. Aber Gustav Adolph wurde dadurch nicht abgeschreckt. — „Hier müssen wir hinüber! Hört ihr Burschen!" rief er einem Trupp Reiter zu, die ihm folgten, „50 Thaler dem, der mir sichere Nachricht bringt, wie tief der Fluß dort an der Biegung ist." Es war aber unmöglich, sich so dem Ufer zu nahen; nach kurzer Zeit hat sich einer der schwedischen Dragoner als Bauer verkleidet und kommt mit einer Stange an's Ufer, gerade an die bezeichnete Stelle. Er ruft den bayerischen Soldaten zu, sie möchten ihm doch hinüberhelfen, und fing an, in den Fluß hineinzuwaten, indem er mit der Stange den Grund untersuchte, als ihm endlich das Wasser zu tief wurde, schüttelte er mit dem Kopf und ging rückwärts zurück. „Kannst schwimmen, Bauer, riefen die Bayern herüber, — „Nein, Landsmann;" — „Ja, bist du denn

närrisch, daß du da durchwillst? der Fluß ist ja 22 Fuß tief". — „Wie weißt du denn das so sicher", fragte der Bauer. — „Ja — antwortete der andere, — unsere Offiziere haben ihn erst gestern gemessen." — Der Bauer schien sehr niedergeschlagen und entfernte sich endlich, um seinem König die Nachricht zu bringen, daß der Fluß 22 Fuß tief sei. Gustav Adolph machte ihn zum Quartiermeister der Reiterei und schenkte ihm 100 Thaler zu seiner Ausrüstung. Nun ging's rasch an die Vorbereitungen; in einem benachbarten Dorf wurden die Böcke zu Brücken gezimmert, an der bezeichneten Stelle eine Doppelbatterie von 72 Kanonen aufgestellt, die mit einem Kreuzfeuer das gegenüberliegende Ufer so rein fegte, daß kein Bayer in die Nähe des Flusses zu gehen wagte, doch rückte auch Tilly seine Schanzen mehr an's Ufer herab, als er sah, daß Gustav Adolph hier den Uebergang erzwingen wolle. Als die Brücke zum Schlagen bereit war, ließ Gustav Adolph eine Menge grüner Reiser, feuchtes Stroh und Pech anzünden, um durch den gewaltigen Rauch dem Feind seine Arbeit zu verdecken, während der Kanonendonner die Schläge der Axt übertönte. Doch merkte Tilly die Sache und richtete seine Kanonen dorthin. Aber der obenbemerkte Sandhügel deckte die Schweden und die Brücke war auch so construirt, daß die Dielen über dem Wasser lagen und die bayerischen Kugeln den Schweden über den Köpfen wegflogen.

Auf diese Weise gelang den Schweden der Uebergang über den Fluß und als Tilly ihnen entgegenrückte, war es für ihn zu spät. Es waren zu gleicher Zeit auch die Reiter des Herzogs Bernhard durch eine aufgefundene Furt über den Fluß und den Bayern in

die Flanke gekommen. Umsonst war es, daß Tilly selbst eine Fahne ergriff und vorrückte, um einen Versuch zur Zurücktreibung der Schweden zu machen. Eine Falconetkugel zerschmetterte dem greisen Feldherrn das Bein unmittelbar über dem Knie; er mußte halbtodt weggetragen werden. Seine Krieger zogen sich in die Schanzen zurück nnd verließen auch diese in der folgenden Nacht, indem sie sich nach Ingolstadt wandten, den verwundeten Feldherrn in einer Sänfte mit sich führend. Nach fürchterlichen Schmerzen starb er dortselbst am 20. April.

Gustav Adolph rückte zunächst nach Augsburg. Sein erster Gang war dort in eine der Hauptkirchen, welche an diesem Tage wieder dem evangelischen Gottesdienst übergeben wurde, und in welcher sein Hofprediger über die Worte predigte: „Weil denn die Elenden verstört werden und die Armen seufzen, will ich auf sein, spricht der Herr, und will eine Hilfe schaffen, daß man getrost lehren soll. (Ps. 12.)

Von Augsburg wandte er sich nach einigen Tagen, in welchen die Bürger ihn überaus liebgewonnen hatten, nach Ingolstadt, wo der Kurfürst mit seinem ganzen Heere lag.

Als er die Brückenschanze dort näher besichtigen wollte, wurde ihm sein Pferd von einer feindlichen Kanonenkugel getödtet; er erhob sich mit den Worten: noch ist der Apfel nicht reif. In dem Augenblick reißt eine andere Kugel dem neben ihm stehenden jungen Markgrafen von Baden-Durlach den Kopf vom Rumpfe.

Gustav Adolph hatte gesehen, daß Ingolstadt für jetzt nicht zu nehmen sei und wandte sich dem Innern Bayerns zu, um den Kurfürsten wegzulocken. Ueber Landshut und Freising, die Brandschatzgelder erlegen

mußten, ging's nach München. Auch diese Stadt kaufte die Plünderung mit 400,000 Thaler ab, von welchen ihr jedoch Gustav Adolph den vierten Theil wieder schenkte. Am 7. Mai hielt er daselbst seinen Einzug. Am folgenden Tage besichtigte er das Zeughaus, von dessem Reichthum er so viel gehört hatte. Er fand daselbst fertige Feldkleidungen für mehrere tausend Mann, und, was ihn besonders wunderte, eine große Zahl Lafetten ohne Kanonenrohre. Ein Arbeiter aber verrieth ihm das Geheimniß, Gustav Adolph stampfte auf den Boden und rief: „Stehet auf von den Todten und kommt zum Gericht." Man grub den Boden auf und fand 140 größere und kleinere Kanonen, unter welchen besonders 12, die Apostel genannt, von ausgezeichneter Arbeit waren, die unterste enthielt 30,000 Dukaten. Ein reicher Fang.

Die Stadt aber wurde vor jeder Plünderung und Gewaltthat geschützt, die Soldaten lagen außer der Stadt. Ein bayrischer Geschichtsschreiber rühmt die Zucht und Ordnung des ganzen Heeres, die Ehrerbietung des Königs und der Seinigen gegen katholischen Gottesdienst.

So stand es wohl in den Städten gut, aber auf dem Lande wurden die Schweden überall von dem unwissenden Volk mit Mißtrauen betrachtet und vereinzelt erschlagen. Natürlich rächten sich die Schweden durch Gewaltthätigkeiten verschiedener Art.

Zum Glück konnte Gustav Adolph nicht lange in Altbayern verweilen; ein alter und doch neuer Gegner rief ihn ab.

Der Kaiser war durch die Fortschritte Gustav Adolphs in den größten Schrecken gerathen. In solcher Lage wandte er sich nothgedrungen an den von

ihm durch seine Absetzung beleidigten Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenstein. Nach langem Zögern versprach dieser seine Hilfe. Er warb ein Heer von 40,000 Mann und übernahm darüber das Commando unter Bedingungen, von welchen ein Geschichtsschreiber sagt: „Durch sie wurde der Herr (Kaiser) zum Knecht, der Knecht (Wallenstein) zum Herrn.“ —

Als er an die Spitze des Heeres trat, war der Kurfürst von Sachsen Herr von Prag und der Kurfürst von Bayern hatte von seinem Lande nur noch Regensburg. In kurzer Zeit waren die Sachsen aus Böhmen vertrieben. Nun lag Wallenstein eine Zeit lang still, um den Kurfürsten von Bayern, der hauptsächlich auf seine Absetzung gedrungen hatte, ebenso zu demüthigen wie den Kaiser. Auf die flehentlichen Bitten desselben vereinigte er sich endlich bei Eger mit dem bayerischen Heere und hatte nun 60,000 Mann beisammen.

Diese Vereinigung hatte Gustav Adolph nicht hindern können. Er zog sich mit seinen Truppen, die er eben bei einander hatte, 20,000 Mann, nach Nürnberg; denn dieser Stadt drohte von Wallenstein Magdeburg's Schicksal. Innerhalb 2mal 24 Stunden war die ganze Stadt mit ihren Vorstädten von einem starken Wall mit festen Vorwerken und einem 8 Fuß tiefen Graben umgeben; 300 Kanonen standen auf ihren Wällen und Thürmen und drohten jedem sicheres Verderben, der sich zu nahen wagte. Für reiche Vorräthe, die auf ein ganzes Jahr reichten, hatten die Bürger gesorgt.

Wallenstein kam im Sturm herbei, zerstörte alle protestantischen Orte, durch die er zog, und ließ sich

auf einer benachbarten Anhöhe, der alte Berg genannt, ebenfalls in einem verschanzten Lager nieder. So standen die größten Feldherren jener Zeit 9 Wochen lang einander gegenüber, Gustav Adolph zu schwach, um Wallenstein anzugreifen, dieser zu vorsichtig, vielleicht zu ängstlich es zu thun.

In den beiden Lagern brach indeß, trotz der Vorräthe, bald Mangel, besonders an Futter für die Pferde, aus, und Alles mußte mit Blut erkauft werden, da sich die fouragirenden Truppen beider Heere gewöhnlich begegneten und einander das Gewonnene abjagten. Zudem veranlaßte die Hitze des Sommers pestartige Krankheiten; und die Bande der Ordnung lösten sich dergestalt auch in dem schwedisch-deutschen Heere, daß Gustav Adolph eines Morgens alle Offiziere verversammelte und mit Schmerz und Zorn ihnen die Unordnungen vorhielt, die von den Soldaten, vorab von den Deutschen begangen wurden. Nachdem ihm Oxenstjerna Verstärkung zugeführt hatte, konnte er das Elend nicht länger mit ansehen; er beschloß dieser Kriegführung ein Ende zu machen. In der Nacht vom 23. auf den 24. Aug. führte er sein Heer vor das Lager hinaus und fing noch im Dunkel an, das Lager Wallensteins zu stürmen. Zehn Stunden lang wogte der Kampf hin und her; beide Theile thaten Wunder der Tapferkeit, viele höhere Offiziere fielen; Gustav Adolph selbst wurde die Sohle vom Fuße geschossen; aber er konnte Wallenstein nicht aus seinem Lager vertreiben. Da ließ er Oxenstjerna und Kniephausen mit einer starken Besatzung in Nürnberg; er selbst zog mit fliegenden Fahnen und in voller Schlachtordnung an Wallensteins Lager vorüber und wendete sich wieder südlich in's Bayerische hinein. Fünf Tage

darnach zündete Wallenstein sein Lager an und zog eilig nach dem nördlichen Franken. Er hatte 15,000, die Nürnberger 10,000, Gustav Adolph 9000 Mann bei Nürnberg verloren.

Der Letztere hoffte, durch seinen Zug nach Bayern auch Wallenstein dahin zu locken und ihn dort zu zu einer Schlacht zu zwingen. Aber dieser hatte andere, weitaussehende Pläne. Er wollte das Land der Gustav Adolph treuverbündeten Herzoge von Weimar nehmen, von dort in Kursachsen einfallen und Winterquartier halten; im folgenden Frühjahre aber gedachte er, sich der Elbe zu bemächtigen, Mecklenburg wieder zu nehmen, die Ostseeküsten zu besetzen und so Gustav Adolph den Rückweg abzuschneiden. Aber dieser machte einen blutigen Strich durch seine Pläne.

Zuerst verlegte ihm Herzog Bernhard von Weimar die Thüringer Pässe, und nachdem er auch von Coburg zurückgeschlagen war, wandte er sich, unterwegs schauerlich hausend, nach Sachsen. Besonders die Kroaten und die Schaaren des Generals Gallas hausten wie wilde Thiere. Sie führten wilde Hunde mit sich und hetzten dieselben, wenn sie ihre Schlachtopfer nackt ausgezogen hatten, auf die Unglücklichen, welche ihren Händen nicht entrinnen konnten. Mädchen und Frauen wurden zu Tod geschändet und dann ins Feuer geworfen; bei Freiberg erwischten sie einen evangelischen Geistlichen, schnitten ihn in lauter kleine Stücke und warfen diese ihren Hunden vor.

Wieder eilten vom Kurfürsten von Sachsen Boten um Boten zu Gustav Adolph und baten ihn, herzukommen, während jener selbst schon wieder treuloser Weise den König zu verlassen und eine dritte Partei

zu bilden beschlossen hatte. Wohl merkte das Gustav Adolph; dennoch verließ er Bayern und zog in Eilmärschen nach Norden, um die Pläne Wallensteins, die sich seinem scharfblickenden Geiste mehr und mehr enthüllten, zu durchschneiden. Von Nürnberg bis Arnstadt begleitete ihn Oxenstjerna; da aber trennten sie sich, um sich in diesem Leben nicht wieder zu sehen. Eben da vereinigte sich Herzog Bernhard von Weimar mit ihm, so daß er nun 20,000 Mann beisammen hatte, mit welchen er nach Erfurt zog. Hier kam ihm auf dem Marktplatze seine lange nicht wieder gesehene Gemahlin entgegen, aber nach kurzem Beisammensein mußte er wieder Abschied von ihr nehmen, ein Abschied, der tiefbewegt war, weil sein Gemüth bereits bange Ahnungen erfüllt hatten. Zwölf Tage später kniete Marie Eleonore in schmerzlicher Trauer neben seinem Sarge.

Da Wallenstein schon bei Weißenfels stand, so verschanzte sich Gustav Adolph bei Naumburg, um noch einige Verstärkungen abzuwarten. Es trat starke Kälte ein und der Kriegsrath Wallensteins, in der Meinung, daß für dieses Jahr Waffenruhe eingetreten sei, beschloß, daß Pappenheim wieder nach Niedersachsen abrücken solle, um dem bedrängten Köln näher zu kommen; der Oberfeldherr selbst begleitete ihn nach Lützen mit seinem Heer und gedachte von dort sich nach Leipzig zu wenden, um daselbst seine Winterquartiere zu beziehen.

Am 4. November zogen die beiden von Weißenfels ab; noch am nemlichen Tage erlangte Gustav Adolph die Kunde davon, und schon am 5. Morgens in der Frühe, rückte er aus, um Wallenstein zu überraschen. Um 10 Uhr Vormittags erhielt er die Bestätig-

ung, daß Pappenheim nach Halle abgezogen sei, und daß die Kaiserlichen müde und sorglos in den Dörfern bei Lützen lägen. „Nun glaube ich wahrhaftig, daß Gott die Feinde in meine Hand gegeben“, rief Gustav Adolph aus und rückte vorwärts, bis er bei einbrechender Nacht die Ebene von Lützen vor sich liegen sah. Er brachte die Nacht in seinem Wagen zu mit Herzog Bernhard und Kniephausen, seine Armee auf der Ebene stehend und liegend.

In Wallensteins Lager war große Unruhe; er hatte die Annäherung Gustav Adolph's noch zeitig erfahren und sah mit Bangigkeit der ersten Begegnung mit dem jungen Schwedenkönig entgegen. Ueberall hin flogen Boten, die streifenden Haufen zusammenzurufen und auch Pappenheim wurde schleunig herbeibefohlen.

Gustav Adolph hatte höchstens 20,000, Wallenstein ohne die Pappenheimer mindestens 25,000 Mann und die Macht der Gegner war demnach so ziemlich gleich.

Wallenstein hatte in der Nacht die Straßgräben vertiefen und aus der aufgeworfenen Erde Brustwehren mit Pallisaden für seine Musketiere bilden lassen. Hinter denselben stand sein Fußvolk in großen, schwerfälligen Vierecken, auf den Flügeln die Reiterei.

Gustav Adolph hatte seine Truppen wie bei Breitenfeld in kleineren, leicht beweglichen Massen aufgestellt. Reiterei und Fußvolk gemischt und überall hin seine Kanonen vertheilt. Er selbst stand auf dem rechten Flügel an der Spitze von 6 schwedischen Reiterregimentern; Kniephausen kommandirte das Centrum, Herzog Bernhard den linken Flügel.

Als der entscheidende Tag, es war Dienstag, den 6. November 1632, anbrach, lag ein dichter Nebel auf der Ebene. Das schwedische Heer erhob sich und verrichtete sein Morgengebet. Gemeinschaftlich sangen sie Luthers Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Nachdem stimmte der König noch den Lobgesang an, den er selbst verfaßt haben soll:

Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu verstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir recht wird angst und bang;
Es wird nicht lange währen.

Dich tröste nur, daß deine Sach'
Ist Gottes; dem befiehl die Rach,
Laß Ihn alleine walten.
Er wird durch seinen Gideon,
Den er wohl kennt, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllepfort
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott.
Gott ist mit uns und wir mit Gott!
Wir werden Sieg erlangen!

Einen Harnisch hatte der König nicht anziehen wollen; er war ihm seit seiner Verwundung bei Dirschau beschwerlich. Er zog ein Koller von Elennhaut an und darüber einen grauen Ueberrock mit den Worten: „Seid nur ruhig, Gott ist mein Harnisch". Er ritt an den Reihen seiner Krieger hin und wußte jeder Truppe etwas Ermunterndes zu sagen: Dem blauen Regiment und seinem tapferen Oberst Winkel rief er zu: „Heute Kameraden werden wir allen unseren Beschwerden ein Ende machen". Die Soldaten begrüßten ihn mit lau=

tem Hurrah! Doch bemerkten einige nicht ohne Schrecken, daß sein Pferd einige Mal strauchelte; was ihnen eine schlimme Vorbedeutung schien.

Nachdem er ein anderes Pferd bestiegen und zwischen 10 und 11 Uhr der Nebel sich gesenkt hatte, zog Gustav sein Schwert und rief mit gen Himmel gerichteten Augen: „Jesu, Jesu, Jesu, laß uns heut zu deines heiligen Namens Ehre streiten". Auf sein Kommando: „vorwärts!" beginnt ein furchtbarer Donner der Kanonen und unaufhaltsam rückt das schwedische Fußvolk gegen die Landstraße vor: Hunderte stürzen, aber keiner weicht. Die feindlichen Musketiere werden aus den Gräben vertrieben, die Schweden stürzen sich auf die schweren kaiserlichen Vierecke und jagen 2 derselben auseinander.

Dem König gegenüber stehen Wallensteins Kürassiere; er gibt Stalhandske den Befehl: „greif mir die schwarzen Kerle dort an; sie werden uns übel bekommen". Der Kampf beginnt auch hier. Gustav Adolph erhält die Nachricht, daß die erste wallenstein'sche Batterie genommen sei, zieht den Hut ab uud spricht: „Gott sei Dank!" Aber bald kommt die Meldung, die Infanterie sei von frischen Truppen Wallensteins angefallen und wieder über die Landstraße zurückgetrieben worden.

Es war Mittags 1 Uhr. Der König, die Wichtigkeit des beinahe verlorenen Postens seiner Infanterie einsehend, stellte sich an die Spitze Stonbock'schen Reiter und rief ihnen zu: „folgt mir, meine tapfern Burschen!" Im Sturm ging's über den Graben hinüber, der König voraus, der Herzog Franz von Lauenburg, der Kammerherr Truchseß und sein Page Leubelfing, ein junger Nürnberger Patricier, hinter ihm. Das Reiterregiment aber konnte nicht so schnell folgen, Gustav Adolph kam

mit seinem kleinen Gefolge voraus, der Nebel wird wieder dichter und der König geräth, seines kurzen Gesichts wegen, ganz unter die kaiserlichen Küraßiere, die eben vorsprengten. Sein Pferd erhielt einen Pistolenschuß durch den Hals, er selbst eine Kugel in den Arm, die ihn den Knochen völlig zerschmetterte. „Der König blutet," riefen die Schweden; er aber sagte ruhig: „es ist nichts meine Kinder, nur vorwärts!" Aber in demselben Augenblick stürmen neue Küraßiere heran; der Oberstlieutenant des kaiserlichen Regiments von Falkenberg erkennt den König und schießt ihn durch den Rücken, wird aber sogleich von den Begleitern des Königs zusammengehauen. Dieser sinkt vom Pferd und wird noch eine Strecke fortgeschleppt. Der Herzog von Lauenburg flieht; die übrigen werden vom König getrennt, und Leubelfing, selbst verwundet, ist noch bei ihm. Dieser steigt ab und bietet dem König sein eigenes Pferd an; Gustav Adolph streckte seine Hände nach ihm aus; aber der Jüngling kann den großen, schweren Mann nicht vom Boden aufheben, noch weniger ihm auf's Pferd helfen. Da stürmen wieder kaiserliche Reiter daher und fragen wer der Verwundete sei. Als der Page keine Antwort gibt, rennt ihm einer den Degen durch den Leib, der andere schießt Gustav Adolph durch den Kopf, gibt ihm noch einige Säbelhiebe und zieht ihn dann bis aufs Hemd aus und läßt den Leichnam mit dem Gesicht auf der Erde liegen.

Das Pferd des Königs, das blutend und reiterlos umherrennt, bringt den Schweden zuerst die Kunde, daß ihr Führer gefallen. Unbeschreiblicher Schmerz und Grimm erfüllt ihre Herzen. Kniephausen läßt dem Herzog Bernhard sagen, seine Abtheilung stehe noch fest und unerschüttert, es lasse sich ein ehrenvoller Rück-

zug ausführen. Aber Bernhard läßt ihm entbieten: Es handelt sich jetzt nicht um Rückzug, sondern um Sieg oder Tod. Er stellt sich an die Spitze der Schweden und fordert sie auf, den Tod ihres geliebten Königs zu rächen. Da war an kein Aufhalten mehr zu denken. Wie Rasende stürmten sie auf das Wallensteinische Heer, das überall zurückwich, und sich endlich, als noch mehrere Pulverwägen in die Luft sprangen, in wilde Flucht auflöste.

Da, als die blutige Arbeit zu Ende schien, traf Pappenheim mit seinen 4 Reiterregimentern auf dem Schlachtfelde ein. „Wo steht der König?“ war seine erste Frage. „Auf dem rechten Flügel“ war die Antwort. Dorthin stürzte er sich, und suchte seinen Gegner, der nicht mehr unter den Lebenden war, und dem er bald beigesellt werden sollte. Schon beim ersten Angriff auf Stalhandske's Reiter erhielt er 2 tödtliche Kugeln und mußte weggetragen werden. Noch dauerte der Kampf eine Zeit lang und besonders das gelbe und blaue Regiment wurden fast ganz aufgerieben. Als aber unter den Kaiserlichen sich die Kunde verbreitete: Pappenheim ist gefallen! da rannte alles davon und floh Leipzig zu. Die ganze Artillerie ließen die Feinde im Stich.

Etwa 9000 Todte bedeckten das blutgetränkte Schlachtfeld, auf welchem die siegreichen Schweden die Nacht zubrachten.

Nach langem Suchen fand man die Leiche des Königs unter einem Haufen Erschlagener, ganz mit Blut bedeckt, zertreten, bis auf's Hemd ausgezogen, neben ihm den tödtlich verwundeten Leubelfing, der 5 Tage darnach an seinen Wunden starb, nachdem er

den Hergang beim Tode des Königs erzählt hatte, wie er oben angeben ist.

Der Leichnam Gustav Adolphs wurde zunächst in das Dorf Meuchen gebracht, dort gewaschen und angekleidet, in einen einfachen Sarg gelegt, und in das Schloß zu Weißenfels geführt. Alle, die ihn sahen, staunten darüber, daß seine Züge, trotz der 9 schweren Wunden so ganz und gar kenntlich waren, das Gesicht nicht die mindeste Verletzung hatte und ein Zug tiefer Ruhe über dasselbe gebreitet lag. In das Schloß zu Weißenfels eilte auch seine Gemahlin, um den geliebten Mann als Leiche wiederzusehen. Ihren Schmerz zu beschreiben und ihr Wehklagen ist unmöglich, wenn wir bedenken, wie fast abgöttisch sie denselben liebte und verehrte. Sie wollte sich gar nicht von dem Leichnam trennen lassen und trug lange Zeit sein Herz in einer goldenen Kapsel mit sich herum, bis der Reichsrath ihr zu bedenken gab, daß dies keine christliche Trauer um einen selig Geschiedenen sei.

Nach der Einbalsamirung des Leichnams wurde er nach Wittenberg gebracht und von dort im folgenden Frühjahr nach Schweden. Erst am 22. Juni 1634 fand er in einem Grabgewölbe der Ritterholmskirche zu Stockholm, an der Stelle, die er selbst gewählt hatte, seine bleibende Ruhestätte. Acht bei Lützen eroberte Kanonen, von den Siegesfahnen bei Breitenfeld umgeben, erwiesen ihm mit ihrem Donner die letzte Ehre.

Mit dem König war ein Held gefallen, fromm und tapfer, wie die Geschichte kaum einen zweiten aufzustellen hat, dessen Ruhm selbst seine Feinde unangetastet lassen müssen. Menschlichen Blicken schien es freilich zu frühe; aber er hatte vollendet, wozu er von

dem höchsten Lenker der menschlichen Schicksale gesendet war. Bei Breitenfeld und am Lech hatte er das Heer der Liga und seinen gewaltigen Führer niedergeschmettert bei Lützen die neugeworbene Macht des Kaisers so zertrümmert, daß Wallenstein nicht mehr im Stande war, etwas Entscheidendes auszuführen und die evangelischen Deutschen ein Zertretenwerden durch kaiserliche Macht nicht mehr zu fürchten hatten, falls sie nur treu zusammenhielten.. So können wir uns also auch noch an seinem Sarge seines Wahlspruchs getrösten, den er so oft den zagenden Seinen zurief: „Der allmächtige Gott lebet noch.“ —

22. Friedrich II. und Maria Theresia.

Friedrich II., auch Friedrich der Große genannt, war der Sohn des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm I., dessen Vater Friedrich II. vom Kurfürsten zum Könige Preußens erhoben worden ist. Friedrich der Große hatte von seinem thätigen, sparsamen und christlich gesinnten Vater einen Schatz von 9 Millionen Thaler und eine Armee von 80,000 Mann überkommen. Mit diesen Mitteln beabsichtigte er, seinen Staat auf eine höhere Stufe zu bringen. Er trat in demselben Jahre die Regierung an, in welchem Maria Theresia Kaiserin geworden ist. Sogleich nach seinem Regierungsantritt machte er Ansprüche auf 4 schlesische, zur österreichischen Monarchie gehörigen Fürstenthümer und erregte dadurch den ersten schlesischen Krieg (1740—1742) Er eroberte sich in demselben die 4 Fürstenthümer und Maria Theresia mußte sich das gefallen lassen, weil ihre militärischen Kräfte eben auch durch den sogenannten österreichischen Erbfolgekrieg (1741—

1748) in Anspruch genommen waren. Der Kurfürst von Bayern, Albrecht, machte nemlich nach des Kaisers Karl VI. Tode Anspruch auf Oesterreich und Philipp V. von Spanien auf die Lombardei. Dadurch kam Marie Theresia in große Noth. Doch wurden die Bayern von ihren Heeren besiegt und die mit jenen verbündeten Franzosen über den Rhein zurückgetrieben. Da fürchtete Friedrich II. für das neuerworbene Schlesien und fing den zweiten schlesischen Feldzug an (1744—1745), durch dessen glücklichen Ausgang er sich die Provinz sicherte. Inzwischen war Albrecht von Bayern gestorben, sein Sohn Maximilian Joseph verzichtete auf die österreichische Erbschaft und Franz I., der Gemahl Maria Theresia's, wurde 1745 als Kaiser anerkannt.

Den Verlust Schlesiens konnte die Kaiserin nicht verschmerzen und unterhandelte ein geheimes Bündniß mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden zur Vernichtung der preußischen Macht. Friedrich, hievon unterrichtet, fiel unvermuthet in Sachsen ein, und so entstand der siebenjährige Krieg 1756—1763.

Sachsen kam schnell in seine Gewalt und in Böhmen wurde das österreichische Heer geschlagen. 1757 gewann er Böhmen durch die Schlacht bei Prag. Bei Collin geschlagen, jagte er bald darauf die Franzosen und die Reichsarmee bei Roßbach in die Flucht und gewann bei Leuthen einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher. Auch das Jahr 1758 lief mit Ausnahme des Ueberfalls bei Hochkirch glücklich für Friedrich ab, während das folgende Jahr ein recht unglückliches für ihn war, indem er nur noch einen Theil Sachsens behaupten konnte. Im fünften Kriegsjahr wurden die Siege bei Liegnitz und bei Torgau erkämpft. Im folgenden Jahr entzog England seine Hilfe, die

Russen und die Oesterreicher vereinigten sich und Schlesien ging verloren. Doch seine erbittertste Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, starb; ihr Nachfolger Peter III., von Bewunderung für Friedrich erfüllt, schloß Frieden mit ihm und dieser war gerettet. So konnte Friedrich wieder angreifend zu Werke gehen und errang sich neue Vortheile. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft und zu Paris kam der Friede zwischen Frankreich und England, und auf Hubertusburg, einem sächsischen Jagdschlosse, der zwischen Oesterreich, Sachsen und Preußen zu Stande. Friedrich blieb für immer im Besitze Schlesiens. Nun kamen fast 30 Jahre lang ruhige Zeiten für Deutschland, das aber auch der Ruhe recht bedurfte.

Friedrich II. zeigte sich nicht nur als den größten Feldherrn seiner Zeit, sondern verdient auch als Regent die größte Bewunderung. Schnell heilte er mit wahrhaft landesväterlicher Sorgfalt die Wunden, die der lange Krieg seinen Provinzen geschlagen hatte. Neben dem, daß er Steuern nachließ, verschenkte er aus seinen Privatersparnissen innerhalb 23 Jahren über 24 Millionen Thaler. Er war sehr arbeitsam, ordnungsliebend und sparsam und widmete gewissenhaft die meiste Zeit den Regierungsgeschäften; zur Erholung dienten ihm Wissenschaften, Musik und Dichtkunst. Er war Beförderer des Unterrichts, der Wissenschaften und Künste, der Aufklärung und Geistesfreiheit. Mit geistreichen Männern unterhielt er sich am liebsten; schade, daß er zu seinem Umgang meistens einer verkehrten Aufklärung zugethane Franzosen wählte! Ueberhaupt fröhnte er dem allgemeinen Fehler seiner Zeit, wodurch mit der leichtfertigen Denkart der Franzosen viel Unheil über Deutschland kam.

In die Regierungszeit Friedrichs fiel die erste Theilung Polens 1772, wozu immer Verwirrung und Unordnung, die von der russischen Kaiserin Katharina durch die Aufdringung eines den Polen verhaßten Königs: Stanislaus Poniatowsky unterhalten wurde, Gelegenheit gab. Preußen, Oesterreich und Rußland theilten sich nach Verhältniß in 3400 von Polen abgerissenen Quadratmeilen.

Auch mit Bayern gerieth Friedrich in Händel. Als nemlich nach dem Aussterben des wittelsbachisch-bayerischen Mannesstammes, der seit 1764 Kaiser gewordene Sohn Maria Theresiens, Joseph II., nach Bayern verlangte, trat ihm Friedrich der Große entgegen. Die Sache fand in dem Frieden zu Teschen 1779 ihre Erledigung dadurch, daß das Innviertel und Braunau an Oesterreich kamen. Im Jahr 1786 starb Friedrich.

23. Die französische Revolution und Revolutionskriege.

Ludwig der XVI. war ein milder König, der es mit seinem Volke redlich meinte. Aber durch die Fehler seiner Vorgänger, durch schlechte Verwaltung, durch eingerissene Mißbräuche in dem Staatshaushalte war Frankreich ganz an den Rand des Verderbens gebracht worden. Der Adel und die Vornehmen lebten im Ueberfluß und schwelgten, während das Volk darbte und unter der drückenden Last der Abgaben erlag. In dem Herzen des Volkes war Mißmuth, und heimlicher Groll; die Vornehmen zeigten dagegen Hochmuth, Ungerechtigkeit und Verachtung des Volkes.

Um der großen Geldnoth abzuhelfen, berief der König 1789 die Stände des Reiches zusammen. Die hohe Geistlichkeit aber und der Adel wollte sich mit dem dritten Stande (dem Bürgerstande) nicht berathen. Da erklärte sich dieser allein als die Nationalversammlung, und damit war der Anfang zur Revolution gemacht. Im Juli wurde die Bastille (ein Staatsgefängniß) zerstört und in verschiedenen Theilen Frankreichs war blutiger Aufstand der Bauern gegen ihre Gutsherrn. Alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit wurden von der Nationalversammlung aufgehoben, und der König mußte diese Beschlüsse bestätigen. Die Macht des Königs wurde sehr beschränkt. Dieß hatte zur Folge, daß nicht nur der königliche Prinze nebst einer großen Menge Adeliger und Geistlichen auswanderten, sondern der König selbst einen Fluchtversuch wagte. Er wurde auf der Reise angehalten und nach Paris zurückgebracht (1791); in demselben Jahre mußte er die neue Verfassung beschwören, die ihn zu einem bloßen Schattenkönig machte.

Als Oesterreich und Preußen aus Sorge für die bedrohte Sicherheit Deutschlands ein Bündniß schlossen, mußte der König auf Verlangen der zweiten Nationalversammlung an diese Mächte den Krieg erklären. Der Jakobinerklub, der die Oberhand hatte, zeichnete sich durch seinen Haß gegen den König besonders aus. Der Pöbel wurde von diesem Club aufgereizt und drang in das königliche Schloß ein. Hierauf kamen nebst dem Könige alle Königlichgesinnten in's Gefängniß und ein entsetzliches Blutvergießen begann. Der Nationalconvent erklärte (21. Sept. 1792) das Königthum für abgeschafft und Frankreich als untheilbare Republik. Der unschuldige König wurde von Robes-

piere, Danton und Marat angeklagt, er beabsichtige Gewalt gegen die Bürger und halte es mit den Feinden Frankreichs. Man verurtheilte ihn zum Tode und den 21. Januar 1793 starb er unter der Guillotine (Fallbeil). So mußte dieser unglückliche Fürst die Sünden seiner Vorgänger büßen. Nun begann die Schreckensherrschaft unter den drei obengenannten Jakobinern. Auch das Haupt der Königin Marie Antoinette — der Tochter Maria Theresiens — fiel und der Kronprinz, noch ein Kind, starb elendiglich im Gefängnisse. Frankreich bot das schauderhafte Bild der entsetzlichsten Gräuel dar; denn überall bildeten sich die Revolutionsausschüsse, welche unzählige Bluturtheile vollstreckten. Ueberdies wurde das Christenthum abgeschafft, das Dasein Gottes geleugnet und ein Vernunftgottesdienst eingeführt, später aber der Glaube an das höchste Wesen wieder beschlossen. Robespieres Blutgier steigerte sich noch mehr, bis (1794) seine eigene Hinrichtung der Schreckensherrschaft ein Ende machte. Fünf Direktoren übten nun die vollziehende Gewalt aus, während der Rath der Fünfhundert und der Rath der Alten die gesetzgebende Gewalt hatten.

In der Vendee (sprich: Wande), in der Bretagne und im südlichen Frankreich wüthete mehrere Jahre lang der Bürgerkrieg, welcher viele Menschenleben kostete. Der Krieg mit den auswärtigen Mächten erforderte für Frankreich große Opfer und Rüstungen; denn es hatten sich gegen dasselbe England, Portugal, Spanien, Neapel, Preußen, Oesterreich, das deutsche Reich und andere Staaten verbunden, welche anfänglich große Vortheile über die Franzosen errangen. Doch bald änderte sich die Sache; Holland wurde im Winter 1795 erobert und in eine batavische Republik

umgeschaffen und auch in Spanien und Italien waren die französischen Waffen siegreich. Daher schlossen die meisten Mächte zu Basel (1795) mit Frankreich Frieden, Oestreich aber setzte den Krieg fort.

In Italien erfochten die Franzosen Sieg auf Sieg. Die alte Republik Venedig wurde vernichtet, der Papst, Neapel und Sardinien mußten sich den Frieden diktiren lassen, und im Frieden zu Campoformio (1797) mußte Oesterreich gegen einen Theil des Gebiets von Venedig die Lombardei und Belgien abtreten. Ueberdieß wurde der Kirchenstaat in eine römische, die Schweiz in die helvetische Republik verwandelt. Dieß Alles geschah in Folge der Siege, welche die Franzosen in Italien unter ihrem Obergeneral Napoleon Bonaparte (geboren 1768 zu Ajaccio auf der Insel Korsika) errungen hatten. Im folgenden Jahre 1798 schiffte sich dieser nach Egypten ein, um dort Frankreich für die an England verlorenen Colonien zu entschädigen, und bald fiel beinahe ganz Egypten in der Franzosen Hände; nur Syrien konnten sie nicht gewinnen. In demselben Jahre kam eine neue Verbindung gegen Frankreich zu Stande zwischen England, Oesterreich, Rußland, Neapel und der Pforte (Türkei). Der Krieg wurde erneuert und von den Verbündeten so glücklich geführt, daß im September 1799 beinahe ganz Italien im Besitz der Oesterreicher und Russen unter Suwarow war.

Da erschien plötzlich (im Oktober 1799) Bonaparte in Frankreich und stürzte die Regierung. Drei Consuln, deren erster er selbst war, wurden eingesetzt und ihnen ein Tribunal, ein Erhaltungssenat und ein gesetzgebender Körper beigegeben. Bonaparte eroberte, während Moreau siegreich bis Wien vordrang, in kur-

zer Zeit ganz Italien wieder und erzwang 1801 den Frieden zu Lüneville, durch welchen das linke Rheinufer mit 4 Millionen Einwohnern an Frankreich kam.

Im nemlichen Jahre wurde der vor 3 Jahren gefangen genommene Papst Pius VII. wieder eingesetzt.

Die Länder der geistlichen Fürsten wurden (1803) aufgehoben und die weltlichen Fürsten erhielten in denselben ihre Entschädigungen. Nur der Kurfürst von Mainz blieb und verlegte seinen Sitz nach Regensburg, Salzburg, Baden, Hessen und Würtemberg erhielten die Kurwürde. Der Reichsstädte waren es jetzt nur noch 6, nemlich: Frankfurt am Main, Hamburg, Lübeck, Bremen, Augsburg und Nürnberg; die übrigen wurden unter die Fürsten vertheilt. Die freien Reichsgrafen und Edelleute wurden größtentheils als Unterthanen unter die größeren Fürsten gestellt (mediatisirt.)

Im Jahre 1804 erklärte sich Napoleon zum erblichen Kaiser der Franzosen und ließ sich vom Papst salben. Die bisherige italienische Republik verwandelte er in das Königreich Italien; er selbst war König dieses Reiches, und sein Stiefsohn Eugen Beauharnais Vicekönig. —

Oesterreich verband sich mit Rußland und England, um den gefährlichen Unternehmungen Napoleons ein Ziel zu setzen. So brach im Jahr 1805 der Krieg abermals aus. Napoleons Verbündete waren Bayern, Würtemberg und Baden. Bei Ulm gerieth der österreichische General Mack mit 25,000 Mann in Gefangenschaft und Napoleon war im November schon in Wien eingezogen. Wenn nun auch die große Schlacht bei Trafalgar (Oktober 1805), in welcher der große englische Seeheld Nelson fiel, für Frankreich verloren

ging, so entschied sich doch die Schlacht bei Austerlitz gegen das vereinte östreichisch-russische Heer (2. Dez. 1805) für Napoleon. Den Preßburger Frieden (26. Dez. 1805) mußte Oesterreich mit Abtretung bedeutender Länderstrecken bezahlen und Bayerns und Würtembergs Königswürde anerkennen. Mürat, Napoleons Schwager, erhielt das Großherzogthum Cleve-Berg, später dafür das Königreich Neapel, Marschall Berthier wurde Fürst von Neuschatel.

Im Jahr 1806 stiftete Napoleon den Rheinbund, an welchem 16 deutsche Fürsten Theil nahmen, und nannte sich den Protektor (Beschützer) des Bundes. Das fast tausend Jahre bestandene römisch-deutsche Reich war somit aufgelöst, und der Kaiser Franz II. führte nun den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich. Er war der 56. Kaiser von Karl dem Großen an gerechnet.

Nun kam, nachdem Oesterreich gedemüthigt war und viele Provinzen verloren hatte, die Reihe an Preußen. Von Napoleon vielfach beleidigt, mußte Preußens König gegen jenen den Krieg erklären. Allein am 14. Oktober 1806 gewann Napoleon die Schlacht bei Jena und Auerstädt; die wichtigsten preußischen Festungen fielen in die Hände der Franzosen, und Berlin ward von diesen schon 10 Tage nach jener blutigen Schlacht besetzt. Nun kamen zwar die Russen an, vereinigten sich mit den Preußen und schlugen mit ihnen im Februar 1807 gegen die Franzosen die blutige Schlacht bei Eilau, welche unentschieden blieb; aber die Schlacht bei Friedland (Juni 1807) wurde verloren und ihr folgte am 9. Juli der Friede zu Tilsit, in welchem der König von Preußen sein halbes Königreich abtreten mußte. Sachsen trat nun auch dem

Rheinbunde bei und der Fürst erhielt den Königstitel. Der Herzog von Braunschweig und der Kurfürst von Hessen verloren ihre Länder, und aus diesen und einigen preußischen Bezirken bildete er das Königreich Westphalen, das er seinem Bruder Hieronymus gab, wie er schon früher das Königreich Holland seinem Bruder Ludwig gegeben hatte. Ebenso nahm der gewaltige Kaiser dem König von Spanien den Thron und setzte seinen Bruder Joseph (vorher in Neapel) auf denselben. Darüber brach der spanische Krieg aus 1808, weil die Spanier Napoleons Bruder nicht als ihren König anerkennen wollten.

Schon im Frühjahr 1807 schloß Napoleon die Engländer mit ihrem Handel vom Festlande durch das Continentalsystem aus, dem die meisten europäischen Staaten beitraten, und so sah sich England genöthigt, stets gegen Frankreich in den Waffen zu bleiben. Im Jahr 1809 wurde der schwedische König Gustav IX. Wasa zur Thronentsagung gezwungen und der französische Marschall Bernadotte (Karl Johann) zur Thronfolge berufen.

Der Kampf der Spanier gegen die Franzosen war für diese größtentheils unglücklich. Dieß ermuthigte Oestreich 1809 zu dem letzten Versuche, die französische Uebermacht zu brechen.

Napoleons Bundesgenossen waren Bayern, Würtemberg und Baden. Die Siege bei Abensberg, Landshut und Eckmühl, sowie die Einnahme von Regensburg öffneten dem Kaiser den Weg nach Wien, das er schon am 13. Mai besetzte. Acht Tage darauf wurde er zwar zwischen Aspern und Eßlingen von Erzherzog Karl geschlagen, gewann aber am 5. und 6. Juli die Hauptschlacht bei Wagram. Am 14. Oktober wurde

der Friede zu Wien geschlossen und Oestreich verlor abermals 2000 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Einwohner. So waren also alle Anstrengungen vergeblich, welche gegen den Eroberer unternommen wurden; vergeblich der Heldenmuth des Majors Schill und des wackern Herzogs von Braunschweig-Oels; umsonst der patriotische Muth der treuen Tyroler unter Sandwirth Hofer.

Im Jahr 1810 vermählte sich Napoleon mit Marie Louise, der Tochter des Kaisers Franz, und der im Jahr 1811 geborne Sohn wurde schon in der Wiege zum König von Rom ernannt. — Napoleon stand nun auf dem höchsten Gipfel der Macht, da er um diese Zeit Holland, das nördliche Westphalen, Oldenburg und die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, sowie einen großen Theil Italiens nebst Rom seinem Reich einverleibt hatte, und die meisten europäischen Staaten von ihm abhängig waren. Hätte er jetzt den Frieden erhalten und sein Herrschertalent zum Wohle der unter ihm stehenden Völker angewendet, so würde er von ihnen und der Nachwelt gepriesen worden sein. Aber Ländersucht und Herrschbegier ließen ihn nicht ruhen.

Der Kaiser Alexander von Rußland hatte sich von dem Continentalsystem losgesagt. Dieß gab Napoleon Veranlassung, Jenem den Krieg zu erklären. An der Spitze von mehr als einer halben Million Soldaten aus verschiedenen Ländern, nebst 1200 Kanonen, zog Napoleon im Jahr 1812 nach Rußland und gewann nach mehreren blutigen Schlachten die alte Hauptstadt Moskau (14. Sept.) Er freute sich schon, hier und in der Umgegend ein ruhiges Winterquartier für seine Truppen halten zu können. Aber die Russen zünde-

ten die Stadt an; Napoleon konnte auf dieser Brandstätte nicht länger bleiben; er mußte sich zurückziehen: der Winter brach unerwartet schnell herein; Hunger, Frost und Feindesschwert vernichteten beinahe das ganze Heer. Gräßlicheres hat die Geschichte wohl nicht aufzuweisen, als diesen Rückzug aus Rußland. Von dem schönen Heere, das vor wenigen Monaten aus der Heimath ausgezogen war, kamen nur etwa 30,000 Gesunde und Waffenfähige wieder zurück. Der siegestrunkene Kaiser hatte den russischen Winter nicht gekannt und mit dem Brande der alten Stadt Moskau wandte sich das Glück von ihm.

Er eilte nach Paris, schuf ein neues Heer und zog mit demselben (1813) nach Sachsen. Preußen aber hatte sich bereits von ihm getrennt und sich mit Rußland verbunden. Das preußische Volk erhob sich voll Begeisterung zur Bekämpfung des Eroberers und Unterdrückers und in Kurzem standen 150,000 Preußen gerüstet da und vereinigten sich mit dem russischen Heere. Napoleon gewann, jedoch mit bedeutendem Verluste, die Schlachten bei Lützen und Bautzen; hierauf kam ein Waffenstillstand (vom 4. Juni bis 22. August) mit Frankreich zu Stande und Oestreich vermittelte Friedensunterhandlungen.

24. Der Kampf um Deutschlands Befreiung im Herbst 1813.

Am 28. Juni erschien der Graf Metternich in Dresden, um daselbst dem Kaiser von Frankreich ein Schreiben des Kaisers Franz zu überreicheu. Bei diesem Empfange machte Napoleon dem Verdrusse, womit ihn Oesterreichs Dazwischenkunft erfüllte, in einer

derben Strafrede Luft, wie er sie längst schon nicht blos seinen Ministern zu halten gewohnt war. „Ihr glaubt, mir Gesetze vorschreiben zu können. Ihr wollt meine Verlegenheit benutzen, um Alles wieder zu bekommen, was ihr verloren habt. Ihr wißt nur noch nicht, ob es euch mehr Vortheil bringt, mich ohne Kampf los zu lassen, oder euch zu meinen Feinden zu schlagen. Sie, Metternich, kommen hieher, um sich darüber in's Klare zu setzen." — Auf die Entgegnung: Oesterreich wolle nur Einen Vortheil erlangen, den Einfluß nemlich, daß es den Mächten Europas den Geist der Mäßigung mittheilen könne, der die Rechte und den Besitz eines Jeglichen achte; es wolle eine Ordnung der Dinge, in welcher der Friede durch eine weise Vertheilung der Kräfte, durch eine Verbindung unabhängiger Staaten gewährleistet werde, — forderte Napoleon bestimmtere Auskunft und fuhr dann fürchterlich auf, als er vernahm, daß Oesterreich außer Illyrien, das er selbst angeboten hatte, auch an die Verhältnisse Italiens, an die Herstellung des Papstes, an Freigebung Polens, Spaniens, Hollands, der Schweiz, an Auflösung des Rheinbundes dachte. „Also ohne Schwertschlag soll ich auf euer Gebot Europa räumen, meine siegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen! Also dazu hat mein Schwiegervater Sie hergeschickt? Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seinen Enkel verweisen? Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?" — Auf diese Worte folgte ein tiefes Stillschweigen; beide, auf deren Seelen das Schicksal der Welt lag, durchmaßen mit großen Schritten das Zimmer. Der Hut Napoleons war auf die Erde ge-

fallen, aber der Minister, der sich in jedem andern Falle beeilt haben würde, ihn aufzuheben, schreitet dießmal wiederholt an demselbeu vorüber, und der Kaiser hebt ihn endlich selbst auf. Dennoch war das Ergebniß dieser Unterrednng, daß sich ein schon früher in Vorschlag gebrachter Kongreß zur Unterhandlung des Weltfriedens alsbald in Prag versammeln sollte. Damals erst erklärte Oesterreich, daß es seinem Bündnisse mit Frankreich für die Dauer der Unterhandlung entsage, um die Rolle des Vermittlers ganz unparteiisch durchführen zu können. Da die Zeit bis zum 20. Juli, dem zuerst festgesetzten Termin des Waffenstillstands, für den beabsichtigten Zweck zu kurz war, so wurde eine neue Frist bis zum 10 August anberaumt. Aber Napoleon konnte sich nicht entschließen, im Ernst auf ein Geschäft einzugehen, bei welchem er, zum ersten Male, nicht den entscheidenden Meister spielen, sondern von seinen unermeßlichen Anmaßungen einen Theil, wenn auch nur einen kleinen, herausgeben sollte; denn es leuchtete ihm ein, daß Oesterreich wenigstens Zurückgabe der Illyrischen Provinzen, Freilassung des Herzogthums Warschau und die Auflösung des Rheinbundes verlangen würde. In dieser Abneigung gegen jegliche Nachgiebigkeit nahm er seine Zuflucht zu Schwierigkeiten über die zu wählende Form der Verhandlung, um nur Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, ohne jedoch zu bedenken, daß diese Zeit auch seinen Gegnern zu Gute kam. Durch vieljährige Erfahrung sicher gemacht, schien es ihm noch immer unmöglich, daß sich die 3 Hauptcontinentalmächte über ihren wahren Vortheil verstehen und vereinigen würden. Daher versuchte er neben den alten Künsten der Politik neue, und indem er dem Hofe zu Wien schmeichelte, hoffte er, ihm

die großherzigen Anstrengungen des Königs von Preußen und seines Volkes als Wiederholung der revolutionären Maßregeln von 1793, als Vorspiel eines neuen jacobinischen Staatsthums verdächtig zu machen. Er selbst war den geistigen Schwungkräften des Staats so abhold und so fremd geworden, daß er zu derselben Zeit, wo die Monarchen und die Völker den schönen Bund edler Begeisterung knüpften, gegen Frankreich das tiefste Stillschweigen über den Stand der öffentlichen Verhältnisse beobachtete, und den Tagblättern seiner Hauptstadt über die neueste Zeitgeschichte keine anderen Mittheilungen gestattet, als ärgerliche Anekdoten vom englischen Hofe und Auszüge aus den Ehestands-Akten der Prinzessin von Wales. Um seine vollkommene Gleichgültigkeit über den Gang der Begenheiten zur Schau zu stellen, ließ er einen Theil des Pariser Theaterpersonals nach Dresden kommen und sich an den Ufern der Elbe Komödie vorspielen, während an den Ufern der Oder und Donau die furchtbarsten Veranstaltungen zur Führung eines Weltkrieges getroffen wurden. Anstatt die französische Nation durch ein Manifest zu belehren oder aufzuregen, erklärte er, daß er mit den Königen des Rheinbundes zufrieden sei, wiederholte dann die zum Ueberdrusse gehörte Behauptung, daß England, Preußen und Rußland aus Mangel an Geld den Krieg nicht fortsetzen könnten, und berichtete endlich, daß der Garten des Hotels Marcolini, den er bewohnte, prächtige Wasserbehälter und einen schönen Wasserfall mit einem Neptunus, das Gartenhaus aber 2 Säle enthalte und 45 Fenster zähle. Die Kunde vom Orte, wo der Kaiser Mahlzeiten hielt und dem Schauspiel beiwohnte, sollte der französischen Nation als Entschädigung für die unermeßlichen, ihr abgeforderten Opfer genügen. So

schnell war aus dem Zöglinge von Brienne ein Serailkaiser geworden der nur stumme Diener und blinde Werkzeuge verlangt.

Verblendet über seine eigene Bestimmung, war er es noch mehr über die Gegner, die er gegen sich in die Waffen gerufen hatte. Sein Haß gegen die Preußen ließ ihn die furchtbare Ueberlegenheit nicht gewahr werden, welche diesem Staate die innerste Aufregung der gesammten Volkskraft und die in Aller Seelen lebendige Ueberzeugung, kämpfen oder seine Knechte werden zu müssen, gewährte. Er berechnete den Eindruck, den auf Oesterreich das Anerbieten der Rückgabe Schlesiens machen sollte, und bedachte nicht, daß Oesterreich den Werth und den Bestand einer aus Napoleons Händen zu empfangenden Gabe nach dem Schicksale Hetruriens messen werde, und daß für dessen Gesammtstaat der Besitz einer offenen, außerhalb seiner Naturgrenzen gelegenen Provinz die Bedeutung nicht habe, die ihr, bei kleineren Maßen der weltgeschichtlichen Verhältnisse, in der Brust Theresiens das Schmerzgefühl eines unerwarteten Verlustes geliehen hatte. Die Zeit der Nebenbuhlerei und des gegenseitigen Mißtrauens derer, die entweder miteinander stehen, oder nacheinander fallen mußten, war vorbei, und indem Napoleon dem österreichischen Kabinet Veranlassung gab, sich über die Erinnerungen des alten Unfriedens erhaben zu zeigen, und den Preis, der den Bruderzwist erneuern sollte, großmüthig von sich zu weisen, brachte er selbst in den Bund der beiden Mächte das Element des Vertrauens, aus dessen Ermanglung die erste Coalition zu keiner Haltbarkeit gelangt war.

Am 7. August stellte Oesterreich seine Forderungen auf. Sie enthielten: Wiederaufbau der preußischen

Monarchie, Auflösung des Herzogthums Warschau, welches unter Rußland, Oesterreich und Preußen so getheilt werden sollte, daß das letztere Danzig erhielte; Herstellung der Hansestädte; Zurückgabe der Illyrischen Provinzen, mit Inbegriff Triests, an Oesterreich; endlich gegenseitige Gewährleistung, daß der Stand der Mächte, der großen und kleinen, der durch den Frieden bestimmt werden würde, nicht anders als nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft geändert werden könne. Die Frage über die Unabhängigkeit Hollands und Spaniens sollte bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden. Napoleons Gegengebot willigte in die Auflösung des Herzogthums Warschau und in die Rückgabe Illyriens, behielt aber Danzig und Triest vor, und verlangte die Ausdehnung des deutschen Landes, unter welchem er wohl den Rheinbund verstand, bis an die Oder, wonach Berlin und wahrscheinlich auch Breslau, aufgehört haben würden, preußische Städte zu sein. Nachdem sich also Oesterreich überzeugt hatte, daß Napoleon den Frieden nicht wolle, und von der fixen Idee, Europa zu beherrschen, freiwillig nicht abgehen werde, erklärte es am 12. August seinen Beitritt zum russisch-preußischen Bündniß und Krieg gegen Frankreich.

Ein ausführliches Manifest entwickelte die Gründe, trotz seiner Mäßigung, mit solcher Ueberzeugungskraft, daß Napoleon es nicht für gut fand, dasselbe bekannt zu machen, sondern nur die letzte Note des Grafen Metternich, und auch diese erst im Oktober, in dem Moniteur (französische Zeitung) aufnehmen ließ. Bis dahin erfuhren die Franzosen nicht einmal auf amtliche Weise, daß sie sich gegen Oesterreich im Kriege befanden.

Der Beitritt Oesterreichs verschaffte der Coalition nicht blos eine große Masse von Streitkräften, sondern

auch nach den räumlichen Verhältnissen des Kriegsplatzes eine sehr vortheilhafte Heeresstellung. Von drei Seiten her zugleich, von Böhmen, aus Schlesien und aus Brandenburg mit Angriffen bedroht, sah sich Napoleon in dem befestigten Dresden plötzlich zu einem abwartenden Vertheidigungskriege genöthigt, auf welchen er wenig eingerichtet war, denn wohin er sich auch wenden mochte, immer waren 2 Armeen bereit, auf seinen Flanken vorzurücken und das Netz hinter ihm zusammen zu ziehen. Um die militärischen Vortheile ihrer Vereinigung nicht durch den Einfluß der kleinlichen Leidenschaften stören zu lassen, welche bei verbündeten Heerzügen immer eine so große Rolle gespielt haben, beschlossen die drei Monarchen, bei dem Hauptheere, welches sich in Böhmen versammelt hatte, persönlich anwesend zu bleiben, die Leitung des Ganzen aber dem österreichischen Feldmarschall, Fürsten von Schwarzenberg, als Generalissismus zu übertragen. In dem Gefühl, daß es sich hier um größere Dinge als um Ehrenplätze und Oberstellen handle, hatte Rußland- und Preußen eingewilligt, ihre Generale eines Theils dem Fürsten von Schwarzenberg, anderen Theils dem Kronprinzen von Schweden unterzuordnen, der mit 25,000 Mann Schweden von Pommern aus dem verbündeten Heere zuzog. Das schlesische, aus Preußen und Russen bestehende Heer, befehligte Blücher, ein Greis voll Jugendfeuer und Unternehmungsgeist, der vermöge seiner volksgewinnenden Rede und seiner kräftigen, im Unglück bewährten, auch in einem stark bezeichneten Aeußern hervortretenden Seele eines weit größeren Vertrauens bei der Menge als bei denen genoß, welche sich, mit Recht oder Unrecht, militärische Kennerschaft zuschrieben, und für die Eigenschaften des

Feldherrn nur den beschränkten Maßstab taktischer Kriegskünstler des achtzehnten Jahrhunderts besaßen, besonders aber an Blücher militärische Gelehrtheit vermißten. Für die geheime, ihm nach dem Kriegsplane zugetheilte Anweisung, den Feind nicht aus den Augen zu lassen und ihm stets auf den Fersen zu sein, sobald er sich auf das Hauptheer werfen sollte, zugleich aber auch allen entscheidenden Gefechten auszuweichen, schien in der That gerade dieser Feldherr wenig geeignet, der sich in den Künsten eines Fabius für einen Fremdling erklärte, und dafür hielt, daß er nichts anderes als darauf loszugehen verstehe. Auch hatte er sich dem Auftrage nur unter der Bedingung unterzogen, bei günstiger Gelegenheit dennoch schlagen zu dürfen. Da aber jene Anweisung, und zwar ohne diese Bedingung, vor den unter ihm befehlenden russischen Generalen kein Geheimniß geblieben war, so erwuchs nun der Uebelstand, daß Blücher, wenn er kühne Entschlüsse faßte, Gegenwirkungen fand, welche die Ausführung hinderten oder erschwerten; wenn er aber nach seiner Anweisung handelte, erhoben die Tadler und Zweifler ihr Haupt und entmuthigten das Volk und die Truppen. In dieser Beziehung war es nicht die kleinste der zu dieser Feldherrnschaft erforderlichen Gaben, daß Blücher hoch über dem Standpunkt derjenigen stand, die sich von abweichenden Meinungen und Handlungen Anderer persönlich beleidigt fühlen. Der großen Sache zu Gute, wußte er selbst Kränkungen zu verschmerzen, selbst unrichtigen Ansichten zur Vermeidung größeren Unheils für den Augenblick nachzugeben. Dabei war er in seinem großen Bewußtsein vor der bänglichen Besorgniß frei, durch einen Rückzug oder eine verlorene Schlacht seinen Ruf zu verscherzen. Der Fürst Schwarzenberg, den

Napoleon, seit jenem schauervollen Festbrande in Paris durch ein Vertrauen, wie er es nie einem Fremden erwiesen, ausgezeichnet, den er selbst zum Anführer gegen die Russen bestellt, dem er sogar damals ein französisches Korps (das Reynier'sche) untergeben hatte, war nicht blos ein ebenso besonnener, als da, wo es galt, kühnsinniger, mit großen Gedanken und gereifter Erfahrung ausgerüsteter Feldherr; er war auch durch seine ruhige Haltung, seine weltmännische Feinheit und seine erhabene, eines Weisen würdige Gleichgiltigkeit gegen die Außenseite des Ruhmes für das so schwierige Geschäft der ihm übertragenen Oberanführung mehr als irgend ein Anderer geeignet. Dabei hatte er die Eigenheiten des französischen Heerwesens im russischen Kriege vollkommen kennen gelernt.

Der Kronprinz von Schweden, obwohl als französischer General durch keine von Glück gekrönten Großthaten ausgezeichnet, galt doch viel in der öffentlichen Meinung hinsichtlich seiner Kenntniß von französischer Kriegsführung und wegen des Eindrucks, den seine Theilnahme an dem Bunde gegen Napoleon auf die Gemüther seiner alten und neuen Waffengenossen hervorbrachte. Es konnte nur Gedankenlosen bedeutungslos scheinen, daß 7 Jahre nach der Unglücksgeschichte von Lübeck, Bernadotte und Blücher sich als Feldherrn die Hand zur Bekämpfung Napoleons reichten. Und noch mehr ward auf den Eindruck einer anderen Erscheinung gerechnet. Moreau war bestimmt worden, aus Amerika herbeizukommen, um den Verbündeten seinen und Europas Feind wenigstens durch Rathschläge bekämpfen zu helfen.

Aber noch eine harte Prüfung sollte den standhaften Muth der verbündeten Fürsten erproben. Der erste große Schlag, womit die Hauptarmee Dresden

zu nehmen gedachte, mißlang, und nach einer zweitägigen Schlacht (26. und 27. Aug.) sahen sie sich mit Verlust von wenigstens 13,000 Gefangenen zu einem Rückzug genöthigt, der unter dem Einflusse eines gewaltigen Regenwetters einen kläglichen Anblick darbot. Schwache Seelen wurden gänzlich niedergeworfen, als sich die Kunde verbreitete, daß Moreau an der Seite des Kaisers Alexander von einer Kanonenkugel, die durch sein Pferd hindurchfuhr, beider Beine beraubt worden war. In diesem jammervollen Zustande ward der Sieger von Hohenlinden, den wenige Tage vorher die freudigsten Hoffnungen der Fürsten und Völker als den Retter Europas begrüßt hatten, vor seinen Landsleuten fliehend, von Kosaken und Croaten auf einer Bahre nach dem Städtchen Laun im böhmischen Gebirge getragen, wo er nach sechstägigen Qualen verschied. Frohlockend begrüßte Napoleon diesen Ausgang seines Nebenbuhlers, als ein sprechendes Zeichen, daß Jeder, der ihn bekämpfe, der göttlichen Rache verfalle; aber es war nur ein Zeichen an das kleingläubige Geschlecht, daß kein sterbliches Haupt das Schicksal der Welt trägt, und daß der Himmel anders rechnet, als die menschliche Hoffnung und Klugheit. Deutschland sollte des Gefühls oder des Vorwurfs überhoben werden, der Hilfe eines Franzosen, eines Sohnes der Revolution, wie edel derselbe übrigens sein mochte, bedurft zu haben, um das französische Joch zu brechen. Und dieselben Regenströme, welche den Rückzug von Dresden verschlimmerten, hatten 2 Tage vorher, am 26. August, der schlesischen Armee die Schlacht an der Katzbach gegen ein französisches Heer gewinnen lassen, durch welche Schlesien gerettet und zuerst das auf Blücher gesetzte Vertrauen in den Augen der Zweifler gerecht-

fertigt, der Glaube des Herres an diesen Feldherrn zur kühnsten, den Sieg erzwingenden Zuversicht gesteigert ward. Und auch bei der Hauptarmee verwandelten sich die Bilder des Jammers und der Niedergeschlagenheit nach wenigen Tagen in Gestalten des Triumphs und der Freude, als Vandamme, ein sehr eifriger, und aus der Jakobinerschule hervorgegangener Diener Napoleons, zur Abschneidung des verbündeten Heeres beauftragt, bei Culm in der Gegend von Teplitz am 30. August zwischen die Russen, Oesterreicher und Preußen gerieth und nach einem verzweifelten Widerstande mit 10,000 Mann seines Heeres auf dem Schlachtfelde gefangen ward. Drei edlen Häuptern gehörte das Hauptverdienst dieses Sieges: dem Russen Ostermann, der den ganzen Tag vorher an der Spitze der Garderegimenter, durch den Verlust seines linken Armes unerschüttert, ein zweiter Leonidas, den Eingang des Egrathales vertheidigt und dadurch die ganze Armee, ja die Personen der Monarchen selbst, aus einer berechnungslosen Gefahr gerettet hatte; dem König von Preußen, der ihm im Augenblicke der höchsten Gefahr ein österreichisches Reiterregiment unter dem Obersten Sück, zur Unterstützung herbeifuhrte; und dem preußischen General Kleist, der am Tage der Schlacht mit einem preußischen Heerhaufen den steilen Bergrücken von Nollendorf überstieg und den Franzosen in den Rücken fiel. Die moralische Heilkraft dieses Tages war bei der ungünstigen Stimmung, welche der Rückzug hervorgebracht hatte, für die Coalition ebenso wohlthätig, als sein militärisches Ergebniß nöthig für die Rettung des Heeres. Napoleon hatte gehofft, den Weg nach Wien diesmal über Prag sich geöffnet zu finden, als ihm nach Dresden, wohin er zurückgekehrt

war, zu der Unglückspost von der Katzbach, die von Culm und bald darauf eine dritte von der Nordarmee gebracht wurde.

Ein französisches Heer, welches unter dem Marschall Oudinot gegen Berlin vordrang, war am 23. August von den Preußen bei Groß-Beeren geschlagen worden; und ein stärkeres, mit welchem der erzürnte Gebieter denjenigen seiner Diener, den er nach dem Siege an der Moskwa benannt hatte, den Marschall Ney, abermals zur Eroberung der preußischen Hauptstadt ausgesandt hatte, erlitt am 6. September bei Dennewitz in der Nähe von Jüterbock von den preußischen Generalen Bülow und Tauenzien eine so vollständige Niederlage, daß es nur noch durch die Langsamkeit, womit der Kronprinz von Schweden die Früchte dieses ohne ihn erfochtenen Sieges einzusammeln gestattete, gegen gänzliche Auflösung bewahrt wurde.

Aufgebracht über die Unfälle seiner Marschälle und doch unvermögend, sie gut zu machen, obwohl er bald gegen Böhmen, bald gegen Schlesien zog, verließ Napoleon endlich auf die Nachricht, daß Blücher bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen, und seine Vereinigung mit dem Kronprinzen von Schweden bewerkstelligt habe, die Stellung an der Elbe und wandte sich, begleitet vom König von Sachsen, den nur, gezwungen, sein Geschick an ihn band, zuerst nach Düben, um die Blücher'sche Armee zum Rückmarsche auf Berlin zu nöthigen, und als dieser Zweck nicht erreicht ward, nach Leipzig, wohin ihm die aus Böhmen hervorgebrochene Hauptmacht der Verbündeten folgte. In der Umgegend dieser Stadt geschahen nun vom 16. bis 19. Oktober die Schlachten, deren Gesammtheit unter dem Namen Völkerschlacht bei Leipzig, alle künf-

tigen Geschlechter zur Bewunderung und Dankbarkeit gegen die Tapferen verpflichtet, welche an diesem Tage gelitten, gekämpft und geblutet haben, um Deutschland, um Europa von Bonapartes eisernem Scepter zu befreien. Dreimalhunderttausend Mann war die Zahl der Verbündeten, zweimalhundert tausend die des französischen Heeres, dem jedoch die Einheit und die Allgewalt des Bonaparte'schen Willens dieses Mindergewicht der Streitkräfte hinreichend ersetzte. Welche Rücksichten dagegen hatte Schwarzenberg zu nehmen, welche Künste, welche Selbstverläugnung bedurfte es für Blücher, um den Kronprinzen von Schweden, dem, aus leicht begreiflichen Gesichtspunkten der Staatskunst, an einer gänzlichen Aufreibuug der französischen Macht nichts gelegen war, wenigstens zu einiger Theilnahme an dem großen Völkerkampfe zu bringen! Dennoch war am 18. Abends der Sieg für die Verbündeten entschieden und Napoleon beschloß für den andern Morgen seinen Rückzug aus Leipzig. Aber ehe die Armee denselben völlig bewerkstelligen konnte, wurde die Stadt gestürmt und mit einer ungeheuren Masse von Verwundeten, Gefangenen und Geschützen genommen. Tausende der Fliehenden sahen sich abgeschnitten, als hinter Napoleon die Brücke über die Elster, welche den einzigen Weg zum Rückzug bot, (angeblich zu früh) gesprengt wurde. Auf der Flucht durch die Elster ertrank der Anführer der Polen, Fürst Jeseph Poniatowsky, des letzten Königs Neffe, der im Geiste seiner Landsleute sich dem Herrscher aus Frankreich als blindes Opfer ergeben hatte. Aber auch der Sieger lagen weit über 40000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Der König von Sachsen, dem Napoleon noch am

16. Siegesnachrichten geschickt hatte, sah sich am 19., als die verbündeten Monarchen in die Stadt gezogen waren, für einen Kriegsgefangenen erklärt und genöthigt, als solcher mit seinem Hof und seinen Ministern einstweilen seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Das Land wurde nun ernstlich für die deutsche Sache in Anspruch genommen, unter Verwaltung eines russischen Gouverneurs gestellt, und das Heer, jedoch unter eigenen Fahnen, zur Theilnahme am gemeinsamen Kampfe bestimmt. Mehrere Führer hatten bereits am 18. mit ihren Brigaden die französischen Reihen verlassen und sich zu den Verbündeten hinübergewandt, weil sie in dieser großen Zeit der Begeisterung für Deutschlands Dasein, Recht und Ehre der Meinung geworden waren, daß die Rettung des größern, allen Deutschen gemeinsammen Vaterlands der unfreien Ansicht vorgehe, die ihrem Gebieter aufgedrungen worden war.

Von andern Ansichten als diese Heerführer geleitet hatte auch Bayern kurz vor der Leipziger Schlacht dem Bunde mit Frankreich entsagt und mit Oesterreich gemeinsame Sache gemacht. Bei Eröffnung des Herbstfeldzuges stand die bayerische Armee an der österreichischen Grenze, bereit, wenn Eugen in Italien siege, ihm die Hand zu bieten. Eine Proklamation ihres Anführers Wrede athmete warmen Eifer für Frankreich und Napoleons Sieg bei Dresden ward durch Freudenschüsse gefeiert. Als aber der Vicekönig, anstatt siegreich vorzurücken, vom General Hiller zurückgeworfen ward, als die Schlachten an der Katzbach, bei Culm, Dennewitz, den Wahn von der französischen Unüberwindlichkeit zerstörten, und Napoleons Zögern in Dresden seine Verlegenheit und die Erschöpfung seines kriegerischen Genius kund that, da ward endlich auch

in München erkannt, wie Bayerns Uebertritt auf die Seite der Verbündeten noch ein Gewicht in die Wagschale legen, noch den Schein der Freiwilligkeit haben und die im Rheinbunde gemachten Eroberungen unter den Schutz der Verträge stellen könne. Oesterreich, dem viel daran gelegen war, auf seiner Westgränze eines störenden Nebenkrieges überhoben zu sein und die daselbst versammelte Armee gegen den Hauptfeind in Thätigkeit setzen zu können, ging auf die gemachten Bedingungen ein, worauf am 8. Oktober auf dem Schlosse Ried im Innviertel zwischen dem österreichischen General Fürsten Reuß und dem bayerischen General Wrede ein Vertrag zum Abschlusse kam, welcher den König von Bayern verpflichtete, für Auflösung des Rheinbundes kämpfen zu helfen, und ihm dagegen die bei Stiftung desselben ausgesprochene Souveränität in ihrem ganzen Umfange verbürgte. Zwar bewies die Erklärung, womit das Kabinet am 14. Oktober seine veränderte Stellung dem Volke bekannt machte, zur Genüge, wie ungerne der Minister (Montgelas) von der fremden Fessel sich losriß und wie sehr er sich sehnte, die Verhältnisse zu erneueru, deren augenblickliche Ohnmacht, nicht deren schimpflicher Druck, nach dem Sinne dieser Erklärung, ihre Aufhebung veranlaßt zu haben schien; als aber bald darauf die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig einlief, und alle noch vorhandenen Bedenklichkeiten wegnahm, ward Bayern von dem Wunsche, an dem Gewinn des großen Kampfes seinen Antheil zu verdienen, zu großer Thätigkeit fortgerissen. General Wrede, dem auch das österreichische Heer, welches bisher gegen ihn gestanden hatte, untergeordnet ward, eilte mit dieser vereinigten Macht nach Hanau, um dem französischen Kaiser, der sich über Er=

furt nach dem Rhein zurückzog, den Heimweg abzuschneiden. In der That mußte sich Napoleon nun diesen Heimweg erst durch ein blutiges Treffen (30. Okt.) erkaufen, in welchem er zwar noch eine Menge Menschen und Geschütze verlor, aber doch zuletzt, da er immer noch 60,000 Mann hatte, mit seinen durch Zahl und Verzweiflung stärkeren Massen, die schwächern, die ihnen den Weg versperren wollten, durchbrach. Am 2. November ging er mit den Trümmern seines Heeres bei Mainz über den Strom, über welchen er ruhmvoll und vertragsmäßig zurückzukehren so oft für die höchste, den französischen Waffen zugedachte Beschimpfung erklärt hatte.

25. Die Schlacht bei Belleallianee.

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer bei Quatre Bras zusammengezogen und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deßhalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre Bras nach Sombref den Feind und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht bei Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wawre sah Wellington sich bei Quatre Bras dem Angriffe der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt und beschloß daher, gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustoßen. Ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle würde ein weiterer Rück-

zug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wawre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-St.-Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur den Wald von Saignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blücher wissen, im Fall dieser versprechen könne, mit 2 preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen; Blücher antwortete: nicht mit 2 Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert heranrücken um an diesem Tage den Angriff Napoleons mit zu bestehen oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint anzugreifen. — Zwischen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen und demnach Alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn nnd Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamm und Excelmans, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesandt, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre Bras, um

auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten blos eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit all seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet und regnete immerfort, der Boden war völlig durchgeweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der erste französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-St.-Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St.-Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts an der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Braine la Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den

beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen und links den Meierhof La Hayesainte besetzt. Der linke Flügel unter dem General Pikton stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und La Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in 2 gedrängten Treffen. Die Reiterei als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Saignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe bei Belleallliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Felde die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit; der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste unter dem General Drouet, rechts, von Belleallliance gegen die englische Linie andringend; der sechste unter dem General Mouton blieb in der Mitte rückwärts haltend, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst ward links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof La Haye-sainte und das Dorf La Haye durch den Marschall Ney mit

stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmischen Angriffen hin und wieder und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof La Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend, durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen heran käme und dem Kampfe eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte daß Blücher kommen würde; er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblick nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatze erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in 2 Heerzügen aufgebrochen: der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über Neuf Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heertheil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur wenn dort kein Feind erschiene, den Uebrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bett wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guterletzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was erst noch einschmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!" erhebt sich, ließ sich ankleiden und setzte sich wohlgemuth auf's Pferd, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fortregnen würde, sagte er: „das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver!" Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that Alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten; in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und

die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlauf entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen und weit über den Zeitpunkt hinaus in welchem er für Wellington noch die versprochene Hilfe sein könne. Offiziere kamen und brachten von dem Gange der Schlacht von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. — — Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab es versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es dann mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Lech Lasnes, zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hattten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend und sandte nur an Grouchy den Befehl,

seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen; sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden. Die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichmont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Masgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch immer nicht von ihrer Macht und Eile: erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft; dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den 6. Heertheil, den er bisher auch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden Anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos

beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belleallіance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und suchte den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dieß gelang so konnte das Heer, im Falle Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen 2 Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hat für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hanau: vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben; erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren; und dem Heertheil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischerseits im Hauptquartier Wellingtons befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er sich schon frühmorgens die Gegend erkundet und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annährung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. — — Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils

von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf den linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun 6 Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartgedrängten Mitte der englischen Schlachtordnug auf, wo sie im rechten Augenblick zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen dos Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie des Dorf Frichemont heftig an und schoben sich dennoch zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollem Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens auf dem Kampfplatz ein. — Zieten erstürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon wankt noch immer nicht; er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenais geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit festzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die französische Linie zum neuen Angriff über-

geht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde 6 englische Bataillons in 2 Gliedern aufmaschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen die Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entwichen, gibt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihren gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellte das Feuer ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Stücke Geschütz in den Feind schmettern und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbel aller Trommeln die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend, der Feind auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines wenig bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammen gebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnug ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht; 4 Bataillone, die am weitesten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecke geschlossen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows, sie werden von den Reitern umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „die Garde stirbt,

sie ergibt sich nicht!" schallt aus ihrer Mitte; die meisten fallen, einige entkommen, gefangen werden nur wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch ist der Kampf in verzweifelter Gegenwehr, alle drei preußischen Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist gewonnen, der Feind überall im Rückzuge. Er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich um 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden, der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße von Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo.

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deßhalb überein, Wellington solle,

nach fürerst höchst nöthiger Rast, über Nivelles und Beuch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich Anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden, Alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigene Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich auf's Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und anderer Besitz verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, den kaiserlichen Mantel, sein Fernglas, nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras, und weiterhin bei Fraues, wurde der Feind in derselben Nacht immer wieder aufgestört; wo im Getreide sich eine Truppe lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Mann und Pferd

gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen bei Grouchy, welche bei Wawre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sonbref abzuschneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen 6 schwerverwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch litt er nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Linderung und Hilfe zukommen, welche ihnen ihr Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Einzelheiten zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, erließ Blücher einen lebhaften Aufruf an seine Soldaten. — Am 19. Vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, sowie sie kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiderte.

Indessen setzte Gneisenau, voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit, die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten, oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren,

er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte Anfangs, bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte: er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wawre noch am 19. gegen Thielmann einen Vortheil errungen und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorner Schlacht den Rückzug auf Naumur ungehindert ausgeführt und daselbst am 20. von den Festungswällen herab den scharfen Angriff des Heertheils von Pirch abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Naumur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Heere Bülows nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und strebte, seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rothel und Rheims mit der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fort-

schleppend, nur noch dem eignen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin. Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und Wildheit; geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen; Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig gesehen, erklärten diesen von Belleallianee nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend.

26. Zur Geschichte der Eisenbahnen.

Wer heut zu Tage mit einem Dampfwagen die Erde durchfliegt, denkt wohl kaum daran, wie vieles Kopfzerbrechen, wie viel verlornes Kapital, wie viel Zeit, Mühe und Arbeit, ja selbst wie viel Blut und Menschenleben es gekostet hat, bis der Weg also gebahnt und geebnet, der neumodische Renner so gefügig und zahm dressirt wurde, daß man jetzt ganz behaglich und wohlfeil, wie durch die Lüfte getragen, von der Küste des Mittelmeeres oder der Adria bis zur nordischen Wassergrenze reisen kann und zwar in eben so viel Tagen und Stunden als man früher Wochen und Tage dazu gebraucht hätte.

Betrachten wir unsere heutigen Schienenwege zusammt der Lokomotive mit ihrer im Ganzen ziemlich einfachen Maschinerie, so geht es uns dabei wie bei den

meisten Erfindungen: wir finden es so natürlich, so einfach, wie das Ei des Columbus.

Werfen wir dagegen einen Blick auf die lange Reihe mißlungener Versuche, auf die vielen Haken und Häkchen, auf die verschiedenartigen Interessen in ihrem Conflikte miteinander, wie sie die Geschichte der Entwicklung der Eisenbahnen aufweist, so müssen wir erstaunen über die Energie eines Mannes, eines schlichten Arbeiters — ohne Namen, ohne Schule, ohne Geld — dem es gelang, dieses Werk beinahe allein in's Leben einzuführen. Denn, wenn wir auch seine Vorgänger, und was sie gethan, nicht unterschätzen, so war dennoch die Aufgabe Stephenson's keine geringe und keine gewöhnliche.

Doch hören wir die Geschichte.

Wenn aber von einer Geschichte der Eisenbahnen die Rede ist, so handelt es sich nicht blos um die des Wegs, sondern ebensowohl um die der Triebkraft, und zwar der Dampflokomotive, denn diese gehören, wie Stephenson sich ausdrückte, zusammen wie Mann und Weib. Wohl gibt es auch selbstwirkende Pferde- und atmosphärische Bahnen, allein diese sind nur schwache Nothbehelfe oder Ausnahmen, welche zum Theil jetzt schon verlassen sind oder wenigstens in kurzer Zeit vollends verschwinden werden.

Die erste Entwicklung dieses neuen Verkehrsmittels spielt ausschließlich auf englischem Boden. Wirklich werden wir auch bald finden, wie es nur englischem Gelde und englischer Beharrlichkeit, die vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckt, gelingen konnte, das Problem zu lösen.

Die Geschichte der Bahn führt uns zurück in die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts und hinauf

in den Norden Englands in die Gegenden, die an unterirdischen Schätzen, vorab an der Steinkohle, unermeßlich reich sind.

Die massenhafte Last, der zu Tage geförderten Kohlen machte frühe schon das Bedürfniß nach verbesserten Landtransportwagen geltend, um sie von den Gruben an die Landungsplätze der Flüsse und Küsten zu befördern.

Schon um's Jahr 1630 legte ein gewisser Braunont einen hölzernen Schienenweg zwischen seinen Gruben in der Nähe von Newcastle und den Niederlagen von Tyor an, worauf die schwer beladenen Wägen von einem einzigen Pferde gezogen werden konnten. Solcher Schienenwege bediente man sich auch in Deutschland in den Bergwerken, wo bis heute noch das Erz in kleinen Karren, sogenannten Hunden, in den Strecken auf ihnen zu Tage gefördert wird.

Dieser Braunont ist nach einem Aufwand von 30,000 Pfund Sterling für dieses Unternehmen mit all seinem Geld zu Ende gekommen und als armer Mann gestorben, wie die Chronik sagt.

Wenn nun aber auch Braunont, sprichwörtlich zu reden, auf den Holzweg gerathen war, so war dieser Weg für seinen Nachfolger dennoch der richtige. Denn bald wurde diese Transportweise in den vornehmsten Kohlendistrikten Englands nachgeahmt, so daß Arthur Young 1770—1772 diese Schienen bei Newcastle in allgemeinem Gebrauche fand. — In Schottland kamen sie bei den dortigen Kohlengruben gleichfalls sehr frühe in Gebrauch.

Der Herzog von Norfolk ließ 1776 auf seinen Kohlenwerken einen Schienenweg bauen mit gußeisernen Schienen auf hölzernen Schwellen. 1789 erbaute ein

Anderer in Leicesterhire eine Bahn mit Gußschienen, denen er eine kantige Form gab, an den Rädern der Wagen aber brachte er einen Spurkranz an, um das Abgleiten derselben von den Schienen zu verhüten. Eine Neuerung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Endlich brachte Benjamin Autram im Jahre 1800 statt hölzerner Schwellen steinerne an. Diese Aenderung wurde bald nachgeahmt, und von ihr schreibt sich der Name Autram-Wege oder abgekürzt Trom-Wege her.

Die Dampfmaschine war zwar um jene Zeit erfunden, aber um sie auf Räder zu bringen und sie dem Kohlentrain vorzuspannen, dazu bedurfte es noch langer Jahre, vielen Scharfsinns und großer Beharrlichkeit.

Salomon von Caus aus der Normandie wurde in ein Irrenhaus gesperrt (um 1641), als er versicherte, er verstände die Kunst, mittelst Wasserdämpfen Schiffe und Wagen zu treiben.

Als Ersatz für Pferde- und Thierkraft zur Fortbewegung von Wagen konnte wohl keine andere Kraft Anwendung finden als die des Dampfes. Vielleicht beginnt die Geschichte der Maschinen mit dem Patente, welches sich Kapitän Savery im Jahre 1698 auf eine Wasserhebmaschine mittelst Dampfkraft ertheilen ließ. Durch Watt wurde sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus einer schwerfälligen Feuermaschine zu einer compendiösen und eleganten Maschine verwandelt. Seine Erfindung bewirkte eine bedeutende Ersparniß an Kraft und Brennstoff. Zu Ende des Jahrhunderts fing man schon an, die Dampfmaschine auch als Motor für die Schifffahrt zu versuchen. Ein Engländer, Franzose und Amerikaner beschäftigten sich

mit diesen Versuchen. Die Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt war gewiß eine nach ihrer Wirkung und ihren Folgen wichtige. Es gab dabei auch Schwierigkeiten zu überwinden. Allein die horizontale Bahn auf dem leicht beweglichen Elemente war schon gegeben und durfte nicht erst nivellirt und in's Blei gelegt werden. Und da man bereits Ruderräder an den Schiffen angebracht hatte, war nur noch die Uebertragung der Dampfkraft auf diese auszuführen. Ganz anders verhielt es sich bei dem Landtransport auf einem starren, durch Hügel, Berge und Flüsse unterbrochenen Terrain. Dagegen war aber auch hier die Bedeutung und Tragweite eines Dampfverkehrs ungleich größer. Die Last, die ein Pferd in 9—10 Stunden zu tragen vermag, schätzt man auf 100 Kilogramme, — befindet sich die Last auf Rädern, so vermag es in gleicher Zeit auf dieselbe Entfernung 1000 Kilogramme zu ziehen; — laufen die Räder auf Schienen, so läßt sich die Last auf 10,000 Kilogramme steigern, und auf 60,000, wenn die Last auf einem Kanalschiff gezogen wird. Nun berechnet sich aber die Dampfkraft, mittelst Steinkohlen erzeugt, zehnmal wohlfeiler als die Kraft eines Pferdes. Zudem läßt sie sich fast in's Unendliche steigern.

Bis man indessen dazu kam, mußte viel Lehrgeld bezahlt und noch eine lange Schule durchlaufen werden. Watt selbst, der Vater der Dampfmaschine, befaßte sich nie mit der Construktion einer Lokomotive; doch gedachte er einer solchen in seinem ersten Patente von 1768, wie auch in einem spätern von 1784 und legte denselben Zeichnungen von einer solchen bei. Die in dem letzteren beschriebenen hat die Eigenthümlichkeit, daß er einen Dampfkessel aus Holzdauben verzeichnete, welche

mit eisernen Reifen zusammengehalten werden. Der eiserne Feuerkanal dagegen war im Innern des Kessels, ganz von Wasser umgeben, angelegt. Diese Zeichnungen blieben indessen nur auf dem Papier und dieses stellte der Bewegung keinerlei Hindernisse in den Weg.

Schon früher, 1763 wurde von dem Franzosen Cugnot ein wirklicher Dampfwagen im Modell ausgeführt, aber zur Anwendung kam er nicht. Auch ein Amerikaner erbaute einen Dampfwagen, aber derselbe blieb eine Curiosität und weiter nichts. Nicht viel anders verhielt es sich mit einem von einem Engländer verfertigten Modell. Merkwürdiger Weise wurden allen diesen und noch folgenden Versuchen die gewöhnlichen Landstraßen mit ihren Unebenheiten zu Grunde gelegt und die bereits bekannten Schienenwege ganz außer Acht gelassen. Man scheint sich vor den riesigen Kosten der Schienenwege gescheut zu haben.

Ein Versuch mit einer mittelst einer Spirituslampe geheizten Maschine auf einem geplatteten Weg machte ein Gehilfe Watts, William Murdoch; bei dem Versuche ließ er es jedoch bewenden. Ein Schüler Murdochs, Richard Trevethik, baute 1802 einen Dampfwagen und ließ sich dafür patentiren. Dieser Wagen hatte die Form eines vierräderigen englischen Postwagens und erregte allgemeines Erstaunen. Die Maschine war rückwärts von der Axe der Hinterräder angebracht. Die Kolbenstange eines einzigen Cylinders ertheilte einem Schwungrade die Bewegung, das sie sofort auf die Radaxen übertrug.

Um einen günstigern Erfolg der Maschine zu sichern, brachte er sie nach London. Doch auch sie kam zu der beabsichtigten Anwendung nicht, sondern wurde nach längerer Ruhe nach Peru gebracht, um dort in Silberminen

Wasser zu schöpfen. Doch that Trewelhik noch einen weitern Schritt und versuchte seinen Dampfer auch auf den Schienen. Im Jahr 1804 baute er eine Locomotive, welche mit einer Geschwindigkeit von 5 Meilen mehrere Wagen mit 10 Tonnen (à 20 Cent.) Belastung zog. Allein unter ihrem Gewichte und durch den Stoß der Maschine brachen die Gußschienen zum Oeftern zusammen. Nach ihm versuchte es Blenkensopp mit einem andern Plane. In dem eben berührten Vorurtheile befangen, vielleicht auch in der Absicht, stärkere Neigungen zu überwinden, brachte er gezahnte Schienen an und versah die Radreife der Locomotive gleichfalls mit Zähnen, worauf er sich 1811 ein Patent ertheilen ließ. Mit dieser Neuerung ging es aber offenbar wieder einen Schritt zurück; denn Stoß und Reibung wurden vermehrt und Bahn wie Maschine kamen nur um so bälder in Unordnung. Eins aber wurde auf Murray's Anrathen verbessert, daß er statt eines Cylinders deren 2 an der Maschine anbrachte, die sich gegenseitig beim Wechsel des Kolbenspiels ergänzten und daher das Schwungrad entbehrlich machten.

Im Jahre 1812 versuchte Chapman die Maschine sammt den Wagen an einer Kette fortzuziehen, die am Ende der Bahn befestigt und von der Maschine auf einer Trommel aufgewunden wurde. Ein Anderer wollte seine Maschine, wie Pferde, auf Füßen gehen lassen und nannte sie „Mechanischer Postklepper.“ Allein beim ersten Versuch schon wurden mehrere der Umstehenden in die Luft geschleudert und getödtet.

Nach solchen resultatlosen Versuchen hatte Stephenson auf der Killingworther Bahn eine selbstwirkende Bahn gebaut, auf welcher die beladenen Wagen, vermöge ihres eigenen Gewichtes, von der Grube zum

Ladeplatze am Flusse hinabrollten, während sie gleichzeitig mittelst eines über eine Rolle geschlagenen Taues die leeren Wagen auf einer Parallelbahn wieder hinaufzogen. Mit Hilfe eines Goldschmids der Grube erbaute er seinen Marschall Vorwärts, Blücher, wie ihn das Volk nannte, der bereits mit 30 Tonnen Belastung eine schiefe Ebene von 1: 450′ Steigung mit 4 englischen Meilen die Stunde hinaufzog.

Nach mehreren Verbesserungen baute er eine größere Bahn zwischen Stokton und Darlington, die am 27 Dezbr. 1825 eröffnet wurde. Diese Bahn war zunächst blos für den Kohlentransport bestimmt, und dieser von den Unternehmern auf 10000 Tonnen per Jahr angeschlagen. Allein wie staunten die Unternehmer, als der Verkehr schon in wenigen Jahren sich bis auf 500000 Tonnen erhöhte. Der Personenverkehr kam dabei so wenig in Betracht, daß die Unternehmer einem Gastwirth an der Bahnlinie die Erlaubniß ertheilten, einen Personenwagen anhängen zu dürfen, dem man den bescheidenen Namen gab: das Experiment. Doch bald genügte das Experiment dem Andrang der Reiselustigen nicht mehr. Die Actionäre fanden es bald in ihrem eigenen Interesse, mehrere Personenwagen zu bauen und den Personen-Transport in eigene Regie zu übernehmen.

War diese Bahn ursprünglich für ein lokales Bedürfniß gebaut, so zeigte sich doch bald die Wirkung eines solchen Verkehrsmittels auch in weiteren Kreisen.

Während dieses im Norden vor sich ging, machte sich auch in andern Theilen Englands das Bedürfniß nach neuen ausgiebigeren Verkehrsmitteln geltend. Das Beispiel der Kohlendistrikte weckte besonders in den Fabrikstädten den Wunsch, statt der gewöhnlichen Canal-

und Landstraßen-Transportmittel, mit dem neuen Verkehrsmittel bedacht werden. Aktienvereine wurden gegründet und Pläne entworfen zunächst für eine leichtere Verbindung der beiden Brennpunkte der englischen Industrie: und noch ehe die Stokton-Darlingtoner Bahn eröffnet wurde; war eine Bill in dieser Richtung dem Parlamente vorgelegt.

Nach hartem Kampf und zweimaligem Anlauf beim Parlament wurde der Bau der Manchester Liverpoler Bahn begonnen und von Stephenson ausgeführt. Doch nicht blos das, auch die Locomotive wurde in ihr Recht eingesetzt; nachdem Stephenson's Preislocomotive „Rakete," nicht nur über ihre Rivalen, sondern auch über das System stehender Maschinen den Sieg davon getragen und vor aller Welt gezeigt hatte, daß sie die Kinderschuhe ausgetreten habe und als siegesmuthiger Held bereits in 15 Meilenstiefeln einherging.

Erst mit diesem Siege konnte das Eisenbahnsystem als in den Kreis der ordentlichen und allgemeinen Verkehrsanstalten eingeführt betrachtet werden.

Der Liverpooler Bahn folgte der Bau der London-Birminghamer und anderer unter Stephensons Leitung auf dem Fuße nach und für Europa und Amerika war das Signal gegeben, dieses Verkehrsmittel über die ganze Erde zu verbreiten. Indeß war im Baue der Eisenbahnen noch viel zu vervollkommnen, manche vergebliche Versuche wurden gemacht, manche erfolgreiche Versuche führten auf die wesentlichsten Verbesserungen.

Folgen wir der Entwicklung der Eisenbahnen in andern Ländern der Erde, so sehen wir, daß die Bedeutung derselben, nachdem sie in England einen fruchtbaren Boden gefunden hatten und ins Dasein gerufen waren, alsbald erkannt wurde. Die erste größere Bahn

wurde in England 1825 eröffnet, und schon im Jahre 1827 folgten die vereinigten Staaten Amerika's. Der Nachbar über dem Canal, Frankreich fing im Jahr 1828 an zu bauen. Das industrielle Belgien folgte 1835, und im gleichen Jahre stellten sich die beiden Schwester-Städte Nürnberg und Fürth als Repräsentanten Deutschlands in die Schranken. Die Insel Cuba baute 1837, und im folgenden Jahre fingen Preußen und Rußland an, die Schienen zu legen. Neapel 1839. Das bedächtige Holland wartete einige Jahre länger. Weimar kam 1849; und im gleichen Jahre Dänemark und die Schweiz. Das eisenreiche Schweden folgte erst 1852. Das brittische Indien 1853. Portugal und Australien 1854.

Wie weit heutigen Tages die Anwendung der Eisenbahnen als Verkehrsmittel gediehen ist, geht daraus hervor, daß man vor keinem auch noch so großen Terrain-Hinderniß zurückschreckt. Mit Brücken über die größten Flüsse, mit Tunnels durch Berge und Steinmassen hindurch, mit schiefen Ebenen auf Berge und von Bergen herab zu fahren — Alles hat Technik und Scharfsinn der Menschen erfunden und die Eisenbahnbauten zu so großartigen Bauten gemacht, daß die einst so hoch gerühmten großartigen Bauten des Alterthums in Schatten gestellt sind.

27. Der deutsche Krieg im Jahr 1866.

Will man die Geschichte eines Krieges schreiben, so ist es natürlich, daß man seine Ursache ermitteln muß. Kurz gesagt, liegt die letzte Ursache des deutschen Krieges im Jahre 1866 in einer unaustilglichen Eifersucht, von welcher die beiden Großmächte in

Deutschland: Preußen und Oesterreich gegenseitig entflammt waren. Zwar gab es mehrfache Vereinigungspunkte für sie, und es fehlte nicht an Interessen, die sie zu festem gemeinsamem Zusammenhalten bestimmten, aber nebenher liefen immer die Sonderinteressen, und keine von beiden Mächten ließ irgend einen Anlaß unbenutzt, welcher ihr ein Uebergewicht über die andere und eine Schwächung derselben in Aussicht stellte. Wenn bei diesem System sich keine je eine nennenswerthe Summe von Vortheilen und Vorrechten vor der andern hätte verschaffen können, sondern wenn die von der einen Macht der andern abgerungenen Vortheile im rechten Licht betrachtet das Gleichgewicht beider nicht aufgehoben hätten, so hätte ein Wechsel von Freundschaft und Feindschaft, von Zusammenstehen und Schmollen für immer gut thun können. Sobald aber die eine Macht über die andere ein entscheidendes Uebergewicht erlangt hatte und in rücksichtsloser Benutzung desselben Aussicht gewann, die andere tödtlich zu verwunden und dadurch in Deutschland allein mächtig zu werden, so bedurfte sie nur eines kühnen und vor keinem Mittel zur Erreichung seines Zweckes zurückschreckenden Mannes, und es war zwischen den beiden größten Staaten in Deutschland ein Kampf auf Leben und Tod unausbleiblich. Der Ausgang dieses Kampfes mußte auch entscheidend für diejenigen kleineren Staaten sein, welche als kleinere Sterne um einen der großen Planeten kreisten.

Weil das gegenseitige Neid- und Vergrößerungssystem zu dem oben angedeuteten Ausgang wirklich gelangt ist, so muß die Geschichte des letzten deutschen Krieges, wenn man von seinem Anfang ausgehen will, eine Geschichte des Zusammenhaltens und Auseinander-

strebens beider Großmächte sein; es muß die Geschichte zeigen, wie nach und nach die feindlichen Tendenzen die gemeinschaftlichen überragt haben, wie die eine Macht stärker zu werden gewußt hat als die andere war und in Benützung ihres Vortheils die völlige Ueberwindung der andern vollzogen hat. Damit ist der Gang der nachfolgenden, 2 Hauptperioden umfassenden Darstellung angedeutet.

1.

Eifersucht und Neid unter den beiden deutschen Großmächten nahmen ihren Anfang von der Zeit an, da Preußen groß zu werden anfing nnd sich gar nicht scheute, groß auf Kosten Oesterreichs zu werden. Auf jene Geschichte wollen wir hier nicht zurückgreifen, es genügt uns zu unserem Zwecke, bei der Geschichte dieses Jahrhunderts zu bleiben. Da sehen wir denn am Anfang desselben beide Mächte geeinigt, und wie es scheint, fest zusammenstehend in dem Entschluß, den wilden, das Königthum in Frankreich hinwegfegenden Wogen der Revolution entgegenzutreten. Aber schon nach kurzer Gemeinschaft gingen beide so weit auseinander, daß es den Anschein hatte, als wollte die eine die andere an die Revolution verrathen und jede im Verderben der andern ihre Rettung suchen. Erst nachdem jede an den Rand des Verderbens gelangt war, erst nach sehr traurigen Jahren voll Schmach und Verlust für jedes Reich, erkannten beide Mächte wieder ihr Heil im Zusammenstehen gegen den gemeinsamen Feind und gestärkt durch Rußland gelang ihnen denn auch recht bald seine völlige Ueberwindung. Aus jener heilsreichen Erfahrung, daß die Eintracht stark

mache, ging die heilige Allianze hervor, jenes Bündniß der drei Herrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen, geeinigt im Glauben an den lebendigen Gott auch unter sich einig bleiben zu wollen.

Hat diese Allianze zwar ihre Urheber überlebt, so hat sie doch kaum ein halbes Jahrhundert nachgehalten. Am ersten waren die Bande zwischen Oesterreich und Preußen locker geworden und gelöst.

Ein auswärtiger Feind pochte nach der Niederwerfung Napoleons lange nicht wieder an die Grenzen des deutschen Reiches. Dagegen glaubten die Regierungen, im Innern Feinde zu sehen, und noch dazu nach ihren Vorstellungen sehr gefährliche Feinde. Innerhalb Deutschlands war als Nachwirkung jener edlen Volkserhebung vom Jahr 1813 eine allmälig immer stärker werdende Strömung zu freiheitlicher Staatseinrichtung geblieben. Es lag in ihr das Verlangen, daß die höchsten Gewalten im Staate in eine exekutive (vollziehende) und legislative (gesetzgebende) Gewalt getheilt sein und an der letzteren freigewählte Staatsbürger Antheil haben sollten. Die Fürsten sollten die Staatsverfassungen beschwören und nur verantwortliche Minister haben. Dieses Verlangen fand in Deutschland nirgends größeren Widerstand als bei den beiden Großmächten Oesterreich und Preußen. Beide waren daher auch vollständig einig in dem Bestreben, diesem Verlangen mit seinen freiheitlichen Ideen allen Boden zu entziehen. Hüben und Drüben hat man zu diesem Zwecke alle der freiheitlichen Gedanken überführte, oft auch nur beschuldigte Männer mit schwerem Kerker bestraft, und als unter der academischen Jugend ebenfalls solche und noch weitergehende, auf die Errichtung einer einheitlichen Reichsgewalt für ganz Deutschland

gerichtete Gedanken entdeckt wurden, wurde sie unter sehr einschnürende, vieldrohende Verordnungen gestellt. Oesterreich hat den Ruhm gehabt, den Großinquisitor aller freiheitlichen Gedanken in seinem Metternich zu besitzen. Und so eifrig wurde dort über des Reiches Bewahrung vor dem Geist der Neuerung gewacht, daß man nicht blos Zeitungen und Bücher einer oft komischen und wunderbaren umfangreichen Censur unterwarf, sondern auch die Bibeln für staatsgefährlich betrachtete; ja als im Jahr 1837 450 Zillerthaler sich über den Katholicismus in Gewissenserregung versetzt fühlten, konnte Oesterreich sogar diese Revolutionäre nicht ertragen. Sie mußten auswandern; doch benahm sich Preußen gegen sie freundlicher als gegen Oesterreich und nahm sie in seine Mitte auf.

Die Centralmacht in Deutschland war der sogenannte Bundestag. Er war ein Congreß nur fürstlicher Gesandter. Seine ganze Thätigkeit lief fast einzig darauf hinaus, über ganz Deutschland ein starkes Netz solcher Gesetze auszuspannen, welche alle freiheitlichen Regungen gleich im Keime ersticken oder gar keine aufkommen lassen sollten. Dem Volke nützte er nichts. Beschwerden gegen Regierende kamen zu keiner Entscheidung; er hatte daher bei dem Volke keine Gunst. Aber weil er in solchen Fragen, welche sich auf Unterdrückung des aufstrebenden Volksgeistes nicht bezogen, eine großartige Uneinigkeit in seinem Schoße zur Schau trug und der kleinste Fürst mit ebenso großer Prätension auf Respekt vor seinem Votum auftrat als der größte, so stand er auch bei dem Auslande in keiner Achtung.

Unter dem von Oesterreich und Preußen zur Niederhaltung nationaler und freiheitlicher Bestrebungen

gemeinschaftlich ausgeübten Druck, welcher, wie sich Friedrich Wilhelm IV. hierüber aussprach, keine Gewalt der Erde aufkommen lassen sollte, die hohen Fürsten beider Reiche zum Einschlagen der constitutionellen Bahn und zum Aufgeben der ungeschwächten Macht der Krone zu zwingen, unter diesem gemeinsam ausgeübten Druck wurden sie von dem Sturmjahr 1848 überrascht. Eine die Königsmacht stürzende Revolution in Paris trieb ihre Wogen auch an die Stufen der deutschen, vorab der deutsch-großmächtlichen Throne. Im Schrecken über ihr gewaltiges Andringen machte in Preußen Friedrich Wilhelm IV. die schönsten Verheißungen bezüglich der Umgestaltung Deutschlands zu einem Bundesstaat und der Festsetzung einer constitutionellen Staatsverfassung für Preußen. Für seine mit diesen Verheißungen in Aussicht gestellten Thaten erregte er bei seinem Volke ungemeine Begeisterung — 18. März. — Aber sein Militär nahm doch trotz der königlichen Verheißung eine drohende Stellung ein, und deßhalb wünschte das Volk die Entfernung desselben aus der Hauptstadt. Aus der Verweigerung dieser Forderung erwuchs ein furchtbarer Aufstand und ein blutiger Kampf zwischen Volk und Militär. Erst als der König das Blutvergießen nicht länger ertragen konnte, befahl er den Truppen den Abzug aus der Stadt. Nun aber war es zu spät, die aufgeregten Elemente zu besänftigen. In die berufene Ständeversammlung wurden meist leidenschaftliche Vertreter des Volkes gewählt. Was der König auch that, um seinen Verheißungen Ernst zu verleihen, es konnte ihm kein Vertrauen mehr erwirken. Umsonst war seine Erklärung, Preußen werde fortan in Deutschland aufgehen, die Hegemonie aber bei Preußen sein. Umsonst war das

Ausrücken seines Heeres gegen Dänemark, welches frevelhaft die Rechte Schleswig-Holsteins mißachtete und beide Herzogthümer theilen wollte. Dieß letztere Unternehmen machte die Stimmung der Preußen gegen ihren König nur noch bitterer, als es sich herausstellte, daß er von Einflüssen Englands und Rußlands beherrscht den Krieg nur lau führte und ihn sogar bald durch einen ruhmlosen Frieden beendigte. Zur Unterdrückung des aufgeregten Volksgeistes wählte er endlich das Mittel schonungsloser Gewalt. In den Ministern Graf Brandenburg und Frhr. v. Manteuffel fand er hiezu gefügige Werkzeuge. Preußen erhielt jetzt eine octroirte Verfassung und Berlin den Belagerungszustand.

Dieses Auskunftsmittel hat der König, wie es scheint, Oesterreich abgesehen. Dort hat die Revolution Anfangs die größte Verwirrung hervorgebracht und schien nicht blos das ganze Regierungssystem, sondern auch die mühsam erworbene Hausmacht des Kaisers zu verschlingen. Der alte Staatslenker Metternich mußte schnell weichen. Wien war furchtbar aufgeregt. Italien empörte sich. Ungarn verlangte eine selbstständige Stellung. Böhmen that Ungarn nach und fing an aufständisch zu werden. Auch die österreichische Regierung suchte zuerst durch Versprechen und Paktiren Herr über die Verwirrung zu werden, aber sie fand übrall Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Verheißungen. Weil bei diesem Mißtrauen die unruhigen Massen nicht zu beschwichtigen waren, so trat ihnen die Regierung auf blutigen Wegen entgegen. In Italien kam es zu förmlichem Krieg, aus welchem Oesterreich siegreich hervorging. In Böhmen wurden die Aufstände durch Militärmacht und Belagerungszu-

stand bewältigt. In Wien wurde ebenfalls ein furchtbarer Aufstand niedergeschlagen. Entsetzliche Blutgerichte folgten darauf. Dem schwachen Kaiser entfiel unter diesen Vorgängen und Zuständen im weiten Reich das Scepter. Sein Neffe Franz Joseph, noch ein Jüngling, sollte versuchen, in die trostlosen Zustände Ordnung zu bringen (2. Dezember).

Vor Allem war es bei seinem Regierungsantritt Ungarn, wo außerordentliche Mittel zur Herstellung von Ruhe und Ordnung nothwendig erschienen. Im April 1849 haben sich die Ungarn vom Hause Habsburg losgesprochen und eine eigene Regierung gegründet. Sie konnte der Kaiser nicht wie die Italiener mit eigener Macht unterwerfen; er nahm deßhalb seine Zuflucht zu Rußland. Von da erhielt er willige und mächtige Hilfe. Schon im August ergab sich Ungarn dem russischen General Paskewitsch. Die Geschichte wird nie aufhören zu klagen, daß darauf Oesterreich eine so grauenhafte und blutige Rache an Ungarn genommen hat. Henken und Erschießen wollte dort kein Ende nehmen.

Nach Ungarns Niederwerfung hielt man sich in Wien nicht mehr veranlaßt, mit der Verfassung für irgend eines der österreichischen Länder einen Ernst zu machen. Im Gegentheile, man vertilgte alle Spuren provinzialer Selbstständigkeit und übte absolutes Regiment über das ganze Reich.

Inzwischen aber war in Deutschland ein wunderbares Schauspiel aufgetaucht an dem Reichsparlament, das in Frankfurt am Main tagte. Dieß kam durch von den Regierungen geleitete Wahlen am 18. Mai 1848 zu Stande. Es wär allerdings aus Männern von den verschiedensten Anschauungen zusammengesetzt,

und trug in seiner Mitte viele destructive Elemente; aber was Deutschland an männlicher Kraft des Geistes und an Intelligenz Hervorragendes besaß, war doch dort vereinigt.

Am 29. Juni wurde von diesem Parlament ein Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich gewählt; wie sich einer dort zur Kennzeichnung der Parlamentsanschauung ausdrückte, wurde er gewählt, nicht weil, sondern obschon er ein Fürst war. Alle deutsche Fürsten, auch der König von Preußen, haben ihn als Reichsverweser anerkannt.

Die nach langer Berathung entworfenen Grundrechte jener Versammlung mit ihren ausgedehnten freiheitlichen Grundsätzen haben aber sowohl bei der österreichischen als bei der preußischen Regierung schon bald ein Grauen erregt, und die erstere hat, sobald sie nur Aussicht auf Luft im eigenen Hause gewann, gar kein Hehl daraus gemacht, daß sie sich der in Frankfurt zu Stande kommenden Reichsverfassung nicht unterwerfen werde. Preußen zögerte mit einer solchen Erklärung, ließ jedoch auch seinen geringen Respekt vor dem deutschen Parlamente mehr als einmal offen werden. Als dieses am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser gewählt hatte, sprach er geradezu seine Weigerung aus, sich den Beschlüssen des Parlaments zu fügen. Es steckte in ihm eine viel zu tiefe Abneigung gegen eine vom Volk in die Höhe sich erstreckende Machtausübung, als daß er jener Versammlung hätte zugestehen wollen, zu einem solchen Beschluß berechtigt zu sein. Das Recht hiezu kannte er blos den Fürsten zu. Aus ihren Händen hätte er die Kaiserkrone genommen; weil aber diese sich nicht im mindesten regten, ihm dieses Geschenk zu machen,

so wies er den Antrag der Reichsversammlung als den Antrag einer infernalen Macht zurück. Und der nämliche Bismarck, welcher im Jahre 1866 deutsche Fürsten und Länder mit Krieg überzog und gar kein Mittel scheute, um seinem König wenigstens ein halbes Stück der deutschen Kaiserkrone zu erobern, hat damals den König um seines vor dem preußischen Parlamente ausgesprochenen Entschlusses willen, die Kaiserkrone auszuschlagen, feierlich beglückwünscht.

Nicht unmittelbar, aber nicht lange nach dieser Erklärung des Königs wurden auch die preußischen Abgeordneten in Frankfurt von ihrer Regierung zurückberufen, wie schon früher die österreichischen Abgeordneten abberufen worden waren. Kläglich war der Reichsverweser von seinem Posten verschwunden. Ein sogenanntes Rumpfparlament siedelte, in Frankfurt der Gewalt der Regierungen weichend, nach Stuttgart über. Dort fristete es ein mitleidswerthes Dasein, obwohl noch hervorragende edle Männer in ihm saßen, bis die würtembergische Regierung mit Hilfe soldatischer Gewalt ihm das weitere Berathen unmöglich machte.

Ein Schrei des tiefsten Unwillens über die von den großmächtlichen Regierungen dem deutschen Parlamente erzeigte Mißachtung ging durch alle deutsche Lande, obwohl auch die Zahl derer nicht gering war, welche, wie die herrschenden Regierungskreise, in den Beschlüssen der Parlamentsverhandlungen weiter nichts als das Ergebniß demokratischer und revolutionärer Bestrebungen sahen, und in den Befürchtungen, die ihnen daraus entstanden, durch die aufreizenden Reden vieler Blousen- und Phrasenmänner und durch Excesse aufgestachelten Pöbels bestärkt wurden. Und in der That war die vom Frankfurter Parlament entworfene

Reichsverfassung nichts weniger als ein vollkommenes Werk. Sie trug viele Spuren der Ueberstürzung und hat eine viel zu tief eingreifende Neugestaltung der Dinge auf einmal verlangt. Niemand hatte indeß erwartet, daß sie ein unverbesserliches Werk sein solle und die Regierungen nicht berechtigte Aenderungen beantragen und beanspruchen dürften. Statt in ihr Grundlinien für eine Neugestaltung Deutschlands zu erblicken, wurden die Großmächte vollständig darin einig, sich diese demokratische Gabe ganz vom Halse zu schaffen. Weil aber im Gegensatz zu ihren Anschauungen das Volk von der Ansicht beherrscht war, eine Bestimmung darüber, wie Deutschland verfaßt und regiert werden solle, sei vielmehr Sache des deutschen Volkes selbst als seiner Regierungen, so erhoben sich zwischen Volk und Regierung an einzelnen Orten blutige Conflicte. In Baden, in Sachsen, besonders in Dresden, in Rheinbayern und Rheinpreußen kämpften fürstliche Militärgewalt gegen bewaffnete Volkshaufen. Ohne preußische Hilfe würden an einzelnen Punkten die Fürsten unterlegen sein; aber Preußen war überall bereit und glücklich genug, die Aufstände mit seiner Waffengewalt niederzuwerfen. Mancher edle Mann hat dann unter den Kugeln preußischer Standgerichte seine demokratischen Bestrebungen und Wünsche mit dem Leben gebüßt, und viele brave Männer mußten das Brod der Verbannung essen.

So waren denn also Preußen und Oesterreich immer in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts im Bunde, wenn es galt, freiheitliche Regungen des Volkes niederzuhalten. Ohne Zweifel nach gemeinschaftlicher Verabredung, jedenfalls vollkommen einig in ihrer Anschauung über die Macht der Kronen, welche Verfass-

ungen schenken, aber sich nicht geben lassen dürften, haben sie das deutsche Parlament schonungslos aufgelöst und dessen Verfassungswerk beseitigt.

Aber auf diesem gemeinschaftlichen Wege beider Mächte hat jede auf Schwächung der anderen berechnete Sonderwege eingeschlagen, und ihre gemeinschaftliche Zerstörung des deutschen Verfassungswerkes vom Jahr 1848 hatte sogar Folgen, welche bald zwischen beiden Mächten eine Spannung hervorrief, so groß wie sie nur immer im Frühjahr 1866 gewesen ist. Schon damals erschien ein entsetzlicher Krieg zwischen beiden fast unvermeidlich.

Wenn beide Mächte wohl alle geistigen Kräfte, welche mit ihren Blicken und Bestrebungen der Verbesserung vaterländischer Zustände zugerichtet waren und von ferne eine in den Regierungskreisen unbeliebte Anschauung erkennen ließen, gleichmäßig zu unterdrücken bemüht waren, so hat Preußen doch nicht auch wie Oesterreich der Wissenschaft und Intelligenz überhaupt die Wege verlegt, sondern Friedrich Wilhelm IV. hat, ohne Zweifel zum Aerger Oesterreichs, Denker, Gelehrte und Künstler in seinem Reiche herangezogen und an dem dadurch erwachenden regen Leben auf geistigem Gebiet ein großes persönliches Interesse befriedigt. Ebenso hat Preußen wider Oesterreichs Willen auf dem Gebiete des Verkehrs und Handels ein reges Leben hervorzurufen gesucht und durch den (seit 1828) mit andern deutschen Fürsten gegründeten Zollverein nach einer Seite hin wenigstens den Anfang einer in Deutschland voranstehenden Stellung sich zu verschaffen gewußt. Bundesreformen jedoch, welche ihm eine hervorragende Stellung in Deutschland noch mehr hätten geben können, hat Oesterreich durch preu=

ßenfeindliche Vorstellungen bei den Bundesgenossen stets zu vereiteln vermocht.

Als aber dann die Bundesreform vom deutschen Volk im Parlament zu Frankfurt selbst in die Hände genommen wurde, da hat, wie wir gesehen haben, Preußen gegen Oesterreich eine sehr weitgehende Freundschaft an den Tag gelegt und lieber die Kaiserkrone auf dem Haupt der preußischen Könige ausgeschlagen, als sich vom gemeinschaftlichen Vorgehen mit Oesterreich zu dem Zweck der Beseitigung der vom Volksparlamente geschaffenen Reichsverfassung losgemacht.

Nachdem indessen der deutsche Bundestag aufgelöst war und dem deutschen Reiche nach der Auflösung des Parlaments jede centrale Macht fehlte, wollte sich Preußen die Gelegenheit nicht ganz entgehen lassen, jene Zeit sich zur Verstärkung seiner Stellung und zur Erweiterung seines Einflusses in Deutschland zu Nutz zu machen. Das sollte durch die Union erreicht werden. Sie sollte ein norddeutscher Staatenbund mit preußischer Spitze sein und durch freie Vereinigung der Fürsten mit Preußen zu Stande kommen. Das norddeutsche Volk, nach dessen Sympathieen man freilich nicht viel fragte, zeigte geringe Begeisterung für das Unionsunternehmen. Aber auch die Fürsten waren ohne warmen Eifer für die Sache. Im südlichen Deutschland sannen Oesterreich und verbündete Regierungen mit ihm auf die Zerstörung der Union schon gleich bei ihrer Entstehung. Preußen sollte nicht einmal im Norden ein verstärktes Machtgebiet gewinnen dürfen. Und schon sehr bald hat Oesterreich, welches durch die Niederwerfung Ungarns wieder freier seine Hände nach Deutschland hereinstrecken konnte, seine Absicht erreicht. Es gelang ihm, die meisten deutschen Regierungen,

selbst auch die der Union bereits beigetretenen von Hannover und Sachsen, für eine neue Etablirung des Bundestages in Frankfurt zu gewinnen. Am 26. April 1850 wurde die Bundesversammlung wieder eröffnet, und nun begann die Zeit in Deutschland, welche bereits geschichtlich als Reaktionszeit bezeichnet ist und alle Spuren der Revolution verwischen sollte.

Nach Errichtung des neuen Bundestages stand Preußen ohne Begeisterung des Volkes für das geübte Regierungssystem da. Ohne einen namhaften Bundesgenossen und dazu noch gedrängt von Oesterreichs damaligem mächtigen Freund, dem russischen Kaiser Nicolaus, befand es sich in einer geschwächten, fast trostlosen Lage. Was dann diese Lage verschlimmerte, war eine plötzlich aufgetauchte Veranlassung, entweder offen seine Schwäche einzugestehen und im Bewußtsein derselben ruhmlos den ganzen Unionsversuch aufzugeben oder im Vertrauen auf das Glück des Schwertes die angebahnte Machtverstärkung nicht blos zu halten, sondern auch zu vollenden.

Der Kurfürst von Hessen nemlich hatte durch vielfachen Bruch der Verfassung seines Landes und durch eine beklagenswerthe Mißregierung überhaupt eine im hohen Grade bedenkliche Volksbewegung hervorgerufen. Er floh vor ihr aus Kassel und rief dann den Bundestag um Hilfe gegen sein Volk an, trotzdem daß Hessen noch zur norddeutschen Union gehörte. Abgesehen davon, daß den Abgeordneten in der hessischen Ständeversammlung, welche sich in muthige Opposition gegen die Regierung gestellt hatten, ungesetzliche Handlungen nicht nachzuweisen waren, so wäre der Bundestag in keinem Fall zu irgend einem Einschreiten in Hessen berechtigt gewesen. Da er aber gleichwohl sich dazu

anschickte, so hat Friedrich Wilhelm IV. mit vollstem Recht gegen sein Unternehmen Protest erhoben und ein Truppencorps zum Schutze des Kurfürstenthums zusammengezogen.

Aber auch Oesterreich, vor Andern fast leidenschaftlich von Bayern unterstützt, rüstete sich umfangreich, und nichts schien unvermeidlicher als ein deutscher Bruderkrieg. Unterhandlungen zwischen den beiden in Warschau zusammengekommenen Kaisern von Rußland und Oesterreich einerseits und dem preußischen Minister Graf Brandenburg anderseits ergaben kein bestimmtes Resultat. Die Bayern rückten im Auftrag des Bundestages (1. November 1850) in Hessen ein und den preußischen Truppen dortselbst entgegen. Schon soll, wie man sagte, von preußischer Seite der Angriff befohlen gewesen sein und gewiß ist, daß einige Schüsse auf beiden Seiten gefallen sind und ein oder ein paar Menschenleben zum Opfer verlangt haben — auch den Schimmel von Broncell — als Friedrich Wilhelm den Befehl zum Rückzug seiner Truppen melden ließ, ohne die mindeste Rücksicht darauf, daß das Volk auch über die norddeutschen Grenzen hinaus, Angesichts der volksbedrückenden Tendenzen des aufgewärmten Bundestages und der schmachvollen Einmischung einer ausländischen Macht in die inneren Verhältnisse Deutschlands, sich nicht wenig für Preußens Vorgehen erwärmt hatte.

Neue Unterhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich folgten jetzt in Olmütz, und obwohl Friedrich Wilhelm in der preußischen Kammer schöne und muthige Worte gesprochen hatte über das, was Preußen sich selber und Deutschland schuldig sei, waren der Ausgang und die Folgen dieser Verhandlungen für

Preußen und Deutschland so ruhmlos, daß man nicht schnell genug über dieselben hinwegkommen kann, wenn man nicht vom Gefühl des tiefsten Unwillens und der Scham ergriffen werden will.

Wir wollen das Ergebniß jener Verhandlungen hier auch nur kurz andeuten. Preußen gab die norddeutsche Union auf und stand von dem Gedanken an ein deutsches Parlament und an den Schutz Hessens ab. Es gab die Entwaffnung des schleswig-holsteinischen Heeres durch Oesterreich zu und willigte in einen Vertrag, nach welchem die Erbfolge in Schleswig-Holstein dem erbberechtigten Prinzen von Augustenburg entzogen und einem nicht erbberechtigten aus dem Hause Glücksburg, dem künftigen Thronerben von Dänemark, garantirt werden sollte. Zu solchen Zugeständnissen war Preußen damals fähig. Auch die Verauktionirung der im Jahre 1848 von den Opfern des Volkes geschaffenen deutschen Flotte suchte oder wußte es nicht zu verhindern.

Ihre Niederlage suchte die preußische Regierung durch das Vorgeben zu beschönigen, die vorangegangenen Zustände seien ein Ergebniß der Revolution gewesen, und sie habe mit ihrer Nachgiebigkeit auf so vielen Punkten weiter nichts gethan als gründlich mit dieser finsteren Erscheinung gebrochen. Wir werden indeß später sehen, wie die Revolution in Haupt und Gliedern steckend geblieben ist.

Nach dem Ausgang der in Olmütz stattgehabten Verhandlungen vom Jahre 1852 waren nun Preußen und Oesterreich äußerlich geeinigt; aber doch viele Jahre hindurch, bis zu dem Zeitpunkte, wo es wieder galt, gemeinschaftlich eine mächtige Strömung des deutschen Volkes gleich in ihrem Entstehen niederzuhalten, finden

wir kein Zusammen-, sondern ein stetes Auseinandergehen beider.

Ihr Auseinandergehen zeigte sich am ersten recht offen in dem Krieg, welcher 1853 zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen war. Die Türkei, der kranke Mann, wie Kaiser Nikolaus sich ausdrückte, hätte eine Beute Rußlands werden müssen, wenn nicht Frankreich und England, die übergroße Macht Rußlands fürchtend, mit aller Gewalt ihrer Waffen das wankende Reich auf den Füßen zu halten sich angestrengt hätten. Sie hätten jedoch kaum, trotzdem daß auch das kleine Sardinien sich ihnen angeschlossen hatte, Rußland bezwingen können, wenn demselben Oesterreich eine starke Unterstützung geliehen hätte, wie es sie von ihm zum Dank für seine in Ungarn gewährte Hilfe erwarten zu dürfen glaubte. Aber Oesterreich hat damals nichts nach einer Pflicht der Dankbarkeit gefragt. Es hat sich nicht einmal an Preußen anschließen und Neutralität beweisen wollen, sondern hat vielmehr die rumänischen Provinzen besetzt und durch eine gegen Rußland eingenommene drohende Stellung dem westmächtlichen Unternehmen großen Vorschub geleistet.

Aufs neue bewies dann Oesterreich seine Abneigung, Preußen in aufrichtiger Freundschaft zur Seite zu stehen, als im Jahr 1857 das schweizerische Neuchatel sich von Preußen losgesagt hatte. Statt kräftig in Wort und That Preußen schnell über die dort ausgebrochene Revolution hinüberzuhelfen, suchte es dessen Schwierigkeiten zu verlängern, nicht zwar so, daß es Preußen das Recht auf Neuchatel bestritten hätte, aber so, daß es sein Recht auf ein einseitiges Einschreiten dortselbst bestreiten und es nöthigen wollte, den langsamen Weg der deutschen Bundeseinschreitung sich gefallen zu

lassen. Preußen hat den Schwierigkeiten am schnellsten dadurch ein Ende gemacht, daß es Neuchatel fahren ließ.

Bei der nächsten Gelegenheit aber, da Oesterreich preußischer Hilfe und Stärkung bedurfte, war man in Preußen der österreichischen Freundschaft wohl eingedenk und maß genau die zu leistenden Dienste nach dem Maße der empfangenen. Diese Gelegenheit fand sich schon im Jahre 1859, als der sardinische Minister Covour ebenso geschickt Louis Napoleon gegen das Versprechen einer italienischen Provinz zum Verdrängen der Oesterreicher aus Italien bereit und willig zu machen wußte, als vor dem letzten Krieg Lamarmora den preußischen Minister Bismark zur gemeinschaftlichen Verbindung zu ermuthigen verstanden hat, um Oesterreich aus Italien und Deutschland zugleich hinauszuwerfen. In Preußen war inzwischen der weiche König Friedrich Wilhelm IV. nach langem, schmerzlichem Gehirnleiden verschieden und sein Bruder Wilhelm, welcher schon längere Zeit unter dem Namen Prinzregent die Regierung geführt hatte, auf den Thron gelangt. Obwohl mehr Soldat als sein Bruder nnd weniger bedenklich, in den Krieg zu gehen, beeilte er trotz der lebhaftesten Vorstellungen des österreichischen Kaisers nach dem ausgebrochenen Krieg zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien eine Mobilmachung seines Heeres im geringsten nicht, und nachdem Oesterreich in der Schlacht von Solferino am 24. Juni 1859 eine entscheidende Niederlage erlitten hatte, gelang es dem Kaiser Napoleon durch einen schnellen Friedensschluß mit ihm, die eben begonnene Mobilmachung des preußischen Heeres wieder zum Stillstand zu bringen. Preußen benützte damals die Bedrängniß Oesterreichs zu einem

Versuche, die oberste Heerführung Deutschlands übertragen zu erhalten: aber man wollte dem preußischen König blos die Stelle eines den Bundesfürsten verantwortlichen obersten Feldherrn einräumen, und weil Preußen das zu wenig fand, so zog sich Oestereich aus seiner Bedrängniß lieber durch die Aufopferung der Lombardei als durch ein Zugeständniß eines allerdings bedeutenden Machtvorrechtes an Preußen.

Aus diesem gegenseitigen Widerstreben ist in den Häuptern beider Reiche eine Verstimmung erwachsen, welche nicht wieder, auch nicht unter dem Glanze späterer Zusammenkünfte und der dabei veranstalteten Feste, hat verwischt werden können. Für Oesterreich war diese weit gediehene Entfremdung der beiden deutschen Hauptmächte am schädlichsten. Louis Napoleon hatte, wie man behauptet, aus der Lage Oesterreichs nach der Schlacht von Solferino den Vortheil zu ziehen gehofft, daß er sich gegen Zurückgabe der Lombardei mit österreichischer Hilfe werde das linke Rheinufer nehmen können, aber weil Franz Joseph zu solchem Verrathe deutschen Landes nicht fähig war, hat jener seine kalten Gefühle gegen Oesterreich bewahrt und einer Verletzung des zwischen beiden Mächten in Italien geschlossenen Friedens nicht gewehrt. Er ließ es zu, daß ein einheitlicher Staat Italien aufwuchs. Und seinem Verhalten gegen Rußland und Preußen hat es Oesterreich zuzuschreiben, daß dieser Staat schon nach wenigen Jahren auch die förmliche Anerkennung dieser Mächte fand.

So stand Oesterreich vereinzelt und auf sich selbst gestellt da, während ein jedes andere große Reich in Europa Freundschaft oder Bündniß mit der oder jener Macht hatte. Preußen konnte auf Rußland rechnen. Hatte es dessen Freundschaft durch seine Neutralität im Krimmkriege

bereits erworben, so verpflichtete es sich dasselbe neuerlich zu Dank durch gute Dienste, die es ihm in der großen Revolution (1861—1863) zur vollständigen Niederwerfung derselben geleistet hatte.

Wenn nur dabei Oesterreich irgend einen Verlaß auf die innere Kraft seines weitgedehnten Reiches hätte haben können! Aber auch nach dieser Seite hin sah es dort überaus traurig aus. Das ganze staatliche Leben war dort von der Macht der ausschließlich herrschenden katholischen Kirche beeinflußt und beengt. Die einzelnen Reiche innerhalb des Kaiserstaates waren ohne jede Begeisterung für die Regierung, es fehlte im Gegentheil, vorab in Ungarn, nicht an Widerstand gegen sie. Die Finanzen waren in den schlimmsten Zustand gerathen. Reformen, welche der Kaiser nach den Vorschlägen eines berufenen Reichsrathes anbahnte, schärften das Verlangen nach weitergehenden Rechten, und Ungarn durchzitterte mehr und mehr eine bedenkliche Erregung. Umsonst war es, daß man sich zur Schaffung einer die meisten Länder umfassenden parlamentarischen Verfassung herbeiließ (Febr. 1861:) es blieb nach allen Seiten hin eine unverkennbare Unsicherheit aller Verhältnisse.

Bei all diesem waren in Deutschland die von Oesterreich am meisten gehaßten und gefürchteten Ideen von einem einheitlichen und starken Reichsoberhaupt wieder aufgetaucht und hatten ihre Vereinigung in dem 1859 entstandenen Nationalverein gefunden. Oesterreich ging auf Unterdrückung dieses Vereins aus, fand aber bei Preußen dazu nicht die nöthige Unterstützung. Zwar, sei es scheinbar oder im Ernst, gab der Prinz-Regent die bestimmte Zusage, Verbesserungen in Deutschland dürfen nie anders als durch gesetzliche Maßregeln

erreicht werden. Aber wer weiß, ob sich Preußen nicht doch im Stillen bereits diesen Verein und die daraus hervorgehende Bewegung, womöglich, zu einem Bundesgenossen ausersehen hatte für die Zeit, wo es das bedrängte Oesterreich aus Deutschland zu verbannen hoffen dürfte. Wenigstens ist es auffallend, daß gerade damals Preußen seine Wehrverfassung umgestaltete und dadurch die Stärke seines Heeres namhaft zu vermehren begann. Es scheint auch, die kleineren Staaten in Deutschland wurden von dem Gedanken beunruhigt, daß das durch Wehrkraft gestärkte Preußen ihrer Selbstständigkeit gefährlich werden könnte, wenn es zumal, wie es den Anschein hatte, auch noch größere Sympathieen des Volkes gewinnen würde. Es fehlte daher unter ihnen nicht an Berathungen, wie man dem tiefer gehenden Verlangen des deutschen Volkes nach Einigkeit und Kräftigung ohne eine preußische Uebermacht Genüge leisten könnte; aber eine Einigung unter sich selbst scheiterte an Hegemoniegelüsten der meisten einzelnen. Baden hoffte den Anspruch auf Führerschaft in der mitteldeutschen Staatengruppe durch sehr liberale Einrichtungen und Aenderungen in seinem kleinen Staatskörper zu erlangen, nachdem dort eben noch ein großer Druck auf die freie Regung politischer Ansichten ausgeübt worden war. Es hat sich aber nach Außen weder Achtung noch im Innern Zufriedenheit verschaffen können, und die Art und Weise seines Benehmens während des letzten Krieges, besonders sein unmännliches und serviles Hineilen in die Arme Preußens nach demselben hat sattsam bewiesen, daß ihm zu einer irgend hervorragenden Stellung nicht weniger als das erste und wichtigste fehlt.

Wäre es in der Bestimmung der Mittelstaaten ge-

legen, dem sich noch sanft ankündigenden Aufstreben der preußischen Macht zu einer Deutschland beherrschenden ein entscheidendes Gegengewicht entgegenzusetzen, so wäre nichts nöthiger gewesen als ihre vollständige Einigung unter sich unter der Leitung eines geistiggroßen, sichergehenden Mannes. Denn obgleich König Wilhelm eine große Versuchung von sich wies, gegen die Hingabe der Rheinprovinz an Frankreich sich in Deutschland ausgiebig zu entschädigen, und obwohl er bei einer Zusammenkunft fast aller deutscher Fürsten in Baden schöne Worte von ehrenhaften Absichten für Deutschlands Wohl redete, so mehrte sich doch mehr und mehr ein bedenkliches Zeichen nach dem andern, woraus man schließen konnte, eine von preußischem Selbstgefühl beherrschte Partei in der Umgebung des Königs dränge auf Machterweiterung in Deutschland hin. Preußen schloß mit einigen kleinen Fürsten sogenannte Militärverträge, durch welche es seine Militärgewalt über die Grenzen seines Reiches hinaus ausdehnte. Als Oesterreich mit vielen, und zwar den größeren, Mittel- und Kleinstaaten gegen diesen engeren Bund im allgemeinen deutschen Bunde protestirte, hat man dann von Seite Preußens diesen Protest ziemlich schnöde abgewiesen und ist ganz unbekümmert um ihn geblieben. Schnöder noch hat man den Kurfürsten von Hessen, Oesterreichs treuesten Anhänger und Verehrer, zur Nachgiebigkeit gegen seine Stände gezwungen. Aber am bedenklichsten mußte außerhalb Preußens doch die Berufung eines Mannes zum Minister des Auswärtigen erscheinen, dessen gereizte Gefühle gegen Oesterreich während seiner Funktionen als Bundestagsgesandter allgemein bekannt geworden waren. Als es sich dann bald zeigte, wozu der Mann eigent-

lich berufen, und wie er die ihm gewordene Aufgabe durchzuführen entschlossen war, hätte man allerwärts zu gemeinsamer Rüstung gegen Preußen sich verstehen müssen, wenn die dort bereits weit eingenisteten Herrsch- und Machtgelüste ihre Absicht nicht hätten erreichen sollen. —

Gegen die vom König beschlossene Wehrverfassung und gegen die zu ihrer Durchführung geforderten und genommenen Mittel hatte im Abgeordnetenhause eine starke Majorität Opposition gemacht. Vortreffliche und liberal gesinnte Minister haben, weil sie gegen die Verfassung des Reiches nicht handeln wollten, ihre Posten verlassen. Da galt es einen Mann zu finden, welcher kühn genug war, trotz Verfassung und Abgeordnetenhaus die Wehrverfassung durchzusetzen und mittelst derselben, wenn sich dazu früher oder später Gelegenheit finden sollte, die Fahne der preußischen Hegemonie in Deutschland aufzupflanzen. Der Mann war Freiherr v. Bismarck. Vom König war ihm ohne Zweifel ein großer Spielraum freier Bewegung zur Durchführung seiner Aufgabe gelassen.

Seine Mitminister hat er sich, wie es scheint, nach seinem Belieben gewählt, die Abgeordneten durfte er nach Gutdünken behandeln; der König wollte hinter ihm mit seiner ganzen Macht stehen. Kühner und geringschätziger ist nie ein Parlament behandelt worden als das preußische von Bismarck und seinen Ministercollegen, und obwohl mehrfache Auflösungen die Opposition eher stärkten als verminderten, Bismarcks Wille blieb der allgewaltige. Vier Jahre lang währte der Kampf, der sich zwischen ihm und der Volksvertretung erhoben hatte, und Bismark hat ihn vom Anfang bis

zum Ende mit wachsender Kühnheit, wenn man nicht lieber sagen will, Vermessenheit, bisweilen mit wildem Trotze, fortgesetzt.

Daß er außerhalb des Hauses der Abgeordneten mächtige Genossen hatte, zeigte die Haltung des Herrenhauses. Alle Hochadeligen darin gingen mit ihm durch Dick und Dünn; wie er, redeten sie alle von der Machtstellung Preußens und verlangten im Interesse derselben die Genehmigung der von der Regierung bereits gemachten und verlangten Ausgabe für die Heeres-Organisation.

Daß Bismarck den Kampf für die Wehrverfassung nicht ohne geheime Absichten führe, haben vielleicht, vielleicht aber auch nicht, außerpreußische Staatsmänner mit stiller Furcht erkannt. Wenn ihnen aber auch sein Verfahren im eigenen Lande kein Grauen vor ihm erweckt hätte, so hat sie desto mehr sein Verfahren gegen die Zollvereinsstaaten aufmerksam machen müssen, was die außerpreußischen deutschen Staaten von ihm zu erwarten haben. Denn er hat im Namen dieses Vereins mit Frankreich einen Vertrag abgeschlossen, welcher viel mehr enthielt, als er nach der ihm ertheilten Vollmacht hätte enthalten dürfen und überdies darauf angelegt war, wie man wenigstens vielfach behauptete, österreichische Interessen recht geflissentlich zu beschädigen. Wenn es wahr ist, was Bismarck geltend machte, daß man nie allen Leuten recht thun kann, und die vielen einzelnen Staaten zu viele, oft einander gerade entgegenstrebende Interessen hatten, als daß er in dem Vertrage hätte allen gerecht werden können, so ist's doch nicht minder wahr, daß die Art und Weise, wie er die Zollvereinsregierungen bei ihren Beschwerden gegen einzelne Punkte des Vertrages behandelte, rücksichtslos

war. Durch seine Willkür wäre beinahe der Zollverein selbst gesprengt worden.

Um nun diesem kühnen Manne das Heft vollständig aus der Hand zu nehmen und sich vor seiner Kühnheit Ruhe zu verschaffen, raffte man sich in Oesterreich zu einem nicht erwarteten muthigen Unternehmen auf.

Die Bewegung des deutschen Volkes zur Erlangung einer Reichsverfassung und die Unbeliebtheit Bismarcks in und außer Preußen benützen wollend hat Franz Joseph einen allgemeinen Fürstencongreß nach Frankfurt berufen (18. Aug. 1863). Alle Fürsten oder wenigstens Stellvertreter derselben erschienen. Nur der König von Preußen blieb weg und ließ sich zum Erscheinen in Frankfurt auch dann nicht bewegen, als der König von Sachsen zu seiner Einladung persönlich bei ihm erschien. Er blieb weg von Frankfurt, weil, wie das nachher ganz klar geworden ist, das von Oesterreich projektirte Verfassungswerk ungefähr gerade das Gegentheil von dem war, was Preußen beabsichtigte. Bismarck, der damals keinen Schritt von der Seite seines Königs wich, ließ darum dessen Betheiligung an den Berathungen dort nicht zu. In einem Brief sprach er aus, Preußen müßte den Weg seiner bisherigen Geschichte verlassen, wenn es sich an dem Werke in Frankfurt betheiligen wollte.

Nach einigen glanzvollen Berathungen über das von Oesterreich vorgelegte Verfassungsprojekt kehrten die Fürsten von Frankfurt nach Hause, und nicht lange währte es, so war von ihrem Congresse keine Rede mehr. Einige Zeit setzte sich der zwischen Preußen und Oesterreich über ihre Anschauungen in Betreff einer Verfassungsreform für Deutschland hervorgetretene Conflikt in gegenseitig mehr und mehr sich spitzenden Noten

fort, und es schien, als ob diese Mächte nie wieder zu irgend einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken sich verstehen könnten.

2.

Was nicht möglich schien, ist bald doch wieder möglich geworden. Trotz der vorausgegangenen Mißhelligkeiten zwischen beiden finden wir Oesterreich und Preußen einige Monate nach dem Fürstencongreß in Frankfurt wieder einträchtig und scheinbar fest zusammenstehend, wie vor 50 Jahren zur gemeinsamen Ueberwindung des fremdländischen Feindes. Freilich hat, wie sich das später deutlich genug offenbarte, auch bei dieser Vereinigung jede der beiden Mächte ein sehr selbstsüchtiges Interesse im Auge behalten. Gedachte die eine, die andere durch ihren Anschluß an sie im Starkwerden zu hindern, so hoffte umgekehrt die andere, in der neuen Freundschaft dem Bundesgenossen vortheilhafte Zugeständnisse abzulocken oder abzunöthigen. Bei solchen selbstsüchtigen Absichten und Plänen konnte das Freundschaftsverhältniß kaum anders als mit bitterer Feindschaft endigen. Und so geschah es auch. Nur war der Ausgang diesmal nicht wie im Jahre 1850 für Preußen, sondern für Oesterreich verderblich.

In Schleswig-Holstein hatten die Dänen durch ihre frevelhafte Verhöhnung aller berechtigten Forderungen der dortigen Bevölkerung endlich auch die Geduld des oft genug vergeblich angerufenen deutschen Bundestages so erschöpft, daß von demselben eine Execution gegen Dänemark beschlossen worden war. Noch vor ihrem Zustandekommen starb der König von Dänemark (15. November 1863.) Nun sollte kraft des soge-

nannten Londoner Protokolls (siehe oben) ein nach den bestehenden Erbverträgen nicht berechtigter Prinz, welcher der Erbe der dänischen Krone war, auch Herr in den Elbherzogthümern werden. Der unbezweifelt zunächst erberechtigte Prinz hatte zwar mittelst des genannten Protokolls auf die Regierung in den Herzogthümern verzichtet; aber weder konnte er das auch für seine Familie, am wenigsten für seinen ältesten majorennen Sohn, noch viel weniger konnte seine Verzichtleistung eine Rechtsverbindlichkeit für die Herzogthümer selber haben, welche bei den Verhandlungen über ihre zukünftige Regierung gar nicht gefragt worden waren.

Ganz Deutschland war nach dem Tode des dänischen Königs durchweht und getragen von einem begeisterten Gefühl für Schleswig Holsteins Recht, und jetzt oder nie, so dachte man allgemein in den Kreisen, in denen Recht und Wahrheit noch etwas gelten, muß Schleswig Holstein nach seinen vielen Kämpfen und Leiden zur völligen Abtrennung von Dänemark und damit auch zum Frieden kommen. Der Prinz Friedrich von Augustenburg, der älteste Sohn jenes sogenannten Protokollprinzen, kündigte sich nach dem Tode des Königs in Dänemark sogleich den Herzogthüuern als ihr rechtmäßiger Herzog an, und weil an seinem Rechte auf dieselben bei dem deutschen Volke kein Zweifel bestand; so erweckte seine Ankunft in der Mitte jener Inselbewohner stürmischen Jubel bei ihnen selbst und große Freude in vielen Gauen des deutschen Vaterlandes.

Vor der großartigen Bewegung des deutschen Volksgeistes zu Gunsten des Prinzen konnten die Dänen in Schleswig Holstein nicht lange Stand halten, und als ein sächsisch hanover'sches Executionskorps im Auftrage

des deutschen Bundestages in Holstein eingerückt war, zogen sich jene sofort hinter die Eider zurück.

Die weithin sich erstreckende Begeisterung für einen allzulange unterdrückten Bruderstamm, die Erregung der Geister, welche sich damals merkbar machte, war ganz und gar nicht nach dem Sinn der beiden deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen. Schon im Allgemeinen haben diese von jeher nichts mehr gefürchtet als große Kundgebungen des Volkes in nationalen Dingen. Dann hatten sie aber noch besondere Gründe, eine solche Kundgebung diesmal zu fürchten. Das Londoner Protokoll hatten auch außerdeutsche Großmächte*) unterzeichnet, und man konnte nicht wissen, ob sie nicht ebendeßhalb in den Handel sich mischen würden, wenn dem Prinzen von Augustenburg das Erbrecht in den Herzogthümern zuerkannt würde. Daher wurden Oesterreich und Preußen zunächst darin einig, diesen zu beseitigen und verlangten zu diesem Zweck seine Ausweisung aus den Herzogthümern. Der Bundestag ging aber auf dieses Verlangen nicht ein. Dabei hatte Preußen, wie wir bereits sahen, schon seit lange die Absicht, die Macht der kleinen Fürsten zu schwächen: wie hätte es wünschen können, daß ein neuer deutscher Fürst in seinem Rücken auftauge und durch seinen Einfluß die ohnedies für Preußen lästige Fürstenmacht stärke, besonders wenn dadurch das Gewicht Oesterreichs Zuwachs bekäme! Die Absicht, wie überhaupt, so besonders in Schleswig Holstein die Macht der kleinern Fürsten zu brechen, hat aber Preußen jedenfalls weislich vor Oesterreich verborgen gehalten. Desto

*) Bemerkenswerth ist, daß das Protokoll vom deutschen Bund nie genehmigt worden ist und zwar auf Veranlassung des edlen Königs Max II. von Bayern.

offener und nachdrücklicher hat es demselben die Gefahren geschildert, welche in den bereits hochgehenden Wogen der erregten Volksstimmung und der dahinter lauernden Revolution oder gar aus einem Krieg mit auswärtigen Mächten sich entwickeln würden, und Oesterreich, von jeher voll Gespensterfurcht bei irgend einem Laut nach Freiheit, konnte den preußischen Vorstellungen nicht widerstehen. Schon hörte man ja den Ruf: frei bis zur Königsau! So hatte man vor einigen Jahren auch gerufen: frei bis zur Adria: so ein Ruf muß zur Revolution führen — und was kann da willkommener sein als ein Bündniß Preußens mit Oesterreich zur muthigen Unterdrückung des sich ankündigenden Sturmes! Nebenbei wird durch dies Bündniß verhindert, daß Preußen nicht allein nach Schleswig Holstein geht und sich, wenn Alles günstig gehen sollte, dort vergrößert. Einverstanden also mit Preußen, daß man die schleswig-holsteinische Sache dem viel zu lauen Bundestag und dem erregten Volke aus den Händen nehmen müsse, ging Oesterreich Hand in Hand mit Preußen gewaffnet nach Schleswig-Holstein.

Anfangs hatte es den Anschein, als zögen die beiden deutschen Vormächte, wie sie sich jetzt nannten, für den dänischen König und gegen die Herzogthümer aus. Ihrem Vorgeben nach mußte man denken, sie wollten dem Londoner Protokoll über die Erbfolge Geltung verschaffen und ebensowohl einem Krieg mit Dänemark als Verwicklungen mit auswärtigen Mächten vorbeugen. Es ist kaum zweifelhaft, daß beide Mächte bei ihrem Auszuge in die Herzogthümer versteckte Absichten hatten; am wenigsten zweifelhaft ist es, daß Preußen in geheimgehaltener Absicht auf Eroberung ausging. Gewiß ist, als die Dänen nicht nur an den Bestimmungen des

genannten Protokolls, sondern auch an der vom Bundestag angefochtenen Einverleibung Holsteins in Dänemark festhaltend nur der Gewalt weichen wollten, drangen die Vormächte rasch in Schleswig ein, und jagten die Dänen unter manchen beiderseitig tapfern Gefechten in kurzer Zeit an die jütische Grenze zurück. Dort verloren die Dänen am 18. April auch ihre festeste Stellung, die Düppeler Schanzen, und waren damit zum Nachsuchen um eine Waffenruhe genöthigt. Auf einer Conferenz der Großmächte Europas in London wurde dann während eines Waffenstillstandes die Beilegung der Streitigkeiten versucht, und wer weiß, ob sie nicht gelungen wäre, wenn sich Dänemark mit einer ihm vorgeschlagenen Theilungslinie begnügt hätte. Aber trotzig auf auswärtige, besonders auf Englands Hilfe rechnend, hat es alle Vergleichungsvorschläge zurückgewiesen. Bezüglich der Erbfolge machte sich in der Conferenz die Ueberzeugung geltend, sie gebühre dem bestberechtigten Prätendenten, und Niemand außer dem dänischen Gesandten behauptete, daß das ein anderer sein könne, als der Prinz von Augustenburg. Die Dänen nahmen dann den Kampf mit den Vormächten wieder auf, bis sie vollständig von den Heeren derselben überwunden worden waren. Von allen Freunden verlassen, mußten sie sich nun zu dem Wiener Frieden bequemen, nach welchem die drei Elbherzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen zur freien Verfügung überlassen wurden.

Bismarck hatte mehr erreicht, als er in so kurzer Zeit zu erreichen hoffen mochte. Hatten die Elbherzogthümer zwar außer Preußen noch einen Herrn, so war doch in Deutschland und noch dazu in der Nachbar-

schaft Preußens ein Fürst weniger geworden und in dem Eroberungsrecht das Recht gefunden, dem erbberechtigten Prinzen sein Eigenthum vorzuenthalten. Dazu kam, daß durch die vollkommene Geringschätzung des deutschen Bundestags uud seiner Beschlüsse von Seite der beiden Vormächte die kleineren und kleinen Bundesfürsten macht- und einflußlos vor dem Aus- und Inlande erschienen. Bisher waren sie von Oesterreich in die Höhe gehalten worden und von ihrer Hinneigung zu Oesterreich war größentheils dessen Einfluß in Deutschland abhängig gewesen. Nun hatte Oesterreich, wie es sich schon früher um alle Freundschaft mit auswärtigen Mächten gebracht hatte, auch seine Hausgenossen mit Füßen getreten und seine nächsten Freunde undankbar verlassen. Was hätte Bismarck noch mehr wünschen können! Konnte er nicht erwarten, dieses von allen Seiten verlassene, dieses geldbedürftige Oesterreich werde sanften oder drohenden Vorstellungen Preußens nachgeben und gegen eine entsprechende Geldentschädigung seinen Antheil an den eroberten Herzogthümern an Preußen ablassen?

Wir haben nun die unerquickliche Aufgabe, die Mittel und Wege kennen zu lernen, durch welche Bismarck das letzte Ziel seiner Absichten zu erreichen suchte. Milde gesagt, war er auch bei seinem weiteren Thun keineswegs wählerisch in seinen Grundsätzen.

Seine List und Kühnheit und das ganze Spiel, welches er zur vollständigen Entreißung der Elbherzogthümer aus den Händen Oesterreichs und zur ausschließlichen Eroberung für Preußen gespielt, und das schließlich zu dem Kriege geführt hat, hat weithin in den Kreisen, in welchen man an Wahrheit und deutsche Treue festhält, die tiefste Entrüstung erweckt.

Zunächst waren Bismarck die noch immer in Holstein stehenden Bundestruppen unbequem, und er fand deßhalb für gut, ihnen kräftig zu bedeuten, daß sie dort nichts zu thun und zu suchen hätten und sich in ihre Heimath zurückbegeben sollten. Zu dem Zweck wurden sie eines Tages von den preußischen Truppen umzingelt und zur schleunigen Aufgabe ihrer Stellung genöthigt. Die gekränkten Bundestruppen waren dann froh, als der ohnmächtige Bundestag auf des allgewaltigen Preußens Verlangen sie bald aus Holstein abrief.

Ueberaus belästigt fühlte sich Bismarck durch den Prinzen Augustenburg. Derselbe verlangte, in die Herzogthümer Schleswig-Holstein als rechtmäßiger Herzog eingesetzt zu werden. Oesterreich unterstützte dies Verlangen. Nackt und offen hat Bismarck dasselbe nicht zurückgewiesen und seine bösen Absichten gegen den Prinzen nicht dargelegt. Er ließ sich vielmehr mit ihm in Unterhandlungen ein über gewisse Bedingungen, unter welchen er die Regierung übernehmen dürfte. Der ganze Umfang dieser Bedingungen ist, wie es scheint, nicht bekannt worden: man weiß nur soviel, daß er an Preußen die Heerkräfte Schleswig-Holsteins, den Kieler Hafen und andere Punkte überlassen sollte. Während damals noch alle anderen, auch die kleinsten, Fürsten souverain waren, sollte er an Preußens Macht und Willen sich binden lassen. Dem widerstand der Prinz. In einer mit Bismarck gepflogenen Unterredung machte er die später von diesem vielfach zum Schlimmsten ausgebeutete Bemerkung: es wäre besser gewesen, wenn Preußen und Oesterreich in Schleswig-Holstein sich nicht eingemischt hätten. Die Verhandlungen wurden daraufhin ganz mit ihm

abgebrochen und im Vertrauen darauf, daß Oesterreich früher oder später die Uebertragung der Regierung der Elbherzogthümer an Preußen oder gar die Annexion derselben Preußen zugestehen werde, beseitigte man den Augustenburger Prinzen durch eine Erklärung, welche Preußen in der zum Ausgang der Sache drängenden Bundesversammlung dahin abgeben ließ: der König wolle durch sein Kronsyndicat die Rechte der verschiedenen Prätendenten auf die Herzogthümer untersuchen lassen.

Die Kronsyndici beeilten sich mit ihrem Spruche gar nicht; nur wurde bald laut, es bilde sich in ihrem Schooße mehr und mehr die Ueberzeugung, der Prinz von Augustenburg habe gar kein Recht mehr auf die Herzogthümer, seitdem dieselben von Preußen und Oesterreich erobert worden seien. Aber auch abgesehen davon stehe es mit seinen Ansprüchen schlecht. Daraus konnte man merken, wenn man es nicht schon wußte, was das Kronsyndicat für eine ehrenhafte Aufgabe empfangen habe. Es war dazu berufen, um Preußen Zeit zu seinen Verhandlungen mit Oesterreich zu verschaffen und die öffentliche Meinung darauf vorzubereiten, daß dem Augustenburger Schleswig-Holstein nicht übertragen werde.

Oesterreich war neben der Absicht, der Revolution im Bunde mit Preußen entgegenzutreten, auch aus dem Grund mit nach Schleswig-Holstein gegangen, um dort Preußen an Bereicherung seiner Macht zu verhindern, und nun stellte es sich heraus, Preußens Meinung war, es sollte ihm dazu verhelfen. Nach dieser Meinung hätte also Oesterreich auf einen guten Theil des Zweckes seiner Verbindung mit Preußen verzichten müssen. Da war es denn natürlich, daß beide Mächte

über ihre ganz entgegengesetzten Anschauungen von dem Zwecke ihrer Verbindung jetzt in Conflikt gerathen mußten. Geldentschädigung, welche Preußen Österreich für die Abtretung seines Antheils an den Herzogthümern angeboten haben soll, machte Preußen weder schwächer noch Oesterreich stärker. Und eine Entschädigung an Land und Leuten, welche Oesterreich in Preußisch-Schlesien für Verzichtleistung auf sein Eroberungsrecht in den Herzogthümern verlangt haben soll, hätte Preußens Vergrößerung im Norden wieder aufgehoben. Kurz, Preußen täuschte sich über die erwartete Nachgiebigkeit Oesterreichs, und die daraus entstehende Verstimmung beider konnte nicht ohne den nachtheiligsten Einfluß auf die Ausübung der gemeinschaftlichen Regierungsgewalt in den Herzogthümern bleiben.

Da sann Preußen auf Mittel, das wankende und doch so zähe Oesterreich an seiner empfindlichsten Seite anzugreifen und suchte im Bunde mit einem starken Feinde desselben ihm ein vollständiges Nachgeben gegen die preußischen Pläne abzunöthigen. Ein Feind Oesterreichs, Italien, hatte sich bereits schon selber Preußen zu diesem Dienste angeboten. Italien wollte schon lange Venedig Oesterreich entreißen, weil es aber Napoleons Hilfe dazu nicht erlangen konnte, so fühlte es sich nicht stark genug zur Erreichung seines Wunsches. Es stellte daher Preußen vor, wenn dieses zur Erreichung seiner Absichten auf die Herrschaft in Deutschland Oesterreich von der einen Seite erfaßte, während es von der andern her von Italien erfaßt würde, so ließe sich unter den inneren österreichischen Zuständen für beide Gegner desselben ein siegreicher Ausgang mit Gewißheit voraussehen. Obwohl Bismarck schon

einmal die Drohung hatte fallen lassen, er werde ein Bündniß mit dem Ausland gegen Oesterreich nicht scheuen, wenn es in seiner Opposition gegen Preußen anhalte, so scheint ihm ein schnelles Eingehen auf die italienischen Vorschläge anfangs noch Bedenklichkeiten gemacht zu haben. Doch gab er einstweilen seine Hinneigung zu Italien damit zu erkennen, daß er mit ihm einen Handelsvertrag im Namen des Zollvereins abschloß und die Regierungen dieses Vereins nöthigte, das neue Königreich Italien anzuerkennen. Mit dieser offen an den Tag gelegten feindlichen Gesinnung Preußens gegen Oesterreich neben einer im diplomatischen Verkehr jedenfalls geübten scharfen Sprache erreichten die gegenseitigen Beziehungen beider Vormächte die höchste Spannung.

Auf einer von Preußen gesuchten Zusammenkunft der beiden Monarchen in Salzburg und Gastein wurde für das Jahr 1865 der Ausbruch eines Krieges noch einmal gehindert, und zwar durch einen Vertrag, nach welchem Oesterreich gegen eine Geldentschädigung von 2 Millionen Thaler Lauenburg an Preußen überließ, Schleswig-Holstein getrennte Verwaltung, und zwar Schleswig preußische, Holstein österreichische erhielt. Beide Herzogthümer sollten dem Zollverein beitreten.

Oesterreich scheint der Ansicht gewesen zu sein, Preußen werde schließlich dem Prinzen von Augustenburg die Herzogthümer übergeben, und wenn es dazu gutwillig sich nicht herbeilassen wolle, so werde es durch ein Zurückkehren Oesterreichs zu den alten Freunden im Bundestage gezwungen werden. Preußen aber war entschlossen, dem Bundestag auf alle Gefahren hin das Aufleben unmöglich zu machen und sich einen von ihm ausgehenden Zwang nicht gefallen zu lassen. Vorerst

ließ es aber dort den Glauben an ein gewaltthätiges Vorgehen in den Herzogthümern durch eine gemäßigtere Sprache nicht aufkommen; es hat noch viel später die Absicht einer Annexion entschieden in Abrede gestellt. Indessen traf es doch schon gleich nach dem Gasteiner Vertrag seine Maßnahmen für den schlimmsten Ausgang seiner Verhandlungen mit Oesterreich. Vor Allem brauchte es zu wissen, wie sich Frankreich für den Fall eines Krieges in Deutschland verhalten würde, und ob es durch das von Bismarck bisher geübte System der Versprechungen nöthigenfalls zur Neutralität veranlaßt werden könnte. Zu diesem Zwecke suchte Bismarck den Kaiser Louis Napoleon unter dem Vorgeben, seine Gesundheit zu stärken, in den pyrenäischen Bädern auf. Wie weit dort gegenseitige Verabredungen sich erstreckt haben mögen, weiß man nicht. Doch war es auffallend, daß nach dieser Reise Bismarcks schon früher im Umlauf gewesene Gerüchte über die Abtretung Saarbrückens an Frankreich aufs Neue sich vernehmen ließen.

Bei Eröffnung der französischen Kammern einige Monate darnach verkündigte Napoleon seine Absicht, neutral in deutschen Angelegenheiten zu bleiben — Januar 1866. Im Februar meldeten die Zeitungen, italienische Gesandte unterhandeln in Berlin über ein preußisch italienisches Bündniß. Und weil Oesterreich trotz seiner schlechten Finanzen Preußen die Herzogthümer nicht ausschließlich überließ, so schloß dieses am 10. April wirklich mit Italien ein Bündniß ab, nach welchem beide Staaten Oesterreich zugleich bekriegen sollten und keiner mit ihm ohne den andern Frieden machen dürfte. Die Art und Weise, wie Bismarck nun den Krieg einleitete und in seinen weitern Ver-

handlungen mit Oesterreich den Anschein festzustellen suchte, als treibe dieses muthwillig zum Kriege hin, entspricht ganz den Künsten seiner bisher geübten staatsmännischen Weisheit. Diesmal paßte es in sein System, nicht wie bisher, mit kühner Verachtung auf Wünsche und Forderungen des Volkes herabzuschauen, sondern er war schlau genug zu begreifen, in einen möglicher Weise weit sich ausdehnenden Krieg müsse man möglichst viele Sympathieen des Volkes mitnehmen und deßhalb Alles hervorsuchen, was ihm den Krieg weniger schrecklich und als eine für des Volkes Lieblingswünsche heilsame Nothwendigkeit erscheinen lasse. Was er deßhalb in Aussicht zu stellen für gut fand, werden wir gleich nachher sehen.

Seinen Vorwand zu dem Kriegsanfang, einstweilen zu den Plänkeleien, stützte er auf die freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs zu dem Prinzen Augustenburg, welcher in Kiel sich herzoglich häuslich niedergelassen hatte. Bismarck beschwerte sich schon am 26. Januar über Begünstigungen, welche diesem Prinzen mit Unrecht sollten von Oesterreich eingeräumt worden sein, und deutete unverblümt an, Preußen werde das Bündniß mit Oesterreich bei dessen weiterer Opposition als hinfällig betrachten. Im März erklärte er einigen servilen Rittern aus Holstein laut, Preußen werde jedenfalls versuchen, die Herzogthümer für sich zu gewinnen. Dieser Erklärung folgte eine in ganz Deutschland mit Entrüstung aufgenommene Verordnung, welche in Schleswig jede Sympathie für den rechmäßigen Herzog mit Zuchthausstrafe bedrohte.

Oesterreich begriff endlich, mit ausweichenden Reden und diplomatischen Noten allein sei dem erhitzten Preußen gegenüber nicht mehr auszukommen. Es hielt

für nothwendig, Preußen, diesem Volk in Waffen, gegenüber sich in einige Wehr zu setzen und fing an zu rüsten. Darauf eben hatte Bismarck gewartet. Nun gab es für ihn Anlaß, Oesterreich bei Fürst und Volk in Deutschland als Ruhestörer anzuklagen. Und da nun der Krieg bei ihm beschlossene Sache war, so ging er daran, zur Gewinnung der Volksgunst nichts unversucht zu lassen und den schlechten Ruf der preußischen Regierung, welchen sie sich durch die Jahre lang geübte Verachtung des Volkswillen in ganz Deutschland zugezogen hatte, zu verwischen. Deutsches Parlament — das war schon lange und ganz besonders unter den Wirren des Frühjahres 1866 das allgemeine Losungswort im weiten deutschen Reich. Dies Parlament warf Bismarck als Köder dem Volke hin, um damit bei ihm Vertrauen für sich und Rechtfertigung des Krieges zu gewinnen. Am Bundestag (9. April) ließ er erklären, Preußen und ganz Deutschland finden Kraft und Einigung nur in einem Parlament zu Frankfurt, welches durch allgemeins Stimmrecht gewählt wird. Ja, um Preußens liberale Absichten über alle Zweifel zu stellen, erklärten preußische Zeitungen, man werde auf die deutsche Reichsverfassung vom Jahre 1849 zurückgreifen und das Wahlgesetz derselben der Wahl zu dem Parlamente zu Grunde legen. Einen eigentlichen Verfassungsentwurf legte Preußen nicht vor, nur so viel konnte man erfahren, es bestehe darauf, daß ihm der Oberbefehl über die gesammte Militärmacht Deutschlands und die Vertretung desselben im Auslande übertragen werde. Es wartete indeß das Ergebniß zu eröffnender Verhandlungen über seinen Vorschlag nicht ab, sondern in der Erwartung, daß es zu keinem erwünschten Ergebniß kommen werde, hat es solche

Verhandlungen gar nicht hervorgerufen, dagegen am Tage nach seiner Erklärung in der Bundesversammlung das bereits genannte Bündniß mit Italien abgeschlossen. Mehrere Mittelstaaten, nemlich Sachsen, Würtemberg, Darmstadt und Nassau schlugen sich offen zu Oesterreich; Hannover und Baden schienen anfangs neutral bleiben zu wollen; Bayern übernahm die Rolle eines Vermittlers. Noch einmal schien der Ausbruch eines Krieges vermieden zu werden; es war einmal von Entwaffnung die Rede. Aber Preußen ließ schon bald keinen Zweifel darüber, daß es sie nicht wolle. Denn als Oesterreich sich erbot, seine Truppen von der preußischen Grenze zurückzuziehen, aber dabei nicht verbarg, es werde die zurückgezogenen Truppen an der italienischen Grenze sammeln, da gestand Preußen Oesterreich schon die Freiheit nicht mehr zu, weit ab von Preußen seine Grenzen zu sichern. Bismarck beschuldigte Oesterreich, es scheine den Krieg zu wollen, da es in seiner verzweifelten Finanzlage darin allein noch eine Aussicht auf Wiedererstarkung erkenne.

Wie der König im Stande gewesen ist, den Wegen und Mitteln seines Ministeriums die Zustimmung zu geben, ist nicht leicht, zu begreifen. Er machte gerne den Anspruch, für einen frommen Christen und für einen Freund der Gerechtigkeit gehalten zu werden. Das that er in geflissentlicher Weise am 7. Mai in einer Ansprache an eine Versammlung höherer preußischer Geistlicher. Darin sagte er ohngefähr so: Die Zeitungen hießen ihn täglich bedenken, was es heiße, Krieg führen, als ob er der einzige Mann im Lande sei, der das nicht bedächte, während er gerade der erste sei, der täglich mit seinem Gewissen vor Gott stehen und alle Tragweiten erwägen müsse. Er habe den Kaiser

gebeten wie nur ein Bruder den andern bitten könne, die Hand zur Ausgleichung zu reichen, aber Alles sei vergeblich. Man wolle die Erniedrigung Preußens, und die dürfe er nicht zugeben. Müsse er sein Volk zu den Waffen rufen, so möge Jedermann beten, daß Gott da Sieg geben möge, wo die gerechte Sache sei.

Es kann sich uns nicht geziemen, den König einer unrühmlichen Gesinnung beschuldigen zu wollen, aber dabei bleibt es doch wahr, daß das Verfahren seiner Regierung in hellem Widerspruch steht mit dem von ihm dargelegten Gefühlen für das Recht und die Wahrheit. Möge es ihm leicht sein, vor seinem eigenen Gewissen diesen unverkennbaren Widerspruch zu lösen! —

Von einem weitern Vorgehen auf der einmal betretenen Bahn der List und Gewalt schien dem Minister Bismarck eine Warnung aus höherer Welt zuzukommen. Ein jüdischer Jüngling machte in politischer Schwärmerei einen Meuchelmordversuch auf ihn, aber obgleich er einen vielmal geladenen Revolver auf ihn abschoß, so hat ihn keine der schwachen Kugeln erheblich verletzt. Die Frommen in Preußen sahen in dieser Vereitelung des Mordversuches ein Bekennen der göttlichen Vorsehung zu den Wegen der preußischen Regierung. Man kann aber darin auch eine Warnung sehen und muß abwarten, ob der Ausgang der preußischen Unternehmungen das nicht klar macht.

In preußischen Blättern ergoßen sich mehr und mehr Fluthen von Verunglimpfungen über Oesterreich neben den theuersten Versicherungen, Preußen habe für das deutsche Volk die besten Absichten. Nicht mit dem Volke, so hieß es, werde Krieg geführt, sondern mit seinen Regierungen; hintennach freilich wurde es klar,

daß der Krieg doch vor allem ein Krieg mit dem Volke war, weil man ja dies ganz besonders für den Krieg strafte und ihm fürchterliche Summen zahlen ließ.

Oesterreich sah bald ein, daß es sich bei dem von Preußen eröffneten Spiel nicht lange in Holstein halten könne. Es trachtete daher darnach, seiner Herrschaft dort los zu werden. In dieser Absicht gab es am 1. Juni der Bundesversammlung in Frankfurt die Entscheidung über den rechtmäßigen Herrn in Schleswig-Holstein anheim. Es wollte auch das Land selbst über diese Frage sich aussprechen lassen und berief gegen die entschiedenste Einsprache Preußens auf den 11. Juni die holsteinischen Stände durch seinen Statthalter nach Itzehoe. Diesem Schritt folgte die preußische Gewalt auf dem Fuße nach. Die wenigen österreichischen Trnppen wurden von einer starken aus Schleswig heranrückenden preußischen Soldatenmacht aus Holstein hinausgedrängt, die Abgeordneten der Ständeversammlung an ihren Sitzungen verhindert.

Nun erinnerte sich Oesterreich in verbindlicher Sprache der alten Bundesgenossen wieder und suchte sie durch eine, in der Bundesverfassuug gegründete Vorstellung zu einem auf Mobilmachung der Bundesarmee abzielenden Beschluß zu bestimmen. Mit Hilfe seiner kunstfertigen Auslegung der Gesetze und Verträge nach seinem Geschmack und Willen erklärte Bismarck einen solchen Beschluß als eine Verletzuug der Bundesverfassung. Aber die meisten Regierungen ließen sich dadurch nicht beirren, und am 14. Juni wurde der von Oesterreich gestellte Antrag auf Mobilmachung zum Beschluß erhoben. Sofort kündigte Preußen seinen Austritt aus dem Bundestag an und erklärte das Bundesverhältniß für gebrochen. Gerüstet, wie es schon lange

war, gestärkt durch sein Bündniß mit Italien, gesichert gegen Frankreich durch Verabredungen mit Napoleon, konnte es getrost in den Krieg gehen und dem Ziele zusteuern, welches es schon längst nach einem wohldurchdachten Plan in Aussicht genommen hatte. Um im Rücken und auf keiner Seite von Feinden oder zweifelhaften Freunden belästigt zu sein, stellte man eiligst in Hannover, Dresden und Kassel in der bündigsten Weise das Verlangeu der Neutralität oder Abrüstung. Man erklärte, in diesem Falle werde Preußen den drei Staaten ihren Besitzstand garantiren. Die allseits abschlägige Antwort zog das augenblickliche Einrücken der Preußen in großer Stärke in allen drei Staaten nach sich. Der blinde König von Hannover zog etwas langsam mit seinem ungerüsteten Heer dem Süden zu. Der Kurfürst von Hessen blieb in Kassel und wurde gefangen genommen, das sächsische Heer wurde aber von seinem König dem österreichischen Heere zugeführt und erreichte glücklich Böhmen. In Frankfurt kamen einem preußischen Handstreich Hessen und Würtemberger zuvor. — Dieser preußischen Behendigkeit gegenüber lagen die Oesterreicher in unbegreiflicher Ruhe an den Grenzen ihres Feindes, und man fing deßhalb allgemein an, irre zu werden an der Feldherrnkunst des Obergenerals von Benedek, welcher doch bei Uebernahme seines Commando's einen Armeebefehl voll Siegesgewißheit erlassen hatte. Langsam entfalteten alle Süddeutschen ihre Kräfte, nirgends war ein rechter Eifer, die Truppen vorwärts zu bringen und dem Feinde zu nähern. Die allseitige langsame Bewegung trug nichts zu irgend einem muthigen Hinwegsetzen über den Schmerz bei, welcher in Süddeutschland über den ausgebrochenen Bruderkrieg ganz allgemein war. Dagegen

entstand hier auf einem Gebiete eine beklagenswerthe Leidenschaft, auf welchem man das Erwachen einer solchen nicht hätte erwarten sollen. Preußische Blätter hetzten gegen Oesterreich auch mit Hinweisung auf die Nachtheile, welche Oesterreich dem Protestantismus und auf die Vortheile, welche ihm Preußen bereitet hätte. Diese Hetzerei fand im Süden einen Wiederhall bei den Katholiken, welche jedenfalls hier auch gehetzt, im Krieg einen Religionskrieg sahen und den Ausgang davon in drastischen Bildern den Protestanten vor Augen hielten.

Das blutige Handwerk des Krieges ging bald schon nach der am 20. Juni jetzt auch von Preußen und Italien erfolgten Kriegserklärung an Oesterreich los. Am 24. Juni, dem Jahrestag der Schlacht bei Solferino, wurde die italienische Armee, die von einer schnellen Eroberung Venetiens träumte, von Erzherzog Karl bei Custozza vollständig geschlagen. — Am 27. Juni trafen die von preußischen Unterhändlern in ihrem Zuge mehrfach aufgehaltenen Hannoveraner bei Langensalza mit Preußen zusammen und hatten über dieselben ein bedeutendes Uebergewicht behauptet; aber getäuscht durch falsche Vorspiegelungen und irre gemacht durch das Ausbleiben erwarteter bayerischer Hilfe, willigte ihr König voreilig in eine Kapitulation. Die Armee wurde in die Heimath geschickt und aufgelöst, der König begab sich nach Oesterreich. — Zur Zeit des Kampfes bei Langensalza trafen andere preußische Heertheile mit den Oesterreichern und Sachsen zusammen. Am 23. Juni waren die Preußen mit zwei Armeen in Böhmen, wo sie die Gebirgspässe fast gar nicht besetzt fanden, eingerückt. In der Nacht vom 26. auf den 27. Juli kam es zwischen Clam Gallas

und dem Prinzen Friedrich Karl zu einem ernsten Zusammenstoß bei Podol. Die Oesterreicher wichen und ließen viele Gefangene zurück. Bei Münchengrätz erlagen am 27. Juni die Oesterreicher zwei vereinigten preußischen Armeekorps, worauf sich bei Gitschin ein entscheidender Kampf vorzubereiten begann. Am 29. Juni erstürmten die Preußen die Höhen dortselbst und nahmen nach einem sehr hitzigen Kampf mit einem Verlust von 2000 Mann in der folgenden Nacht auch die Stadt. Nun kam auch die schlesische Armee unter dem Kronprinzen schnell dem in Gitschin festgesetzten Vereinigungspunkte der drei preußischen Armeen nahe. Einmal bei Trautenau zurückgedrängt, kam sie dann um so schneller vorwärts und stand am 30. Juni nur noch 8 Stunden von der ersten Armee entfernt vereinigt bei Königinhof.

Am 2. Juli war der König von Preußen mit Bismarck in Gitschin eingetroffen, Benedek stand, die Festungen Josephstadt und Königsgrätz im Rücken, fest verschanzt hinter der Bistriz. Am 5. Juli eröffnete Prinz Friedrich Karl den Kampf, und bald erhob sich ein mörderischer Streit um mehrere Dörfer an der Bistriz, besonders um Sadowa. Auch die Sachsen waren an diesem Kampfe betheiligt und schlugen sich heldenmäßig. Bis über Mittag hinaus waren die Oesterreicher und Sachsen eher im Vortheile als im Nachtheil. Alles kam darauf an, ob der österreichische Heerführer noch vor dem Herankommen des Kronprinzen von Preußen die entscheidungsvollsten Augenblicke mit der Umsicht eines klaren und starken Geistes ausnützen werde. Aber Benedek glänzte zwar durch Tapferkeit, hat aber großer und kühner Gedanken ebenso völlig als seines Glückes in früheren Schlachten ermangelt. Der Kronprinz kam mit seiner Armee den

bereits kämpfenden preußischen Armeen zu Hilfe und kaum hatte er länger als 2 Stunden in die blutige Arbeit eingegriffen, so zogen sich die Oesterreicher eiligst zurück. Mehr und mehr artete der Rückzug in Flucht aus, welche das Verderben erst recht mit sich gebracht hat. Stürmisch drängten ihnen die Preußen nach, nahmen 174 Geschütze und machten 20,000 Mann gefangen.

Oesterreich fühlte sich nicht nur geschlagen, sondern halb vernichtet. Es hatte den 240,000 Mann Preußen mit 770 Geschützen 210,000 Mann mit 760 Geschützen entgegengestellt. Und nun diesen Verlust an Todten und Gefangenen — 50000 Mann im Ganzen — in den Gefechten und Schlachten der letzten Tage! Im Innern des Reiches zeigte sich Alles in dumpfer, niedergeschlagener Stimmung. Bei all diesem auch noch ein grimmiger Feind an einer anderen Grenze des Reiches! Die Bedrängniß war grenzenlos. Da galt es, durch eine schnelle und kühne That, sich ihr zu entwinden. Das war diese That: telegraphisch trat Oesterreich an den Kaiser Napoleon Venetien ab. Es hoffte ohne Zweifel, Preußen und Italien mit ihm in Verwicklung zu bringen, und wie diese auch endigen möge, für sich Zeit zur Stärkung zu gewinnen. Sollte es nicht erwarten dürfen, Napoleon, welcher gern als der mächtigste Vermittler aller großen Händel in der ganzen Welt gelten wollte und wie er bei seiner Einmischung im Jahre 1859 in die italienischen Angelegenheiten bewies, nebenbei gern eine Bezahlung für seine Liebesdienste nahm, dieser Napoleon werde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, als Herr Venetiens die Italiener demüthig um dieses Besitzthum bitten zu

lassen und gegen die Aushändigung desselben irgendwo eine Vergrößerung seines Reiches zu suchen?

Daß aber Oesterreich diesen Ausweg betreten hat, wer will es ihm verdenken, wenn man nicht vergißt, was Preußen Alles gethan hat, um Oesterreich zu vernichten! Auf vielen krummen Wegen hat es den Krieg mit Oesterreich heraufbeschworen. Mit alten Feinden Deutschlands hat es Verträge geschlossen, Oesterreich sammt seinen deutschen Bundesgenossen zu verderben. Auch mit Generalen der ungarischen Revolution hat es zur Vernichtung Oesterreichs Gemeinschaft angeknüpft, und eben hatte es auch noch durch eine Proklamation in Böhmen ein österreichisches Land zur Empörung gegen seine Regierung aufgerufen. Wer sieht nicht, in dem Preußen, das einst mit der Revolution für immer gebrochen haben wollte, steckte der Revolutionsgeist so gewaltig als nur irgendwo, wenn die Revolution von unten her sich Bahn bricht. Es gab kein Mittel, welches die Regierung des frommen, eben erst noch am allgemeinen Bettag in seinem Reich demüthig gewesenen Königs Wilhelm zum Verderben seines Feindes nicht ergriffen hätte.

Durch die Nachrichten vom Stand der Dinge in Oesterreich und durch das von dort gekommene Anerbieten gerieth Napoleon mit seinem ganzen hohen Rath in fieberhafte Aufregung. Er begriff, wie er nach solchen Erfolgen der preußischen Politik und Gewalt zu wenig gerüstet war, um in die deutschen und italienischen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort zu reden — und doch wollte er seine Schwachheit nicht merken lassen. Sie wurde nichts desto weniger offen. Er nahm Venetien an und schien Lust zu haben, zur Besitznahme desselben eine Flotte auslaufen zu lassen, aber

mit Rücksicht auf seine geringe Vorbereitung zu einem allenfallsigen Kriege mit den wohlgerüsteten Heeren Preußens und Italiens unterließ er jede kriegerische Aktion. Nur die Abschließung eines Waffenstillstandes betrieb er eifrigst und gab zur Erreichung dieses Zweckes seinem von Berlin aus ins preußische Hauptquartier eiligst gekommenen Gesandten einige drohende Worte mit, welche ihre Wirkung nicht ganz verfehlt haben. Italien aber konnte er nicht so leicht, wie er sich gedacht haben mochte, von allem weiteren Vorgehen gegen Oesterreich abhalten. Treuer gegen den mit Preußen abgeschlossenen Vertrag als dankbar für die durch Napoleons Hilfe erlangte Lombardei weigerte es sich entschieden, ohne Preußens Zustimmung Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Die Oesterreicher aber, jedenfalls ein Eingreifen Napoleons in Venetien erwartend, zogen aus dem italienischen Viereck ihre Truppen an die Donau — und die Italiener überzogen nun fast ohne weiteren Kampf Venetien.

Nach kurzer Waffenruhe erneuerten die Preußen ihr Vordringen in Oesterreich, und das fast wunderbare Glück, das sie bisher begünstigt hatte, wich dabei auch ferner nicht von ihnen. Nach der Besetzung Prag's eilten sie nach Brünn, unbekümmert um die Festung Olmütz, bei welcher Benedek seine Truppen gesammelt hatte, und kamen am 18. Juli nach Nikolsburg, 6 Stunden von Wien entfernt. Aber auch sogar nach Ungarn hinein erstreckte sich ihr Vordringen, so zwar, daß nach einem Gefecht bei Blumenau (22. Juli) bereits Preßburg bedroht war. Ein abgeschlossener Waffenstillstandsvertrag that indeß den Siegeszügen der Preußen plötzlichen Einhalt. Inzwischen waren aber die Ita=

liener unter Anführung Cialdinis auch über den Po gedrungen.

Die Waffenruhe war am 22. Juli in Nikolsburg zwischen Preußen und Italien einerseits und Oesterreich anderseits, nicht aber auch zwischen dessen Verbündeten in Deutschland zu Stande gekommen. Dieser soll Oesterreich bei seinen Waffenstillstandsverhandlungen gar nicht oder wenigstens nicht ernstlich gedacht haben. Wie dem aber auch sei, dieselben fanden bei den am 26. Juli schon unterzeichneten Friedenspräliminarien keine Berücksichtigung und wurden genöthigt, einzeln mit Bismark zu unterhandeln.

Doch wir haben, ehe wir den Ausgang dieser Unterhandlungen kennen lernen, noch nachzutragen, wie es ihnen ergangen ist während der preußisch-österreichischen Kämpfe.

In 2 Armeekorps, als 7. und 8. Bundesarmeekorps, waren die Süddeutschen in's Feld gerückt. Beide Armeekorps standen unter dem Oberbefehl des an der Spitze des 7. Korps stehenden greisen Prinzen Karl von Bayern. Das 8. Armeekorps stand unter dem Obercommando des Prinzen Alexander von Hessen. Prinz Karl sollte nach gemeinsamem Plan mit dem österreichischen Feldherrn v. Benedek handeln. Dabei hatten aber die süddeutschen Regierungen sich ausbedungen, daß ihre Armeekorps die Aufgabe haben sollten, zunächst ihre Landesgrenzen zu schützen. Man sieht da, von einer straffen militärischen Einheit war keine Rede. Als Prinz Karl beide Armeekorps an der sächsisch-meining'schen Grenze vereinigen wollte, verweigerte ihm Prinz Alexander den Gehorsam. Als die Bayern dann vom preußischen General Falkenstein mit einem Heer von 53,000 Mann an der meining'schen

Grenze getroffen wurden, waren sie zum Widerstande zu schwach und wurden rasch nach Süden zurückgedrängt. An der Saale bei und in Kissingen hielten sie festen Stand, mußten aber nach einem überaus tapferen und ruhmreichen Widerstand den um ein bedeutendes übermächtigen Preußen den Uebergang über die Saale gestatten. Befürchtend es sei auf ein weiteres Vordringen der Preußen in den Franken, hauptsächlich auf Würzburg, abgesehen, zogen sie sich auf den Main zurück, um hier in guter Stellung den Feind zu erwarten. Der nahm sich indeß, ehe er wirklich nach Würzburg zustrebte, noch eine andere Arbeit vor. Er eilte durch den Spessart Frankfurt zu und warf die ihm im Wege stehenden Theile des 8. Armeekorps im jähen Siegeslaufe nieder, zuerst die Darmstädter bei Laufach am 13. Juli, worauf er am andern Tag Aschaffenburg wegnahm. Die Darmstädter waren überaus schlecht angeführt und in Aschaffenburg hat ein Haufen dem 8. Armeekorps beigegebener Oesterreicher (Italiener, wie man sagte) die Waffen gleich nach dem Beginn des Kampfes weggeworfen. So war der Weg nach Frankfurt leicht geworden. Der Bundestag hatte sich eben noch nach Augsburg geflüchtet, als Falkenstein am Abend des 16. Juli dort einzog. Die Frankfurter hatten nichts weniger als Begeisterung für die süddeutschen Truppen bewiesen und doch wurden sie sofort von den Preußen über alle Begriffe hart und feindlich behandelt. Zuerst wurden ihnen 5 Millionen und schnell darauf 25,000 Millionen Gulden Contribution auferlegt. Im Schrecken über dieses Verlangen und die dabei an den Tag gelegte Härte des preußischen Generals hat sich der Bürgermeister Fellner erhängt.

Während nun die Preußen in Frankfurt waren,

hatten sich die beiden süddeutschen Armeekorps nahezu vereinigt. Aber jene blieben nicht lange unthätig in Frankfurt, sondern suchten von dort aus unter General Manteuffel das 8. Armeekorps auf, drängten es in Gefechten bei Wertheim und Tauberbischofsheim an den Main hin und nöthigten es dadurch, ob es wollte oder nicht, sich mit den Bayern zu vereinigen. Als indeß die Preußen mit den Bayern wieder zusammenstießen, bei Roßbrunn, Uettingen und anderen Orten, leistete diesen das 8. Armeekorps so viel als keine Hilfe; die Badenser besonders, welche schon von Anfang an viel Schwanken verriethen, blieben völlig abseits stehen. Aber trotzdem waren die Preußen durch die Bayern in eine gefährliche Lage gedrängt worden. Doch da verbreitete sich die Kunde von den zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Friedenspräliminarien. In Voraussicht eines auch mit den Süddeutschen unausbleiblichen baldigen Friedens zogen sich die Bayern lieber hinter Würzburg zurück, als daß sie den Preußen eine blutige und unnütze Niederlage bereitet hätten. Zwar die Festung Würzburgs räumten sie nicht, und es fand deßhalb am 27. Juli noch eine Beschießung derselben statt, aber auf die Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstand (2. August) ließen sie die Preußen in die Stadt Würzburg einziehen. Einige Tage darauf wurde dann auch Nürnberg von preußischen Truppen besetzt, nachdem mit denselben vorher noch ein bayerisches Bataillon bei Seibothenreuth blutig zusammengetroffen, aber der Uebermacht erlegen war. Somit war von Preußen die Mainlinie behauptet.

Auf sich selbst angewiesen mußten die süddeutschen Regierungen nach den Friedenspräliminarien Preußens und Oesterreichs einzeln mit Bismarck unterhandeln.

Sie hätten nach dem 3. Juli mit Preußen einen günstigen Frieden schließen können, aber erwartend, daß Oesterreich eine kräftigere Unterstützung bei Frankreich finde, als es wirklich fand, und daß der deutsche Krieg so bald seinen Abschluß nicht finden werde, also wohl auf neue, Preußen ungünstige Wendungen des Krieges rechnend glaubten sie, voran Bayern, Vertragstreue und Bundesfreundschaft verbiete ihnen ein Abstehen von der österreichischen Sache. Sie mußten ihre Ehrlichkeit theuer bezahlen. Nach den Friedenspräliminarien gab Oesterreich die Neuconstituirung Deutschlands ohne seine Betheiligung zu. Die Staaten nördlich vom Main sollten unter Preußens Leitung einen Bund bilden, wogegen auch die Süddeutschen unter sich einen solchen sollten gründen dürfen, und zwar mit dem Recht, ein Bündniß mit dem Nordbunde einzugehen. Die Elbherzogthümer kamen an Preußen. Sollten aber die nördlichen Distrikte von Schleswig sich mit Dänemark vereinigen wollen und durch eine freie Abstimmung diesen Wunsch zu erkennen geben, so dürfe diese Vereinigung nicht gehindert werden. Dem König von Sachsen wurde der Umfang seines Reiches garantirt. Dagegen mußte Oesterreich Preußen völlig freie Hand in Norddeutschland zugestehen. Oesterreich mußte an Preußen auch 20 Millionen Thaler zahlen, an Italien mußte es Venetien abtreten. Am 23. August gingen diese Präliminarien in definitiven Frieden über.

Angesichts dieser Vertragsstimmungen konnten die schwachen süddeutschen Staaten kaum etwas Anderes thun als sich allen Forderungen Preußens zu unterwerfen. Doch hat der bayerische Unterhändler, Minister v. d. Pfordten, durch eine würdige Sprache Bayern,

welches am empfindlichsten gestraft werden sollte, vor dem Verluste seiner drei Franken bewahrt. Die Abtretung einiger nordwestlichen Distrikte und eine Contribution von 30 Millionen Gulden mußte es sich aber gefallen lassen. Darmstadt mußte 3 Millionen zahlen; dazu aber die Abtretung von Homburg und eines größeren Stückes von Oberhessen, eine preußische Besatzung in Mainz und den Eintritt Oberhessens in den norddeutschen Bund zugestehen, Würtemberg mußte 8, Baden 6 Millionen Gulden bezahlen. Sachsen machte erst am 21. Oktober einen wirklichen Frieden mit Preußen und verstand sich dazu, außer 10 Millionen Thaler und seinen Eintritt in den norddeutschen Bund, preußische Besatzungen sich auferlegen zu lassen.

Mit Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt verweigerte Bismarck jede Friedensunterhandlung, und schon am 17. August theilte er dem Abgeordnetenhause in Berlin mit, daß diese Staaten mit Preußen vereinigt werden sollen.

Wir unterlassen es, etwas vom übermüthigen Jubel der Preußen über ihre Errungenschaften oder von der Geldbelohnung Bismarcks und einiger bei den Eroberungen hervorragender preußischer Staatsmänner aus den Contributionen der besiegten Bruderstämme zu sagen. Dagegen kann man das nicht unbemerkt lassen: Die Lage Preußens schien Bismarck nach all seinen Siegen nicht so glänzend, daß er jetzt auf inneres Starksein durch einträchtiges Handeln der gesetzgebenden Gewalten hätte Verzicht leisten und die alte verwegene Verachtung der Volksvertretung hätte fortsetzen mögen. Er suchte jetzt Indemnität (d. i. nachträgliche Zustimmung) für die verfassungswidrig gemachten Ausgaben nach, wies in eindringlichen Worten die Abgeordneten auf noch

vorhandene Gefahren des Vaterlandes hin und erreichte einen ihm ungemein günstigen Erfolg.

In Deutschland erwartete man allgemein eine baldige Forderung Napoleons für seine Zulassung dessen, was Preußen gethan und gewonnen hat. Aber dieselbe blieb viel länger aus, als man erwartete. Erst als er seine Heervergrößerung und Waffenumbildung etwas vorwärts gebracht hatte, klopfte er im Frühjahr 1867 bei Preußen mit einer kleinen Forderung an.

Doch davon zu reden, führte uns über unser Ziel hinaus. Wir haben nunmehr nur noch in einem kurzen Rückblick auf Italien nachzutragen wie sein Bündniß mit Preußen und sein Krieg mit Oesterreich geendigt hat. Es ist wenig, was man darüber sagen kann. Am 20. Juli erlitt es noch eine vollständige Niederlage zur See bei der dalmatischen Insel Lissa. Am 11. August schloß es ebenfalls Waffenstillstand mit Oesterreich. Im Frieden darauf wurde ihm Venetien eingeräumt, es mußte aber die Schulden dieser Provinz übernehmen und Oesterreich eine namhafte Entschädigung für das Kriegsmaterial der Festungen bezahlen. Von Ansprüchen auf Wälschtyrol mußte es gänzlich abstehen.

Ueberblicken wir jetzt das Resultat der Gemeinschaft, welche Oesterreich mit Preußen zur Ueberwindung der Revolution in Deutschland eingegangen hat, so ist es ein solches, daß man hoffen darf, Oesterreich werde gründlich mit seiner Revolutionsfurcht brechen und sich die Pflege des aufstrebenden Volksgeistes, nicht seine Niederdrückung am Herzen liegen lassen. Es wird seine Regierung begreifen, mit frei sein wollenden und durch humane Erziehung und Bildung frei gewordenen Völkern läßt sich ein besserer Bund flechten als mit eifersüchtigen Fürsten. Weit entfernt, daß dieser

Bund wohlgesinnten Staatsoberhäuptern Macht und Glanz entzieht, verleiht er ihnen beides in sehr reichem Maße.

Wenn der Ausgang der Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen für jenes verderblich war, so fragt es sich, ist das siegreiche Preußen auf dem Wege zur Freiheit und dürfen die übrigen deutschen Staaten, welche mehr oder weniger an Preußen gebunden sind oder jetzt von ihm sich ziehen lassen, sich der Erfolge der preußischen Staatskunst freuen?

Die Antwort lautet im deutschen Lande sehr verschieden und entgegengesetzt. Darüber dürfte man aber überall einig sein, daß Deutschland noch auf bedeutende Kämpfe gefaßt sein muß, bis man sagen darf: es ist frei und einig. Zwar Preußen hat allerdings eine gewaltige Militärmacht in Folge seiner Eroberungen im Jahre 1866 erlangt, es wird jedem Feinde schwer werden, den norddeutschen Bund zu brechen und in Süddeutschland Beute zu machen, wenn Norden und Süden gemeinschaftliche Fronte gegen ihn machen. Aber dabei wird vorausgesetzt, daß Preußen im ganzen deutschen Reiche Vertrauen gewinnen und nicht wie ein auswärtiger Feind, welcher Alles an sich zieht und und reißt, was ihn allein bereichern, groß nnd stark machen kann, da und dort gefürchtet werden muß. Preußen hat bereits viele Gegner in Deutschland selbst; sie könnten ihm möglicher Weise noch gefährlich werden, wenn sie sich nicht in Freunde umwandeln lassen. — So steht denn Deutschland vor einer verhängnißvollen Zukunft. Laßt uns hoffen auf die Wege der Vorsehung Gottes! Bringen sie uns Schweres, so können sie uns zur Besserung helfen. Rechtschaffene Deutsche verläßt unser Herr Gott nicht!

V.

V

Gedichte und Erzählungen.

a. Gedichte.

1. Das Büblein auf dem Eise.

Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher und spricht zu sich ganz leis:
„Ich will es einmal wagen,
Das Eis muß doch nun tragen.
Wer weiß?

Das Büblein stampft und hacket mit seinem Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket, und krach! schon brichts hinein.
Das Büblein platscht und krabbelt
Als wie ein Krebs und zappelt
Mit Arm und Bein.

„O helft, ich muß versinken in lauter Eis und Schnee!
O helft, ich muß ertrinken im tiefen, tiefen See!" —
Wär nicht ein Mann gekommen,
Der sich ein Herz genommen,
O weh!

Der packt es bei dem Schopfe und zieht es dann heraus,
Vom Fuße bis zum Kopfe wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
Der Vater hat's geklopfet
Zu Haus.

2. Folge nicht dem Schein!

Ein Pilz im Walde zur Schau sich bot, mein Lieber!
Der war so lieblich, so rosenroth über und über,
Mit weißen Pünktchen unten und oben,
So schlank und hoch und wohl zu loben.

Ein zweiter Pilz noch stand dabei, verborgen;
Der mußte des Schmuckes keinerlei sich besorgen
War aschpfahl von oben bis unten, —
Ein ärmlich Wesen gegen den bunten.

Wen willst von beiden im Waldrevier du wählen zur Mahlzeit? —
„Je nun, den feinen hier, wie kann das fehlen?"
Und doch hätte Tod gebracht der feine —
Ei, folge du ja nicht dem Scheine!

3. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es, Petz ist wieder da!

Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden.
Was er geseh'n, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahen,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wir er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge lang darnieder.

Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen Alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?
Man zwang den Petz, davpn zu laufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

4. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn, recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich euch's und jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd."
„Das", sprach der Vater, „nimmt mich Wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn itzunder
Und werden keine Stunde gehn,

So wirst du eine Brücke sehn
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat dir manchen schon betrogen
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein),
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, sobald er dieß vernommen.
„Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr:
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wäre?
Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß wie mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterliche Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vrrgrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.

Die Brücke kommt. Fritz, Fritz, wie wird dir's gehn!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater, spricht er, seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleich Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so, wie alle Hunde sind."

5. Des Bauernknaben Beschreibung der Stadt.

Vater, laß mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges in der That!
Mein Pathe, Ihr wißt, hat mich mitgenommen
In die große herrliche Stadt.

Es ist ja drinnen gerad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch rund um und um;
Man wird in dem schrecklichen Lärm und Getümmel
Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm.
Das ist ein Thurm, potz Donner und Hagel!
Der reicht Euch fast in die Wolken hinein;
Der unserige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein.
Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser,
Sie sind, so wahr ich kein Lügner bin,
So groß als unser Schloß, wo nicht größer;
Da wohnen gewiß nur Verwalter drin.
Doch hat's mich gewundert, das muß ich Euch sagen,
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladener Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaffener Ochse hinein.
Auch hab' ich keine Gärten gesehn,
Nicht Wiesen und Aecker bei einem Haus;
So eingesperrt, Vater, könnt ich nicht bestehn!
Sie sehn auch alle so bleichwangig aus.
Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen;
Doch Eines ist närrisch, das klärt mir 'mal auf!
Die schlecht Gekleideten sitzen im Wagen,
Die Goldnen und Silbernen steh'n hinten auf.
Und entweder müssens den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein;
Denn will er nur durch ein paar Gassen fahren,
So spannens ihm oft gar vier Pferde ein.
Und Leute gibt's, Vater, in allen Straßen,
Sie stoßen Einen bald her und bald hin;
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.
Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf;
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Und das Beste, die Knödel, steh'n doch nicht drauf.
Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen;
Doch bin ich, wie närrisch zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: „Es ist angespannt!“

Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, laßt auf die Wiese mich laufen,
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust.

6. Corporal Spohn.

Man kennt in Coblenz und im Thal
Noch Spohn den großen Corporal.
Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
Verdient er wohl ein Monument?
Der Spohn war ein getreuer Mann,
Getreuere Niemand finden kann.
Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
Sein Kaiser hieß Napoleon.
Der hatt' in der Dreikaiserschlacht
Sich vorgewagt mit Unbedacht.
Da ward er plötzlich angesprengt,
Von Feinden rechts und links bedrängt.
Kosaken sind's, auf schnellem Roß
Entflieht der Kaiser vor dem Troß.
Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt,
Der Kaiser ist des Lebens quitt.
Das sah der Spohn, der war nicht faul.
„Herr Kaiser", ruft er, mir den Gaul!
Mir den berühmten eck'gen Hut!
Flieht! eure Rolle spiel' ich gut."
Zur Erde sprang Napoleon,
Auf seinem Schimmel saß der Spohn.
Den eck'gen Hut wohl auf dem Haupt,
Der Feind sich nicht betrogen glaubt.
Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
Und sieht zu spät, daß er mißlang.
Als sie den Corporal nur schau'n,
Da ward der Spohn zusammengehau'n.
Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
Hat einen Corporalshut auf,
Von dieser Zeit hört ich einmal,
Hieß er der kleine Corporal.

Der große Corporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

7. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir:
Ich bin der Knab vom Berge! —

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge! —

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme ringsherum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge! —

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab vom Berg! —

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig ich nieder, tret in's Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge! —

8. Das Wachtelnest.

Auf den Hüten Band und Flitter,
Zog hinaus die Schaar der Schnitter

In das reife Roggenfeld;
Und die ersten Sicheln klangen,
Und die scheuen Thiere sprangen
Schnell aus ihrem Halmenzelt.
Eine Wachtel blieb noch sitzen,
Bis sie sah die Sichel blitzen
Um ihr kleines, nieder's Haus.
Ihre Jungen zu bedecken, weilte sie. —
Das nahe Schrecken trieb zuletzt sie doch hinaus.
Und der Schnitter rief dem Knaben:
Hänschen, willst du Vögel haben?
Sieh' nur, sieh'! ein Wachtelnest!"
Und der Knabe kam gesprungen,
Nahm das Nest voll nackter Jungen,
Hielt die theure Beute fest.
Und er pfiff und sprang vor Freuden
Und erwog, wie ihn beneiden
Würde der Gespielen Schaar.
Und inzwischen kam gegangen
Martha mit den braunen Wangen,
Die ein Jährchen älter war.
„Schwester, sieh nur, was ich habe!
Junge Wachteln!" rief der Knabe
Aus der Fern' ihr fröhlich zu. —
„Ach, die armen nackten Kleinen!"
Sprach mit halb ersticktem Weinen
Martha — „laß sie doch in Ruh'!"
„Nicht doch! — will sie füttern, tränken,
Will davon dir eine schenken,"
Meinte Hänschen froh entzückt,
Und der Vetter Veit in Plauen
Soll uns einen Käfig bauen,
Den ein hübsches Thürmchen schmückt!"
„Bruder, weißt du, was ich denke? —
Gieb die Vöglein her, ich schenke
Sie der armen Wachtel dort.
Hörst du sie nicht ängstlich klagen?
Kinder — will sie damit sagen —
Ach, begehet keinen Mord!

Weißt du noch, wie Mutter weinte
Und sich härmt', als jüngst sie meinte,
Unser Brüderchen sei todt?
Als ihn drauf der Alte brachte,
Wie sie das so fröhlich machte,
Und sie Geld dem Greise bot?
Sieh! so wirds die Wachtelmutter,
Die im Schnäblein noch das Futter
Für die zarten Jungen trägt,
Auch zu neuer Lust beleben,
Wenn wir ihr die Kindlein geben,
Für die bang das Herz ihr schlägt.
Der, den die Vöglein freudig loben,
Hat uns noch einmal so lieb.
Kannst du dich denn nicht besinnen,
Was der fromme Lehrer drinnen
An die schwarze Tafel schrieb?
„Kinder, auch das Thier hat Rechte. —
Quält es ja nicht, der Gerechte
Nimmt sich auch des Würmchens an.
Der Gequälten Todesringen
Sieht der liebe Gott; es dringen
Ihre Seufzer himmelan.“
Und der gute Knabe hörte,
Was die Schwester fromm ihn lehrte
Und empfand der Wachtel Schmerz.
„Nein, das Thierchen soll nicht klagen!“ —
Sprach er — „Martha, komm, wir tragen
Flugs die Kindlein ihr an's Herz.“
Und sie legten fromm und bieder
Die geraubten Jungen nieder
In ein nahes Gerstenfeld,
Seh'n der armen Wachtel Freude,
Hüpften fort und fühlten beide
Froher sich in Gottes Welt.
O, es lohnt mit süßem Frieden
Schon den Sterblichen hienieden
Das Bewußtsein edler That!

Aber Dornen, die in Stunden
Ernster Prüfung tief verwunden,
Grenzen an des Lasters Pfad.

Der Fuchs und die Weintraube.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Fand einen Weinstock, der voll rother Trauben
An einem hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen ihm ein köstlich Ding,
Allein beschwerlich abzuklauben,
Er schlich umher, den nächsten Zugang auszuspähn;
Umsonst, er war zu hoch, kein Sprung war abzusehn.
Sich selbst nicht vor dem Trupp der Vögel zu beschämen,
Der auf den Bäumen saß, kehrt er sich um und spricht,
Und zieht dabei verächtlich das Gesicht:
„Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind zu herb und taugen nicht."

10. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;

Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n
Und muß in Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Voll Lieb' der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht.
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n,
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren schlank und schön
Muß nun die Halmensaat entsteh'n,
Und wie ein grünes, stilles Meer,
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

11. Der Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
D'rum rufen wir zum Meister der Welt,
Der wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses off'ne Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,

In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In dem Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unsel'ges komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

12. Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
Grabt nur darnach!" „„An welchem Platz?""
„Grabt nur!" O weh! — da starb der Mann.
Kaum war der Greis zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht,
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt,
Da war kein Kloß der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb
Und zog die Hacken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin uud her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug.
Und gruben nun Jahr ein, Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.

13. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,

Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhob sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihm sein eigen Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen.
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackere Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunter sinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,

Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Hals hindurchgeschnitten.
D'rauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurück geblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen;
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich gelehrt?"
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche;
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche".

14. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen".

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle".
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum,
Das arme Kind in Schrecken
Es läuft, es kommt, als wie ein Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Wald und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn= und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

15. Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch soll es heute sein,

Der Wand'rer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell, ihm still zu steh'n, gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgeh'n;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen steh'n.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zeus sich wieder hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

16. Die Kraniche des Ibykus

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll,
So wandert er am leichten Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohen Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauer ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.

Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
Mein Loos es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.

Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimmen schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr seh'n,
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine and're Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich dich so wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen;
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle,
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpf brausend wie des Meereswogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiten stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Sie horchten von dem Schaugerüste,
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.

So schreiten keine ird'schen Weiber;
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche bläh'n

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnung raubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebensbahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei!"

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.

„Des Ibycus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läufts von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem, was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Der fromme Dichter wird gerochen:

Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war."

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren,
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

17. Der Löwe in Florenz.

Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei!
Die ehr'nen Bande sprengt er entzwei!
Zurück, daß ihr den sträflichen Muth.
Nicht schrecklich büßet mit eurem Blut!

Und jeder sucht mit scheuer Eil'
Im Innern des Hauses Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen rund umher
Ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, sein unbewußt,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutterhand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.

Wohl Viele sahen von oben herab;
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;
Sie rangen die Hände und weinten sehr,
Und blickten zagend nach Hilf' umher.

Doch Keiner wagt, das eig'ne Leben
Um des fremden willen dahin zu geben;
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das Jedermann meiden will.

Und schon mit rollender Augen Gluth
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;

Ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n;
O, qualvoll, herzzerreißend zu schau'n! —

So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichen Tode dahin gegeben?
Da plötzlich stürzt aus einem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

Um Gottes Willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weih'n?
Unglückliche Mutter! zurücke den Schritt!
Du kannst nicht retten; du stirbst selbst mit!

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

Der Löwe stutzet und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte, gerührt, so Jung, wie Alt,
Des Mutterherzens Allgewalt,

Und des Löwen großmüthigen Sinn zugleich.
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
Hätt' auch ich meines dahin gegeben.

18. Das Vaterland.

Kennt ihr das Land so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den sanften Höh'n
Die Traube reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb' und Treu'
Den Schmerz des Erdenlebens stillt?

Das gute Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreise froher Menschen wohnt?
Das heil'ge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land ist uns bekannt,
Es ist ja unser Vaterland.

Heil dir, du Land, so hehr und groß
Vor allen auf dem Erdenrund;
Wie schön gedeiht in deinem Schoos
Der edlen Freiheit schöner Bund!
D'rum wollen wir dir Liebe weih'n
Und deines Ruhmes würdig sein.

19. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
  Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
  Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
  Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
  Auf See'n und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
  Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
  Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quadersteinen von unten auf
Lag eine Brücke darüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich;
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor;
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es voll und straff:
„Zwei Hundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, bei'm höchsten Gott war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige Dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher und höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter komm' geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor;
Ein jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind.
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh; schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe, der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu seyn.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag' an, mein braver Sang;
Der Bauer wagt ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wack'rer Freund,
Hier ist der Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sagt an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Geld zu Theil,
Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preißen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

20. Hofers Tod.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar!

Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heiligen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz',
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;

Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!“

21. Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!“
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm ich das Heer,
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heil'ges Blut.“

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach,
Verzweiflung im wilden verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod. —
„Verräther, wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!
Blut!“ riefen die Schrecklichen, „Blut!
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Flut.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
So biet ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth;
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!“
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust war schwer.
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch, ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n,
Blick auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!“
So sprach der Held von Mitleid weich,
Da horch, welch' eil'ger Tritt!“
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt Dein bebender Schritt?“

„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!“
„Sei ruhig, mein Lieber! Auf himmlischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl.

Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb' wohl, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert und bin bereit;
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit.
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter; ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der fluthenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und: „Land!
Land!" rief es, und donnert' es: „Land!"

Ein glänzender Streifen mit Purpur gemalt
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
Erhob sich das winkende Glück.
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht:
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht.

22. Kaiser Heinrich.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der sich in der Mitternacht,
Wo die frömmsten Brüder feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernste Bilder nach ihm fassen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regensburger Gassen
Geht er nach Sankt Heimeran.

Junges Heldenantlitz betend,
Möcht' ein schöner Anblick sein!
Dieser zum Altare tretend,
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleh't er um ein sel'ges Ende,
Nicht um irdisch Heil und Glück.

Als er aufstand, schien's vom Rücken
Ueber ihn, als wie ein Licht,
Staunend thät er um sich blicken,
Sieht ein heil'ges Angesicht.
Hochaltar und Kreuz verklärend
Dort ein lichter Bischof stand,
Der mit hoher Hand, wie schwörend,
Zeiget nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, wie mit Kerzen,
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürst mit bangem Herzen
Auf ein römisch Sechse trifft.
„Will mich Gott so bald erhören?
Herr, ich glaub's auf Eure Hand,
Hebt sie nicht so ernst zum Schwören!"
Sprach der Held, und Alles schwand.

Wie sechs Stunden sind vergangen,
Harrt' er fromm auf seinen Tod;
Doch es schien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenroth.
Wie der sechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig ist.
Doch es gibt der Herr dem Frommen
Neue heit're Lebensfrist.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der sechste Mond erscheint,
Würd'ger stets vor Gott zu treten;
Doch es war nicht so gemeint.

Aber ernste Todsgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und so lebt er sonder Wanken
Heilig bis in's sechste Jahr.

Und in hoher Kirche stand er
Leuchtend um das sechste Jahr,
Und auf seinem Haupte fand er
Röm'sche Königskrone gar.
König Heinrich war's der Zweite,
Herr von allem deutschen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zwei und zwanzig Jahre heilig
Herrscht er ohne Fluch und Spott;
An die röm'sche Sechse treulich
Dacht' er und an Tod und Gott.
Weil er fertig war zum Sterben,
Hielt ihn Gott des Lebens werth;
Weil den Himmel er konnt' erben,
Ward ihm auch das Reich bescheert.

23. Auf die Schlacht an der Katzbach.

Nehmt Euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach, dort bei Roßbach!
Dort von euren Rossen
Hat man euch geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach, an der Katzbach!

Da haben wir den Katzen
Abgehau'n die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen!
Kein Hieb ging flach!

24. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen
Schreiten auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blüh'n!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?“

25. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund:
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es, und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.

„Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch Alles noch stumm bleibt wie zu vor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagenden Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und die Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoose.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohne Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:

„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit langem, mit schrecklichem Weilen.

„Und würfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron,
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstet nicht nach dem theuern Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.“

Wohl manches Fahrzeug vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
Und Well' auf Well' sich ohn' Unterlaß drängt',
Und mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finstern flutenden Schoos,
Da hebet sich's schwanenweiß
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigen Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,

Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell.
Da stürzt mir aus felsiger Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell:
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht.
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's mit Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Graußen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,

Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, es riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimme ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst Du's noch einmal und bringest mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen".

D'rauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schafft du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen".

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin:
Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt' hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,

Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

26. Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen, ein Mährchen, gar schnurrig.
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

D'rob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Krieges=Geschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Euch? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht!

Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, Ihr währet der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wenn hoch ich im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Krönungsornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen;
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

Zum Dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres d'ran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
So lass' ich Euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand!"

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen;
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor dem hochpeinlichen Halsgericht steht.

Er schickt nach ein, zwei, drei Un'versitäten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden, schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wälder und Felder die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang, an.

„Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt Ihr euch grämen,
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.

Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixtchen! Es muß Euch was angethan sein!"

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken,
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe
Zu Throne sich zeiget im Kaiser=Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und zu viel!
Er meint der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum Dritten, ich ärmster von allen Prälaten!
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres d'ran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen,
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter? erwidert Hans Bendix mit Lachen;
Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen, eu'r Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Gold nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe;
Hoch prangt er mit Scepter und Kron' im Ornate:

„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein.“

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
D'rum geb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun;
Denn Einen müßt Ihr doch wohl minder werth sein.“

„Hm, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie, hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so gar spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen nnd sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen;
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?“

„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet:
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan.“ —

„Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit W e n n und mit A b e r.
Der Mann, der das W e n n und A b e r erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen,
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“ —

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von Sankt Gallen.“ —
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiser, Euch trügt Euer Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin.“

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?“
Rief hurtig, als wär er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
Wohlan denn, so sollst du von nun an es seyn!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe

Und lerne fortan erst quid juris verstehn;
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser, das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein;
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade.
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

„Herr Kaiser, groß hab ich so eben nichts nöthig;
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

„Ha, bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obenein dir ein Panisbrief beschert:

Wir lassen dem Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst, bis an seinen sanft seligen Tod." —

27. Der Acker.

„Gesegnet wirst du sein auf deinem Acker!" 5 Mos: 21, 3.

Das Land, das Ihr bestellt,
— Nennt's Acker, nennt es Feld! —
Es gebe Euch durch Gottes Segen,
Beglückt in Sonnenschein und Regen,
Worauf ihr fromm vertraut —
Korn, Waizen, Hafer, Kraut
Und was Ihr sonst noch baut!

Das liebe Ackerland,
Gepflegt durch Eure Hand,

Will nimmer Krieg, will süßen Frieden;
Was zum Besitze Euch beschieden
In reicher, mind'rer Zahl —
Macht's nicht in eigner Wahl
Durch Erdensinn zur Qual!

So, wenn Ihr Gott vergeßt,
Nur zählet, rechnet, meßt;
Wenn Tagewerk, wenn Jauchert, Morgen
Sind Tag und Nacht Euch Wunsch und Sorgen,
Wenn ohne Ruh und Rast
Ihr Arbeit, Müh und Last
In Geiz und Selbstsucht faßt!

Dankt Gott und nennt es schön,
Auf seinen Acker geh'n,
Von frischer, reiner Luft umgeben,
In Gottes großem Hause leben;
Nicht in der Erde Schacht,
Nicht in der Städte Pracht,
Nicht in Fabriken Nacht.

Dort, wo der Vogel singt,
Wo frisch der Quell entspringt,
Wo Blumen duften, Bäume grünen,
Will froh ich Gott und Menschen dienen;
Auch unter Plag und Schweiß
Sei mein Berufes Fleiß
Dort meines Schöpfers Preiß!

Bei Sturm und Sonnenschein
Tön's da zur Brust hinein:
„Vierfach ist bestellt Saat und Acker;
Herz, bist du fromm und rein und wacker!
Zur Frucht reift nicht die Saat
Auf Fels, Dorn, festem Pfad;
Bei Glaube nur und That!"

Fest halten wir's und treu:
„Auf deinem Acker sey
Gesegnet!" — Pflüge, gäte, baue,

Arbeite! — Fromm nur Gott vertraue!
Das alte Wort trügt nicht;
Gott ist dir Zuversicht,
Bis einst das Auge bricht!

28. Der Winter.

Isch echt da obe Bauwole feil?
Sie schütten eim' e redli Theil
In d' Gärten aben und uf's Hus;
Es schneit doch au, es isch e Gruus;
Und 's hangt no menge Wage voll
Am Himmel obe, merk i wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
So hat er vo der Bauwole g'chauft;
Er treit sie uf der Achsle no,
Und uffem Hut, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närrsche Ma?
De wirsch sie doch nit g'stohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
Hen alli Scheie Chäpli uf,
Sie stöhn wie groẞi Here do;
Sie meine, 's heigs sust niemes so.
Der Nuẞbaum het doch au si Sach,
Und 's Herehus und 's Chilchedach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
Me sieht ke Stroẞ und Fueẞweg meh.
Meng Somechörnli chlei und zart,
Lit unterm Bode wohl verwahrt,
Und schnei's so lang es schneie mag,
Es wartet uf sie Ostertag.

Meng Summervögli schöner Art
Lit unterm Bode wohl verwahrt;
Es hat kei Chummer und keie Chlag,
Und wartet uf si Ostertag;
Und gang's au lang, er chunnt emol,
Und sieder schloft's und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwälmi singt,
Und d' Sunnewärmi abe dringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift si Todtehemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
Schlieft's Leben use jung und frisch.

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
E Brösli Brod wär' sie Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's het sieder nechte nüt me g'ha,
Gell, Bürstli, sel isch andri Zit,
Wenn's Chorn in alle Fuhre lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chosch wieder cho! —
's muß wohr sy, wie's e Sprüchli git:
Sie seihe nit, und ernde nit,
Sie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch.

29. Das Haus.

„In des Gerechten Hause ist Gutes genug." Spr. Sal. 15, 14.

„Das Haus, mein Schloß!" so sagt der Britte;
Wie steht's nun um ein Bauernhaus?
Wenn das kein Schloß, wenn's eine Hütte,
Wenn die versteckt wohl bunt und kraus
Aus Flieder, Hasel, Weißdorn schaut,
Vor vielen Jahren schon gebaut!

Das Eig'ne, Heimische, — ob Ziegel,
Ob Schiefer es bedeckt, ob Stroh;
Macht es uns bei der Eintracht Siegel
Das Herz des Reich-, des Armen froh;
„Im Haus des Frommen Gut's genug!"
Mach nur das Wort nicht selbst zum Trug!

Mag jenseits sich ein Blockhaus zimmern,
Wer hier Europa müde ist;
Er soll nur nicht sein Loos verschlimmern,
Wenn er die Heimath leicht vergißt!
Nimm's dir als Spruch des Lebens mit:
„Der Mensch ist seines Glückes Schmied!"

Er ist's auch in dem Bauernhause,
Er kann und soll und wird es sein
Beim Braten — beim Kartoffelschmause
Mit all' den Seinen groß und klein;
Sein Haus, sein Garten und sein Feld
Sind für ihn seine ganze Welt!

In diesem Haus, wie ich mir's denke,
Im hübschen Dorfe schmuck und schön,
Dem Bauer ich die Bäuerin schenke,
Werth jedes Hausglück zu erhöhn;
Im weiten reichen Pflichtenkreis
Bewegend sich mit Lieb und Fleiß;

Als Hausfrau, Gattin, Mutter segnend,
Erhaltend, ordnend, spät und früh;
Kein Opfer scheuend, keine Müh;
Mild all den Ihrigen begegnend,
Einfach in Sitten und im Kleid
Und vorbildreich durch Reinlichkeit.

Stadt oder Dorf — dem Haus macht Schande
Unordnung, Schmutz und Schlumperei;
Natürlich wohl, daß auf dem Lande
Blank, rein und sauber schwerer sei,
Als je in großer, kleiner Stadt,
Die schmuckes, festes Pflaster hat.

Drum sei mit Stube, Kammer, Gaden
Ein reinlich Bauernhaus uns werth;
Zur Einkehr da wir gern uns laden,
Wenn man nur drin das Wahre ehrt;
Was Küch nnd Keller bieten mag,
Dem Hause biet' ich guten Tag!

„Genug im Hause des Gerechten
Des Guts!" sagt unser Bibelwort;
Da treibt der Herr mit Magd und Knechten
Gar manche Lebensplage fort;
Fleiß, Friede, Ordnung — all im Bund
Baut, wo es sei, des Glückes Grund.

30. Der Käfer.

Dau sitz' ih', sieh an Käfer zou,
Thout in der Erde kröich'n;
Oeiz kröicht er af Gräsla naf,
Dau thout sich's Grösla böig'n.
Er gibt sie ober alli Möih,
Und rafft sich wieder af,
Und hält sich an den Grösla oh,
Will wieder kröich'n naf
Bald kröicht er naf, bald fällt er noh,
Beinh a halbe Stund,
Und wenn er halb oft drub'n iß.
So liegt er wieder d'runt.
Und wöi er siecht, daß goar nicht geiht
Und daß er goar nit koh,
So brat't er seini Flügel aus,
Und flöigt öiz ganz dervoh,
Oeiz denk i: Wöis den Käfer geiht,
Su thouts dir selber geih;
Der haut doch gleichwohl meiher Föiß.
Du aber haust ner zwöi.
Du kröichst scho rum su lange Zeit,
Die Läng und in die Quer,
Und kummst dös'weg'n doch nicht weit,
Und wörst uf d'letzt, wöi der.
Wennst lang genug dau in den Gros
Bist kroch'n, haust nicht g'wißt um wos,
So wörst nauch Sorg'n, Müh und Streit
Fortflöig'n in die Ewigkeit.

31. Die Gottesmauer.

1.

D'raus vor Schleswig an der Pforte
Wohnen arme Leute viel.
Ach des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel!
Waffenstillstand ist gekündet:
Dann ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
D'raus vor Schleswig weit von allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

2.

D'raus vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein;
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzig'jährig, neuster Zeit,
Hat den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
D'raus vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

3.

Eine Mauer um uns baue,
Singt das fromme Mütterlein,
Daß dem Feinde vor uns graue;
Nimm in deine Burg uns ein!
Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

4.

Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt.
Trommeln rumdidum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern d'rein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach nun bricht der Feind herein!
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

5.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen;
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
Mutter, uns verräth das Lied!
Aber sieh! das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

6.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
Schließt die Laden, liebe Kinder!
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

7.

Eine Mauer um uns baue!
Singt sie fort die ganze Nacht.

Morgens wird es still: O schaue, Enkel,
Was der Nachbar macht!
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch d'raus.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

8.

Ja, ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe gute Mutter komm',
Gottes Wunder anzuschauen!
Spricht der Enkel, und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut'.
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

32. Ein gülden A-B-C.

A

Armut des Geistes Gott erfreut
Armut und nicht Armseligkeit.

B

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.

C

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
das ohne Blüte Früchte trägt.

D

Dürst' nicht nach Rache und nach Blut;
vergeben wäre wohl so gut.

E

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
ein gutes ist gediegen Gold.

F

Für was du Gutes hier gethan,
nimm keinen Lohn von Menschen an.

G

Geduldig sein — Herr, lehr' es mich,
ich bitte dich, ich bitte dich!

H

Hau deinen Götzen muthig um,
er sei Gold, Wollust oder Ruhm.

J

In dir ein edler Sklave ist,
dem du die Freiheit schuldig bist.

K

Kämpf und erkämpf dir eigenen Werth;
hausbacken Brot am besten nährt.

L

Liebt euch auf Erden, liebt und wißt,
daß Gott im Himmel Liebe ist.

M

Merk auf die Stimme tief in dir;
sie ist des Menschen Kleinod hier.

N

Nimm wahr die Zeit, sie eilet sich
und kommt nicht wieder ewiglich.

O

O Herr, lehr uns bedenken wol,
daß wir sind sterblich allzumal.

P

Preis, Ehr' und Dank soll Gottes sein,
er ist und bleibt der Höchst' allein.

Q

Quäl nicht dein Herz ohn' Unterlaß,
ein freier Muth gefällt Gott baß.

R

Recht halte heilig bis in'n Tod.
so bleibt ein Freund dir in der Noth.

S

Straf keck das Böse in's Gesicht;
vergiß dich aber selber nicht.

T

Treib Tugend jeden Augenblick!
wer nicht vorangeht, geht zurück.

U

Und wenn sie alle dich verschrei'n,
so wickle in dich selbst dich ein.

V

Verlaß dich nicht auf diese Welt,
sie ist Schaum, der zusammenfällt.

W

Wie wird es dann, o dann uns sein,
wenn wir der bessern Welt uns freun.

Y

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
im Meer ihr heilig Angesicht.

Z

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
zerbrich den Willen, das ist mehr.

b. Erzählungen.

1. Rothkäppchen.

Es war einmal ein Kind, das hieß Rothkäppchen, und das war sehr schön. Es hatte eine alte Großmutter, die wohnte in einem großen Wald und war sehr gut, denn sie hatte dem Kinde das rothe Käppchen und noch vieles Andere geschenkt. Und die Mutter hatte einmal Kuchen gebacken und sagte: „Rothkäppchen, trage der Großmutter von diesem schönen Kuchen hin, nimm ihr auch diesen Topf voll Suppe mit, daß sie sich daran labe; und nimm dich fein in Acht unterwegs, lauf auch nicht, daß du nicht etwa hinfällst und den Topf zerbrichst, und bleib immer auf dem Wege, daß du nicht irre gehst."

Rothkäppchen ging also fort. Im Walde begegnete ihm ein Wolf; es fürchtete sich aber nicht vor ihm.

Der Wolf sprach: „guten Morgen, Rothkäppchen; wohin willst du schon so früh?“

Rothkäppchen antwortete: „ich will zur lieben Großmutter; Mutter hat Kuchen gebacken, den will ich ihr bringen, und auch etwas Suppe dazu, daß sie sich stärken kann.“

Der Wolf fragte wieder: „wo wohnt denn deine Großmutter?“ Und Rothkäppchen sagte: „hinten im Walde, wo die große Eiche steht und der Hollunderbaum an der Hütte.“

„Du könntest ihr wohl ein Sträußchen mitbringen“, sprach der Wolf.

Rothkäppchen sah die schönen Blumen im Walde, und dachte: „das wäre wohl gut.“ Sie pflückte rothe Blumen und weiße und blaue, die dufteten sehr schön, und machte einen Strauß, dabei kam sie aber vom Wege ab, und es währte lange, bis sie wieder auf den rechten Weg kam.

In der Zeit war der Wolf zur Hütte gelaufen und klopfte an die Thür. „Wer ist draußen?“ rief die Großmutter.

„Ich bin es ja, Rothkäppchen,“ sagte der Wolf; „ich bringe dir Kuchen und Suppe; mache die Thüre auf.“

Die Großmutter sagte: „ich kann ja nicht vom Bette aufstehen, ich bin krank; drücke nur an die Klinke, dann geht die Thür auf.“ Der Wolf that das, ging in die Stube und verschluckte die Großmutter; dann zog er ihre Kleider an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in das Bett und deckte sich zu.

Nun kam Rothkäppchen auch. Sie trat in die Stube, und es wurde ihr ganz ängstlich; und sie ging zum Bette, und die Großmutter sah ganz anders aus wie sonst. „Ach Großmutter“, sagte das Kind, „wie

siehst du doch so seltsam aus, du hast ja sehr große Ohren!" „Daß ich besser hören kann.„ „Du hast ja sehr große Augen!" „Daß ich besser sehen kann!" „Großmutter, was für große Hände hast du?" „Daß ich dich besser anfassen kann!"

„Aber, Großmutter, was für ein entsetzlich großes Maul hast du?" „Daß ich dich besser fressen kann!" Und dabei sprang der Wolf aus dem Bette, verschlang Rothkäppchen, und legte sich wieder in das Bett. Er hatte aber zu viel gefressen, schlief bald ein und schnarchte sehr.

Da kam der Jäger gegangen und hörte das Schnarchen; und er dachte: „Du willst doch einmal sehen, wie es der alten Frau geht." Er trat in die Hütte und sah den Wolf im Bette liegen. Schnell nahm er seine Büchse, um ihn todt zu schießen, aber da fiel ihm ein, am Ende hat das Unthier die alte Frau verschlungen, und wenn du ihn todt schießest, so muß sie auch sterben; er nahm also rasch sein Waidmesser und schlitzte sachte dem Wolfe den Bauch auf; da kam ein rothes Käppchen zum Vorschein, und schnell sprang Rothkäppchen aus dem Bauche und die Großmutter auch. Die dankten nun dem Jäger. Rothkäppchen aber lief hinaus und holte viele, viele Steine herein, die legte sie dem Wolf in den Leib. Der wachte endlich auf, sprang schnell aus dem Bette, fiel aber nieder und war todt.

2. Der Aschenputtel wird König.

In der guten alten Zeit, als unser Herrgott noch selbst sich den zum König erwählte, der ihm am besten gefiel, lebte ein Bauer, der hatte drei Söhne; von

diesen waren die beiden ältesten hoch und stark, aber stolz von Gemüth; der jüngste klein und schwächlich, aber gut von Herzen. Seine älteren Brüder verachteten und verspotteten ihn, nahmen ihn nirgends mit, und weil er denn immer zu Hause in der Asche saß, nannten sie ihn nur den Aschenputtel.

Es begab sich aber, daß der König starb, und im ganzen Lande bekannt gemacht wurde, daß sich alles Volk, wie gewöhnlich, bei der größten Gemeinde auf der Königswiese versammeln solle, damit unser Herrgott wieder dem, der ihm am liebsten sei, die Krone aufsetze. Die beiden älteren Brüder legten schöne Kleider an und schickten sich zur Reise; der jüngste bat sie, sie möchten ihn doch auch mitnehmen; aber sie sprachen stolz und verächtlich: „Was? sollen wir mit dir Spott und Schande aufheben? Halte die Nase und bleibe ruhig in deinem Aschenwinkel, wohin du gehörst!" Als nun am frühen Morgen die Brüder fortgingen, schlich der Aschenputtel ihnen nach und kam auch zu der großen Wiese, wo die vielen Leute versammelt waren; es brach aber eben der Tag an; da fürchtete er, seine Brüder würden ihn sehen, schlagen und nach Hause schicken. Darum kroch er in einen Schweinestall, der am Ende der Gemeinde war und an die große Wiese anstieß. Von hier glaubte er ruhig anzusehen, was da geschehen würde. Wie nun die Stunde da war, da legte man die Krone auf einen Hügel, und als jetzt nur einmal mit allen Glocken im Dorfe geläutet wurde, siehe, da hob sie sich von selbst langsam in die Höhe und schwebte hoch über den Häusern umher, ohne sich niederzulassen. Endlich senkte sie sich herab, und gerade auf den Schweinestall. Die Leute wußten nicht, was das zu bedeuten habe und

liefen neugierig nach dem Orte hin. Da fanden sie den armen kleinen Aschenputtel. Sie hoben ihn voll Ehrfurcht heraus und beugten ihre Kniee vor ihm, als dem neuen König, den unser Herrgott auf den Thron berufen habe. Die stolzen Brüder schlichen beschämt nach Hause; der verachtete Aschenputtel aber wurde im Jubel in die Königsburg geführt.

So sieht unser Herrgott nicht darauf, wie stark und stolz, sondern wie gut und fromm der Mensch ist.

3 Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen; kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen!" „Dazu kann ich dir helfen," sprach der Fuchs, „komme nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" — „Nein, das muß erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken, und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen." Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach:

„Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an, und schoß dem Wolfe das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger eine zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe; da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend zu dem Fuchse zurücklief. — „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ „Ach,“ antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt! Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas in's Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt. Darnach blies er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter. Und als ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben.“

„Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist?“

4. Traurige Geschichte vom dummen Häuschen.

Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel; Schornsteinfeger will er werden, doch das ist nicht nobel; Hänschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken; Hänschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken; Hänschen will ein Weber werden, doch das Garn zerreißt er. Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.

Hänschen, Hänschen, denk daran, was aus dir noch werden kann.

Hänschen will ein Schlosser werden, sind zu heiß die Kohlen; Hänschen will ein Schuster werden, sind zu hart die Sohlen; Hänschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen; Hänschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen; Hänschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister. Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister. Hänschen, Hänschen, denk daran, was aus dir noch werden kann!

Hänschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende; drüber ist die Zeit verronnen; schwach sind seine Hände. Hänschen ist nun Hans geworden, und er sitzt voll Sorgen, hungert, bettelt, weint und klaget Abends und am Morgen. Ach, warum nicht war ich, Dummer, in der Jugend fleißig? Was ich immer auch beginne, — — dummer Hans nur heiß ich. Ach, nun glaub ich selbst daran, daß aus mir nichts werden kann.

6. Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach:

„Ach, gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig!“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod und sagte: „Gott segne dir's!“ und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopf, schenke mir doch etwas, womit ich mich bedecken kann!“ — Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind, das hatte kein Leibchen an und fror; da gab es ihm seins. Und da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das arme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben,“ — und gab es auch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler und ob es gleich sein Hemdchen weggegeben, so hatte es ein neues vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

6. Ich mag nicht lügen.

Einem Knaben hatte Jemand ein kleines Beil zum Spielen gegeben. Daran hatte er seine große Freude und hieb damit, wie es eben traf; und es traf manchmal hin, wo es nicht gut war. Wie der Kleine mit dem Beil auf der Schulter auch in den Garten kam, dachte er: „Nun will ich ein tüchtiger Holzhauer sein,“ und fing an und hieb seines Vaters schönstes Kirschbäumchen um.

Den andern Tag kam der Vater in den Garten, und als er das schöne Bäumchen welk am Boden liegen sah, wurde er betrübt und zornig. „Wer mir das gethan hat,“ rief er, „der soll mir's schwer büßen!“

— Aber wer es gethan hatte, das wußte kein Mensch, — außer einem, der stand gerade hinter der Hecke, hörte, wie der Vater so zürnte und wurde feuerroth. „Es ist schlimm!“ dachte er, „aber wenn ich's verschweig, so wär's eine Lüge, und lügen mag ich nicht.“ So trat er denn schnell in den Garten zum Vater und sagte: „Vater, ich habe das Bäumchen umgehauen! Es war dumm von mir!“ Da sah der Vater den Knaben an, und er machte wohl ein ernstes Gesicht, — aber er zürnte nicht mehr.

Der kleine Knabe lebte in Amerika und wurde nachher ein braver Mensch und dazu ein gewaltiger General, hat auch in seinem Leben nicht gelogen. Er hieß Georg Washington.

7. Die gute Tochter.

Die Gesetze des Kaiserthums China gebieten, daß dem die Hände abgehauen werden, der öffentliche Gelder veruntreut. Ein Beamter, welcher sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte, sollte beide Hände verlieren. Seine Tochter, ein schönes junges Frauenzimmer, wagte es, für ihren Vater zu bitten. Als sie vor dem Kaiser erschien, sagte sie: „Mein unglücklicher Vater hat die Strafe verdient und nach dem Gesetze müssen ihm beide Hände abgehauen werden. Hier sind sie!“ fügte sie hinzu, indem sie ihre Handschuhe auszog und die Hände zum Abhauen hinhielt. „Ja, großer Fürst, die Hände gehören meinem Vater. So nöthig sie in seiner Haushaltung sind, so willig opfere ich sie doch beide auf, um ihm die Hände zu erhalten, welche uns alle, meinen Großvater, meine Schwestern

und Brüder und mich ernähren müssen.“ Der Vater wurde um dieser vortrefflichen Tochter willen begnadigt.

8. Führe uns nicht in Versuchung.

Im nächsten Dorfe gab es Kirchweih und Jahrmarkt, deshalb waren alle Leute aus dem Dorfe dorthin gezogen, um einzukaufen, lustig zu sein und zu tanzen. So war es denn am Abend gar still im Orte, kein Mensch war zu sehen, noch zu hören. Der Bronnen, an dem sonst um diese Zeit die Mädchen beim Wasserholen plauderten und lachten, streckte seinen langen Balken neugierig in die Luft, als wollte er fragen: „kommt denn heute Niemand her, mein Wasser zu holen?“ Unter der großen Linde, wo an anderen Abenden die jungen Bursche saßen und ihre Lieder sangen, regte sich heute kein Strohhälmchen, und nur oben im Baum pfiff ein Vögelchen sein Abendlied. Selbst der alte Baumstamm, auf dem Kinder zu spielen und herum zu klettern pflegten, lag verlassen und leer da, und wenige Ameisen, die sich bei der Arbeit verspätet hatten, krochen darauf noch hin und her, um sich ihr Abendbrod zu holen.

Allmälig kam die Abenddämmerung herauf, es wurde immer dunkler und stiller, und nachdem die lauten und lustigen Vögel in ihre Nester gekrochen waren, schlüpften die häßlichen Fledermäuse hervor und schwirrten und huschten durch die Abendluft.

Da kam um die Ecke der Scheune ein Mann her. Er schlich leise und ängstlich immer die Mauer entlang, wo es am dunkelsten war. Dabei sah er scheu nach allen Seiten um, ob auch ein Mensch da wäre, der ihn bemerkeu könnte. Als er sich aber ganz sicher

glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch dort auf allen Vieren, wie eine Katze, weiter, bis an eine Stelle, wo die Mauer an's Haus stieß und schwang sich dann in ein Fenster.

Als er durch dasselbe hereingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer, dicht daneben war die Wohnstube der Hausbewohner; eine Thür, die dort hineinführte, war nicht verschlossen, sondern nur leicht angelehnt. Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen waren, doch dachte er, es könne vielleicht zufällig Jemand in die Stube gekommen sein, legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte. Drinnen hörte er ein Kind laut sprechen, und wie er durch's Schlüsselloch guckte, sah er beim Dämmerschein, daß es ganz allein mit gefalteten Händchen in seinem Bettchen saß, — das Kind betete, wie es immer vor dem Schlafengehen that, laut sein Vaterunser. Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am besten ausführen möchte; da hörte er, wie das Kind mit lauter Stimme die Worte betete: „und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.“

Das ging dem Mann tief zu Herzen und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände und auch er betete inbrünstig für sich: „führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel,“ und der liebe Gott erhörte ihn. Auf demselben Wege, den er gekommen, schlich er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm

durch den Mund eines frommen Kindes habe angedeihen lassen. — Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden.

9. Die edle Jüdin.

Martha, die Mutter eines verstorbenen Juden verlieh Geld auf Pfänder. Einst brachte ihr eine arme Frau ein Gebetbuch. Die Jüdin besah es und fragte die Ueberbringerin, warum sie gerade ein Gebetbuch versetzen wolle. „Es ist mein einziger Reichthum", sagte sie, „und meine Kinder haben seit gestern kein Brod". „Wie viel willst Du haben?" fragte die Jüdin. „Wenn ich zwei polnische Gulden bekommen könnte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause kommt", sagte die arme Frau. „Da sind zwei Gulden", sprach die Jüdin, „und dein Buch; ich würde mich versündigen, wenn ich dich verhinderte, zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du mich ohne Pfand bezahlen!"

10. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich die Uneinigkeit zu Nutze und trachteten, die Söhne nach dem Tode ihres Vaters um ihr väterliches Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: Dem, der

dieses Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.

Einer nach dem andern strengte seine Kräfte an und Jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!“

Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter! Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. Ei, riefen die Söhne, so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!

Der Vater sprach: Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und Niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen umherliegen.

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt.
Nur Einigkeit erhält die Welt.

11. Wenn die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Inhaber der Handlung war damals Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, so dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund

aus, wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen blutigen Händen der gottlosen Landsknechte zu retten. Bei diesem Allen und der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Betrieb in's Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltner und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten; und im Hause war's oft Wochen lang so still, wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Jansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nacheinander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Tintenflecken marmorirt, auf einmal fertig machte. Herr Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, seid Ihr denn heute vielleicht, zum ersten Mal in Eurem

Leben, in den Rathskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet?" — „Nein Herr", antwortete Jansen mürrisch, „aber so geht's nimmer; — bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Wege bei dem verwettertem Kriege. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, daß immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündentheuren Waaren von den geizigen Myn Heern aus Holland herbeizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika selbst.

Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne großes Wagniß schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, d'rum muß man's anders treiben".

Da standen die beiden Herren auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und berathschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es sachverständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Hermann Gruit in seinem Rathsherrn-Gewande mit Jansen neben und zwei schwer bepackten Dienern hinter sich dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt

und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Rathsherren, Freunde der Beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und einer derselben, ein Mann mit greisem Haare und Barte, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schwer bepackt und beladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr.“ Herr Hermann zuckte die Achsel und sprach: „Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntniß und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und Alles überlassen. Aber Jansen antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anfechten, ihr Herren! Es ist das dritte Mal, daß ich die Fahrt mache und alle gute Dinge sind ja drei; d'rum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen! — und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; d'rum lebt wohl!“

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiffe, war eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein paar Thränen träufelten dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte schnell das Boot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen; hinauf stieg Jansen; schnell ward die Leiter zurückgezogen, ebenso schnell ward der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt; und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdeck winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das

letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren seitdem verflosseu, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm, wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam (in Nordamerika) gescheitert wären, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Hermann und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen, d'rum war's stille wie im Grabe im Comptoir; kaum hörte man athmen und das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal ängstlich die Augenlider hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herr Gruit wie ein klagender Geist durch's Zimmer klang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem gegenüber hängenden Bild seines Vaters und eine große schwere Thräne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrack er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Uniform als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei muntern Knaben und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung wäre, sie

sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhaus-Saale legte er vor den erstaunten Kollegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent an. Die Herren erschracken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein sollte, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen. — Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermann's Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristbegünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug des Gantes (der Versteigerung seiner Besitzthümer), daß der Magistrat nothgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war versiegelt worden und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in welchem sonst der Hausknecht schlief, links am Haupt-Eingange des Hauses geblieben. Eben hatte die Versteigerung seiner Habe im geräumigem Comptoir, jenem Stübchen gegenüber begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer; laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durch's Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirths zum Westindienfahrer an, als wollte er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau

Elisabeth aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, umbekümmert um Alles, mit der großen Angora-Katze spielten; Fritz, der älteste aber hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen.“ Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Rathsdiener, herein, ein gutmüthiger Alter, der früher oft mit freundlichem Bücklinge, Herrn Hermann in bessern Zeiten die Thür des Rathssaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen.“ Da wendete Herr Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das Härteste; doch dein Wille, o Gott, geschehe!“ Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könnte sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Auktionator rief: „Nummer 120, ein noch wohl konditionirter Lehnsessel, mit Sammt beschlagen!“ — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewandt hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!“ — „Also vier Mark zum ersten;“ rief der Auktionator mißmuthig; — in diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde

Voll von Fritz los und sprang wie besessen freudig bellend vor's Haus, und zum offen stehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „Vierzig Mark zum ersten!" Augenblicks darauf trat hastig in's Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonnverbranntem Gesichte in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Voll und wiederholte mit Donnerstimme: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und letzten Mal!" und schlug mit seinem spanischen Rohr dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen und dieser, wie die ganze Menge zusammenschrack. „Herr Gott, unser Jansen!" rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waaren im Hafen; aus ist die Auktion; nun fort ihr Alle;" — dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin — „morgen kommt auf's Rathhaus, da soll Alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: unser alter Herr Gott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen florirt noch! Und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimath, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von Euerm alten Jansen!"

12. Wie Gott einen Menschen durch Hunde vom Tode errettete.

Ein Landmann ging mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr hohe Eiche. Er glitt aus, stürzte, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmig stehenden Aesten mit dem Kopfe abwärts hängen. So schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können.

Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen. Endlich lief der eine von denselben nach Haus, erhub vor den Angehörigen seines Herrn ein klägliches Geheul, geberdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder weg, und gab auf alle Weise zu verstehen, daß man ihm folgen solle. Zuletzt ging man ihm nach. Da rannte der Hund nach dem Walde zurück, wo sein Herr hing, lief wieder rückwärts, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug gingen. So brachte er sie zur rechten Zeit noch zu den Baume, auf welchem sein Herr hing, und der Verunglückte ward gerettet, der andere Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben und erhob seine Stimme so stark er konnte, um durch sein Bellen andere Leute aufmerksam zu machen und zur Hilfe zu veranlassen.

13. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obst und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Garten-Mauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben 12 Uhr, die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laub der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien. Martin that einen Schrei, ließ den Sack fallen und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, sprang eben so schnell neben Martin bis her an das Ende der Garten-Mauer, wo er verschwand.

Martin erzählte am andern Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste, nur daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen und sagte zu ihm: „Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Name steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber war weiter nichts, als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neu geweißten Gartenmauer erblicktest."

So geht's Jedem, der Unrecht thut. Jedes rauschende Blatt erschreckt ihn, und er läuft vor seinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein ruhiges Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

14. Schlechter Lohn.

Als im letzten preußischen Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eignen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baumstämmen noch da und da beisammen

liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Kommandant gab schlechten Dank für die Verrätherei, und sagte. „Laßt ihr die schönen Baustämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen. Denn wenn euer König wieder in's Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie ihr einer seid."

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eigenen Land ein paar Stämmlein auch hergeben, wenns fehlen sollte.

15. Der Husar in Neiße.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahre 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm voll sein baares Geld, so viel da war, und viel Geldswerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht, und

rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartirt bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstücke. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee in's Ofenrohr. Als er immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß Jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu, und fragte ihn: Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, nnd warum seid ihr so traurig?" Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung Alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an Alles, und sein Herz sei voller Thränen. Denn er war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch daran. Da erschrack die gute

Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder. Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles, wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; nnd als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, uud er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammen hauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: „Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten.“ So dachte der Franzose auch, und sagte: „Daß Du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich Dir. Daß Du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden Dir meine Eltern verzeihen. Daß Du

meine Schwester in den Bronnen geworfen hast und ist nimmer davon gekommen: das verzeihe Dir Gott."

Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

16. Der Soldat.

In der Zeit, da die Deutschen den Franzosen die blutrothen Kappen vom Kopfe schlagen wollten, trafen einstmals in einem elsasischen Dorfe die österreichischen Rothmäntel mit den französischen Rothmützen hart zusammen. Da ging mancher Mantel mit dem Leibe, und manche Mütze sammt dem Kopfe kaput, und Hieb und Schuß selten daneben. Aber die armen Dorfbewohner waren am übelsten daran, und zitterten, außer für ihre Haut, auch noch für Haus und Hof; denn die Rothmäntel plünderten und machten Alles nieder, was ihnen in den Weg kam.

Da war eine Bauernfrau, die wollte eben ihrem Kindlein, das in der Wiege lag, Brei zu essen geben, als plötzlich der Kriegslärm sich in die Nähe ihres Hauses zog. Erschrocken stellte sie den Breitiegel auf den Tisch, lief zur Hinterthüre hinaus und versteckte

sich in den Garten hinter einen Holzstoß. Nach einer langen Weile voll Angst, als sich das Schießen und Lärmen weiter in's Dorf hineingezogen hatte, ging die Frau aus ihrem Verstecke hervor nach ihrem Hause, und sah erst vorsichtig zum hintern Fenster in die Stube hinein, ob's drin wohl richtig und sicher wäre. Beim ersten Blicke erschrack sie entsetzlich, denn sie sah eine Grenadiermütze darin, und dachte schon: „Ach Gott, wie wird's deinem Kinde ergangen sein!“ Beim zweiten Blicke aber ward ihr Schreck zum frohen Erstaunen, denn vor der Wiege saß ein Grenadier, der hatte ihr Kindlein auf dem Schoose, und gab ihm den Brei zu essen, und das Kindlein guckte den Grenadier ganz klar und zufrieden an, wiewohl er einen Schnauzbart hatte, daß sich davor große Leute hätte fürchten können. — Hat also dieser Soldat mitten im Kampfgetümmel, darin so leicht jede Stimme der Menschlichkeit übertäubt wird, das Schreien eines kleinen Kindes gehört, die Flinte hingelegt, den Breilöffel genommen und dem Kinde eine bessere Mutter abgegeben, als die es war, die ihr Kind in solcher Gefahr im Stiche lassen konnte. —

Und das war ein Franzose, der das Kind gespeist, während meine Rothmäntel die Kinder fast gespiest, — setzte der General hinzu, der diese Geschichte so zu sagen erlebt, und meinem Schwiegervater damals frisch und warm erzählt hat. — Merks, junger Soldat, nicht spiese den Hungrigen, sondern speise ihn; nicht kränke den Durstigen, sondern tränke ihn; nicht beleide den Nackenden, sondern kleide ihn; nicht höhne den Gefangenen, sondern schone ihn; nicht tödte den Fliehenden, sondern rette ihn! Thust du das, so wirst du bei der letzten Heerschau zur Rechten des Königs stehen, wenn er spricht: „Kommet her, ihr Gesegneten

meines Vaters: Ererbet das Reich, das Euch bereitet ist, von Anbeginn der Welt.

17. Der Solenhöfer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkaufe in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe im mittleren Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath

von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brod, das sie sich für die erlösten Pfenninge aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geisen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bitteren Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Krug. Und siehe, ich habe auch Holz aufgelesen, und gehe hinein und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben!

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz nach schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt und es wollte ihm brechen,

wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

Zu Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter dem Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen seien am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden könnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er

es Dir auch mitgeben für dich und deine Mutter. Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Wittwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen lustigen Berge.

In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buck ihm die Wirthin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon heraus zu heben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbenen Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoos, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich; „fünfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und

während er dieß dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen. Und er hämmerte auch auf den zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fort gemacht halte, lag eine vollkommene, viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer aneinander gerieben, um sie zu poliren und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, mit dem seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige schöne Platten.

Indeß trieb er dies Alles als eine blose Spielerei, und sagte davon Niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamme aufhebt.

Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedikt. „Er stund,“ antwortete die Wittwe, „mitten unter den Domherrn in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dieß, und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung dadurch ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmel-Steinen bei sich haben.

Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu theuer kommen. Wir werden uns wohl bie Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.“

„So, so!“ versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter gute Nacht und ging unter Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tyrol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert

hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als Alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchen-Versammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr und sein Schatzmeister schüttelte den Kopf, und die Grafen und die Herren machten große Augen. Ja ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug im ersten Schreck ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstund unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht herein lassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte

sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stund, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Knie, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einen von den Umstehenden nach dem Andern in's Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben so will ich ihnen zeigen wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen, sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte, von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrack freilich,

als sie ihn in aller Frühe wecken wollte, und das Nest leer fand. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen, und stunden meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel und wohl mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geissel uud Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte. Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schaar das Dorf hinunter ging, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimath entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder, und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie an dem täglichen Brod fehlte.

18. Der kluge Richter.

Daß nicht Alles so uneben sei, was im Morgen-

lande geschieht, davon haben wir manche Beweise; auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. Guter Freund, sprach er hierauf, es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thaler Belohnung herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke euch. — Das war nicht schön.

Aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung

des andern schon zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that darauf folgenden Ausspruch: Demnach, und wenn der Eine von Euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thaler gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches Du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen anderen Rath, als Du geduldest Dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet. So sprach der Richter, und dabei blieb es.

19. Der afrikanische Rechtsspruch.

Alexander von Macedonien kam einst in eine entlegene, goldreiche Provinz von Afrika. Die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar voll goldner Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei Euch? sprach Alexander; ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt. Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu, o König; denn es ist das Seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest Dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein Solches von Dir zu nehmen? Ich habe Dir den Sack verkauft nebst Allem, was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König.“

Der König fragte den Ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: Ja. Er fragte den Andern, ob er eine Tochter habe, und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan sprach der König, ihr seid beide rechtschaffene Leute; verheirathet eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe; das ist meine Entscheidung.

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fremden Landes, daß du also erstaunest?“ „Mit nichten, antwortete Alexander; aber in unserem Lande würde man anders richten.“ „Und wie denn? fragte der afrikanische König. Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter und der Schatz käme in die Hände des Königs.“

Da schlug der König die Hände zusammen, und sprach: „Scheinet denn bei Euch auch die Sonne und läßt der Himmel noch auf Euch regnen?“ Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen sein, die in Eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.“

20. Der Soldat und die Sternschnuppe.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn

eine Sternschnuppe fällt; aber was man meint und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf und hält auf die Minuten ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Ein gewisser Soldat auf der Schildwache mußte die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab und ab auf und in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additions-Exempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte; bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondscheine des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie es wissen. Auf einmal streckte einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach seinem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohre? Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: Der zielt aber lange! Endlich schoß ein Stern, wie man es nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und in Staunen. Ei, sagte er, der kanns! Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. Der hat seinen Theil, der kommt nimmer! Also giebt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern Einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden.

21. Der Jörgle von N.

1.

Wer der Jörgle gewesen.

Der Jörgle von N. war zu seiner Zeit in hiesiger Gegend eine so wohlbekannte Person, als weiland sein Vetter Zundelfrieder in einem andern Revier. Und konnte das schier nicht anders sein. War er doch seines Zeichens ein Kesselflicker und Hafenbinder, und kam als solcher in der einen Woche vor die Thüre der Strohbäuerin, in der andern an den Herd des Hofphilipp, in der dritten in die Stube des Blaustoffel, und wie unsere Bauern alle nach ihren Haus-Namen betitelt werden, und verzäunte bald am kupfernen Erdbirnhafen eine Lücke, welche durch das Alter oder ungeschickte Handhabung der Ofengabel demselben zugefügt worden war, bald klopfte er ein messingnes Kaffeepfännchen aus, das durch allzustarken Gebrauch seine erste Herrlichkeit verloren und einen Flecken oder Runzel bekommen hatte, bald arbeitete er weder Kleines noch Großes, sondern setzte sich eine Stunde oder zwei als Gesellschafter zur Familie und unterhielt sie von Altem und Neuem, Wahrem und Erlogenem, Eigenem und Fremdem, je nachdem seinen Zuhörern die Ohren jückten. Denn er war ein Erzähler sonder Gleichen, so lange man nichts zu wissen begehrte, was nützlich zur Besserung ist, da es noth thut, daß es holdselig sei zu hören. Deßhalb weiß auch hie zu Land Jedermänniglich, daß der Jörgle besagte Handtierung nicht von Klein auf getrieben hat, maßen er besonders gern und oft davon redete, wie er in seiner Jugend ein feiner Geselle gewesen, von guter Gestalt und so starken Gliedmaßen, daß er es jederzeit sehr werth gehabt

habe und von den reichsten Bauern zum Großknecht gedungen worden sei. Wie er aber dieses Amtes wartete, nämlich also, daß er von einem Lichtmeßtag zum andern gerade so viele Herren hatte, als das Jahr Monden zählt und zuletzt vom Schaffner es zum Hafenbinder brachte, und solches Alles, weil er zu denen gehörte, die sich im Bette wenden, wie die Thüre in der Angel, und um der Kälte willen nicht pflügen und des Löwen wegen nicht auf die Gasse gehen und den ganzen Tag ihre Hände nicht ausstrecken wollen, denn nur nach Töpfen und Tellern, davon sprach er für gewöhnlich nicht. Ebenso fürsichtig verschwieg er die Ränke und Schwänke, mit denen er sich im jetzigen Stand da und dort noch schwärzer gemacht hatte als am rußigsten Kessel; höchstens daß er seiner Vertrauten einen vom Ferndigen und Heurigen etwas offenbarte und einem Trunk Braunbier oder ein „Krautfleisch“ zum Dank dafür in Empfang nahm. Nichtsdestoweniger sind diese Heimlichkeiten sammt und sonders ruchbar geworden auf unserer ganzen Hochebene; denn außerdem, daß nicht ein Jeglicher, dem er einen Schaden gethan, so verstummt und stille war wie der Schmalzbauer zu F., der sein Leid in sich fraß und seinen Mund nicht aufthat, darum daß er zum Spott und Hohn geworden wäre, denen die um ihn waren, hatte zufällig selbiger Vertraute wieder einen, der getreuen Herzens war und verbarg, das nicht offenbar werden sollte, und letzterer deßgleichen und so fürder, bis auf den Dächern gepredigt ward, was der Jörgle seinem Freund und Gönner in's Ohr geflüstert hatte. Wenn wir nun aber auch dem entfernt wohnenden Leser etliche Stücke hievon verrathen, so geschieht dieß nicht eben nur zur Kurzweil, sondern und vornemlich

zur Warnung und Lehre, daß einem Lässigen sein Handel nicht geräth und der Weg des Verkehrten am Ende nur Wehe bringt.

2.

Wie der Jörgle dem Schmalzbauern zu F. eine Lection über Bauern-Arbeit hält.

Der Schmalzbauer zu F. stammte väterlichseits, wenn gleich im fünfzigsten Grad, doch in schnurgerader Linie, von jenem reichen Manne ab, deß Feld so wohl getragen hatte, daß er bei ihm selbst gedacht: „Was soll ich thun? ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle", und sprach: „Das will ich thun, ich will meine Scheuern abbrechen und größere bauen und will drein sammeln Alles, was mir gewachsen ist und meine Güter, und will sagen zu meiner Seele: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink nnd habe guten Muth." Mütterlichseits aber zählte er unter seinen Vorfahren selbigen andern Reichen, der sich mit Purpur und köstlicher Leinwand kleidete und alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Seinen Ahnherren getreu schlachtete er Jahr für Jahr Ochsen und Mastvieh und machte mit deren Fett sein eigen Fleisch so feist und dick, daß ihn der Odem in seinem Bauch ängstete und sein Leib war wie der Most, der zugestopfet ist und die neuen Fasse zerreißt: just als stünde auch ihm ein Schlachttag bevor, an dem er gewogen und um keinen Preis zu leicht erfunden werden solle. Und war er aus dem Grunde ein absonderlicher Feind der Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind, sintemal er vor Jahren einmal derselbigen Eines herumgeworfen, und den Ort gefun-

den hatte, da geschrieben steht: „Wenn der Magen mäßig gehalten wird, so schläft man sanft, so kann Einer des Morgens frühe aufstehen und ist fein bei sich selbst. Aber ein unsättiger Fraß schläft unruhig und hat das Grimmen und Bauchwehe. Nimm dir etwas vor, zu arbeiten, so widerfähret dir keine Krankheit." Um so lieber hatte er dafür ein Wort aus der Schrift, also daß er solches fast täglich in seinem Munde führte, und lautete dasselbe sammt der Deutung, die er durch seinen Geist dazu gab: „Reiche und Arme müssen unter einander sein; der Herr hat sie alle gemacht, diese, daß sie arbeiten, jene, daß sie des Landes Gut genießen." Dieser Deutung gemäß hatte er denn am Michaelistag in aller Frühe schon wieder wohl gelebt und an einem Stück Weißbrod nebst grünem Speck seine Wollust gehabt und sein Herz geweidet, und lag eben unter dem Fenster, auszuruhen von der gehabten Mühe und Anstrengung um der abkühlenden Herbstluft sich zu erfreuen, als der Jörgle des Wegs daher kam und aufrichtig wie ein Kriegsmann vor die Hausthüre sich stellte mit der Anfrage, ob der Bauer nicht sein bedürfe. Der Jörgle aber hatte sich auf dem letzten Bartholomäimarkt schon an den Bauern gehängt und ihm mit seinen spassigen Redensarten den Wein dermaßen gewürzt, daß dieser mit ihm saß bis mitten in die Nacht und trank und vom Wein toll wurde und taumelte von starkem Getränk. Heute kam er wie ihm gerufen. Der oberste Knecht seines Hauses war ihm gestern erst schwer krank geworden, und und doch sollte jetzt die gedeihliche Witterung benützt und das Feld besäet werden, daß es gäbe Samen zu säen und Brod zu essen. „Kannst morgen schon eintreten", erwiderte der Schmalzbauer; „kommt

nur darauf an, ob du Bauern-Arbeit verstehst?" — „Aus dem Fundament", antwortete der Jörgle und erzählte ihm zur Vergewisserung deß ein Langes und Breites von dem und jenem weidlichen Mann, bei dem er gedient und Bauern-Arbeit gelernt und verrichtet hätte. Und je mehr dem Schmalzbauern im Stillen davor graute, selbst seine Hand an den Pflug zu legen, desto weniger zweifelte er am Jörgle und seiner lieblichen Rede, nahm vielmehr nach kurzem Bedacht einen Kronenthaler, gab ihm denselbigen als Weinkauf oder Haftgeld und hieß ihn morgen früh bei guter Tageszeit sich einstellen, um alsbald da fortzufahren, wo sein Vorfahrer wäre abgerufen worden. Mit Hand und Mund sagte der Jörgle zu, kam auch des andern Tags, sein Bündlein Kleider auf dem Rücken, in der Rechten die Geißel mit dem rothseidenen Band am Stecken, lustig knallend in den Hof geschritten, zum Aerger des Schmalzbauern aber nicht zu der Stunde, da die Sonne aufgehet, sondern eine kleine Weile vor dem Mittagessen. Doch schwieg er und schwieg um so leichter, als er sah, wie sich der neue Knecht unverweilt in Stall und Scheune begab, Pferde und Ochsen musterte, Pflug und Egge besah, kurz sich als Arbeiter anließ, der den Hof als eigen betrachtet und ihn als solchen zu verwalten gedenkt mit Treue und Eifer. Mittler Zeit hatte die Bäuerin aufgetragen und rief zur Mahlzeit. Sicheren Schrittes, als wäre er längst hier zu Hause, trat der Jörgle an den Tisch, setzte sich oben an, zerschnitt das Fleisch, legte dem Bauern, der Bäuerin und seinen Mitknechten vor, gab der großen, hernach der kleinen Magd ihr gebührend Theil und bedachte sodann sich selber mit dem schönsten und besten. Aufs Neue ergrimmt der Zorn des

Schmalzbauern, und dünkt ihm der Speck, der ihm sonst glatt einging wie der Butter, steif und rauh wie Eichenholz; aber immer noch schweigt er, denn er ist friedlich gesinnt und hat vornemlich über dem Essen, an Hader und Zank einen Greuel, und Alles schweigt; nur die kleine, Magd ein noch junges, läppisches Ding, kichert verstohlener Weise vor sich hin. Bald ist das Mahl beendet, und rasch entfernte sich das Gesinde, um ohne Verzug auszurichten, was ihm befohlen war. Bedächtig steht auch der Jörgle auf, und geht an sein Bündlein, holt sich jedoch allda nicht einen Werktagsmutzen oder einen Schlapphut oder deß etwas, sondern nimmt eine wohlgefüllte Tabaksblase heraus, stopft sich seine Pfeife, brennt an und setzt sich, behaglich schmauchend, in den Lehnsessel am Ofen. Warum soll aber die Geduld des Schmalzbauern allein eine Ausnahme machen, wenn doch der Psalmist sagt: Ich habe alles Dinges ein Ende gesehen? „Nun! wie kommst du mir vor, Knecht?" fragt er jetzt mit keuchender Stimme den Raucher im Altvatersessel, und seine ohnedem rothe Stirne glühte wie feurige Kohlen, „sag, ist das die Arbeit, zu der ich dich gestern gedungen habe?" — „Das ist Bauern-Arbeit", erwiderte der Jörgle, geruhlich weiter rauchend; „habt Ihr mich nicht gefragt, ob ich Bauern-Arbeit verstehe? Auf das hab ich Ja gesagt und sage noch Ja; in Stall und Scheune umlaufen, Knechte und Mägde commandiren, am Tisch das Fleisch theilen und das größte Stück für sich behalten und dann unterm Fenster oder im Lehnstuhl seinen Knaster rauchen, das ist Eure Arbeit, Schmalzbauer, und die noch Mancher Eures Gleichen, und die versteh ich so gut wie Ihr! Wenn Euch jedoch diese Arbeit nicht recht ist, so kann

ich meiner Wege gehen, und Knechtsarbeit verrichtet Ihr selber!“ Mit diesen Worten erhob er sich, hängte sein Bündlein wieder um und zog seine Straße fürbaß. Als wäre er unversehens unter einen Platzregen gerathen, und hätte kein trocken Fädelein mehr auf dem Leib, so stand der Bauer in seiner Stube da. Scham und Ingrimm, nicht über den Kronenthaler, um den er ärmer geworden war, sondern über den Schimpf und Spott, mit dem der Schelm ihm den Schaden noch gesalzen hatte, stritten in seinem Innern. Gleichwohl hat dießmal die Rede des Narren etwas getaugt, denn es war ausnahmsweise geredet zu seiner Zeit. „Spanne mir den Braunen ein!“ rief nach einigen ungestümen Gängen durch die Stube der Bauer dem kleinen Knechte zu, setzte den Hut auf und fuhr, was er lange nicht gethan, mit Pflug und Egge auf den harrenden Acker. Und ist er auch keiner von denen geworden, die sich selbst härter halten denn die Knechte, so hat er von da an doch dafür gesorgt, daß ihm nie mehr Einer zwischen Bauern- und Knechts-Arbeit bösen Unterschied machen konnte. —

3.

Wie der Jörgle zwei Hungrige im Verborgenen speist.

Daß die Ziegelbäuerin zu O. am Tage der sieben Schläfer beim zweiten Hahnenschrei schon an ihrem Herd stand und den über und an dem Feuer befindlichen Kochgeräthen mit freigebiger Hand zartes und grobes Holz, je nachdem es nöthig und förderlich war, zukommen ließ, das hatte seinen Grund darin, daß auf der Thalwiese seit einer Stunde nach Mitternacht

fünf Knechte und Taglöhner ihre Sensen schwangen und das Gras abmähten, das dieses Jahr in absonderlicher Fülle gewachsen war. Ihnen zu lieb hatte sie des sonst sehr werth gehaltenen Himmelbettes heute weniger geachtet und sich früh aufgeschürzt, das Mähderessen zu bereiten, das hierorts in einer gebrannten Suppe und einer Pfanne voll „Grümpele" oder Eierhaber, dem Besten und nahrhaftesten, was der fränkische Mähder sich wünschen mag, besteht. Denn so streng der Ziegelbauer ob dem Wort hielt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist," so gewissenhaft ging er sammt seinem Weibe nach der andern Regel einher: „Einem treuen Knecht und fleißigen Arbeiter halte nicht übel, denn er ist seines Lohnes und seiner Speise werth." Daneben aber hatte die Bäuerin mit nicht geringerer Theilnahme an sich und ihren Eheherrn gedacht, sintemal sich beide trotz ihrer vier Jahrzehnte, welche sie hinter sich hatten, in mancherlei Dingen immer noch gar kindlich sich bezeugten, also daß sie z. B. wie die Kleinen einander nicht wohl guten Morgen zu wünschen vermochten, ohne daß er noch zuvor oder mindestens zugleich über Leere im Magen klagte, und sie aus derselben Ursache ohne Unterlaß gähnte, weßhalb jedesmal mit dem Aufstehen für Letztere alsbald die Zeit gekommen war, der Bohne vom Reich Arabia mittelst Feuer, Wasser und keiner Cichorie ihre Lebensessenz zu entlocken und mit solcher und einem Viertel „Goloppen" (fränk: Ausdruck für Kogelhopfen) ihr und ihres Mannes schwaches Herz zu stärken und zu erfreuen. Zu dem Ende war neben das Feuer ein irdenes Häfelein gestellt, und verhielt sich das sanfte Brodeln seines Inhalts zu dem wilden

Lärm, der aus der Tiefe der Pfanne sich hören ließ, wie der Ton einer Flöte zum Geschmetter der Trompete. Der Ziegelbauer handthierte indeß im Stall und in der Scheune und gab dem Vieh sein Futter. Eine Stunde früher als die Bäuerin in ihrem Hause war der Jörgle in seinem Gedinge zu N. wacker geworden und hatte seine Füße aufgehoben, um in der Bayern Land zu wallen und alldort, wie er sagte, den größeren Lohn zu finden, der ihm nach Maaß seiner Arbeit gebühre, eigentlich aber, wie er in seinem Herzen gedachte, um das Land zu besehen und zu erkunden, ob nicht der Schmalzbauer in demselben irgendwo einen Bruder oder Schwager oder Eidam habe, mit welchem er nach seiner List und Schalkheit zu handeln vermöchte, wie mit ihm, denn diesseit des Gebirges hatte er sich bereits so stinkend gemacht vor „den Großen" im Volk, daß Niemand mehr seiner zu Knechtsdiensten begehrte, und er der andern Stufe seines Lebens mit raschen Schritten zueilte. Eben war er jetzt in den mit einer Hecke umgebenen Grasgarten des Ziegelbauern eingetreten, durch welchen der „Gehweg" jeglichen hinführt, der endelich, das ist mit Eile, über das Gebirge zu wandern begehrt, als die Grümpeli in der Pfanne der Bäuerin ihre Vollendung erreicht hatten und, um nicht zu erkalten, nur so lange noch über dem Feuer hängen blieben, bis die kleine Magd ihre Geschäfte im Haus zu Ende gebracht und sich geschickt hatte, den Hungrigen im Thal das ersehnte Gericht zu überbringen. War es nun die hintere Thüre, welche zufällig offen stand, oder der Schlot, der von dem Duft etwas verrieth, deß das Haus voll war, oder war Jörgles Nase in solchen Stücken von besonders scharfer Witterung, wie die eines Spürhundes, genug: je näher er dem Hause

kam, desto stärker roch er den lieblichen Geruch, und dünkte ihm derselbe, da er daheim weder Speise noch Trank zu sich genommen hatte, süßer denn ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat. Vertrauend auf das Herz der Bäuerin, die ihm schon mehrfach ihre Güte erzeigt hatte, überhaupt weit umher des guten Gerüchts war, daß sie ihre Hände zu den Armen ausbreite und des Dürftigen sich annehme ohne Murmelung, ging er ohne Zögern dem Hause zu. Als er jedoch durch dieselbe Thüre, die ihm möglichen Falles verrathen hatte, welchen Schatz sie in Ihrer Obhut habe, in die Küche gelangte, sah er Niemand darinnen, wohl aber gewahrte er alsbald die an den Schalk gefesselte Pfanne, welche noch immer auf ihre Erlösung harrte, und entdeckte bei genauere Besichtigung ihren köstlichen Inhalt. Die Bäuerin hatte sich nämlich vor wenigen Augenblicken erst in die Stube begeben und saß nun mit ihrem Eheherrn behaglich beim Frühstück, während die „Kleine" in ihrer Schlafkammer an Gesicht und Haaren das Geschäft des Reinigens und Ordnens vornahm. Was soll er unter diesen Umständen thun? Hineingehen und die lieben Bauersleute durch seine unverhoffte Ankunft von ihrem geruhlichen und stillen Mahle aufstören? und doch hielt er selbst so viel darauf, in der Andacht mit welcher er gewöhnlich der Pflicht des Essens nachkam, — und war diese Andacht beim Jörgle viel brünstiger als die in der Kirche oder beim Tischgebet, — in keinerlei Weise beunruhigt zu werden. „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg auch keinem Andern zu," sprach er bei sich selbst, aber nicht, um aus solchem Grunde seines Weges fürbaß zu gehen, sondern um ohne Verzug auszuüben, was schon beim ersten Blick auf das unbewachte Gut in

seinem Innern sich geregt hatte. Behutsam hob er die Pfanne vom Schalk, trug sie leisen Trittes hinter die Gartenhecke, setzte sich nieder, wo sie am dichtesten war und aß und plagte sich nicht mit eigenen Gedanken, denn ein Narr treibt Muthwillen und hats noch seinen Spott dazu.

Um dieselbe Zeit führte der gleiche Pfad zwei Handwerksbursche, die von jenseits nach diesseits pilgerten, durch den Garten des Ziegelbauern. Beide waren noch sehr jung an Jahren und erfreuten sich des feinen Ruhms, daß sie auch an der Bosheit noch Kinder seien und böse Exempel noch ihren Verstand bis anher nicht verkehrt, noch falsche Lehre ihre Seele betrogen und verderbt habe.

Unter manchen Ach und Weh waren sie bis vor Kurzem drei Jahre lang an der Lehrbank gestanden, maßen der Meister des einen, der Schreiner, in seinen Adern ein gar hitzig Blut und in seinem Kopfe einen Hobel hatte, der, wenn er zu arbeiten anfing, mehr Späne abriß als der in der Hand, und der Lehrherr des andern, der Drechsler, an der Schwindsucht litt und mit seinem grämlichen Wesen sich und den Seinen das Leben trüb und traurig machte. Was Wunder, daß ihr Herz heute fröhlich war wie das der Lerche, welche über ihren Häuptern das Morgenlied sang, und ihre Füsse trotz den vier Stunden, welche sie bereits zurück gelegt hatten, noch so wenig strauchelten als die des Propheten aus Thisbe am Abend des ersten der vierzig Tage, die er durch Kraft eines gerösteten Brodes und einer Kanne Wasser bis an den Berg Gottes Horeb durchwanderte. Gleichwohl erging es ihnen, als sie den Jörgle schmunzelnd vor seiner Pfanne sitzen und essen sahen, fast wie selbigem Jäger und Acker-

mann, der vom Felde heimkam und sahe das rothe Gerichte, das sein Bruder, der Schäfer, gekocht hatte, daß Jeder hätte sagen mögen: „laß mich kosten das feine Gerichte!“ Denn wenn auch nicht müde wie Jener, waren sie doch eben so hungrig geworden. Nichts desto weniger schämten sie sich zu betteln und wollten stracks Laufs vorüber gehen, als der Jörgle, der an seinem Magen nunmehr reichlich Barmherzigkeit gethan hatte, sie von freien Stücken mit freundlichen Worten einlud, sich niederzulassen und mit dem Rest des Mahles, das ihm die sorgliche Mutter zubereitet habe, vorlieb zu nehmen. Zugleich bat er sie, wenn sie sich gesättigt hätten, das leere Geschirre an seiner Statt in's Haus zurück zu tragen, und ging sofort mit raschen Schritten von dannen, angeblich um auf der naheliegenden Wiese die unterbrochene Arbeit fortzusetzen, in Wahrheit jedoch, weil er hörte, daß drinnen die Ziegelbäuerin mit lauter schnarrender Stimme den Morgensegen betete, was für ihn den baldigen Ausbruch eines Ungewitters ankündigte. Nicht ahnend, daß sie gestohlen Gut in ihren Händen halten, legten sich die Wanderbürschlein voll Dankes um die Pfanne her und aßen nach aller Lust ihre Seele und bewiesen mit der That, daß einem fröhlichen Herzen Alles wohl schmecket, was er isset.

Bereits waren sie bei den letzten Brocken angelangt, da wurde es im nahgelegenen Hause laut und lebendig; Stimmen ließen sich hören wie von solchen, welche ein kostbares Gut verloren haben und eben daran sind, das Haus von oben bis unten mit Besen zu kehren und mit Fleiß zu suchen, bis daß sie es wieder finden; zugleich wurden auch im Garten Tritte vernommen, hastig, wie die eines zürnendes Mannes, und mit

einem Sprunge über die Hecke, stand plötzlich der Ziegelbauer, einen gewaltigen Stock in seiner Rechten, vor den arglosen Jünglingen. Auf sein wiederholtes Schreien: „ich habs! ich habs!" kam alsbald auch die Bäuerin sammt der Kleinen herbeigeeilt und eiferte in Gemeinschaft mit ihrem Alten nicht wenig über die vielen und frechen Bettler und Landstreicher, vor denen die Pfanne ob dem Feuer nimmer sicher sei, und um ihre Grümpele, welche dieses Mal so gut gerathen, und um die armen Mähder, welche jetzt aufs Neue ihres wohlverdienten Frühstücks warten müßten. Verlegen, doch eines guten Gewissens vor Gott und den Menschen, hatten sich die Gesättigten erhoben und versuchten, ob das scheltende Ehepaar ihre Worte möchte gelten lassen vor seinen Ohren; allein der Eifer brannte wie Feuer in Wachholdern und wollte sich nicht besänftigen lassen. Endlich gelang es doch dem Aelteren, einem schmucken Jungen von hellen redlichen Augen, sich Gehör zu verschaffen, und mit bewegter Stimme erzählte er nun, wie sie beide die Söhne ehrlicher Leute seien und noch nie Jemanden eines Pfennigs Werth entwendet hätten, daß sie auch diesen Morgen keinen Fuß über die Schwelle ihres Hauses gesetzt, sondern nur der Einladung ihres Sohnes gehorcht und den Ueberrest des Mahles genossen hätten, das von ihm selbst vor Kurzem erst an dieser Stätte gehalten worden sei. Dabei beschrieb er den angeblichen Sohn vom Scheitel bis zur Fußsohle so genau, daß der Bauer ohne Mühe den wahren Dieb zu errathen vermochte und lachend ausrief: „Das ist der Jörgle, der Schelm! Wart Spitzbube, den Trunk, der zu Grümpele gehört, will ich dir geben, wenn du wieder auf den Ziegelhof kommst. Und ihr, sprach er milden Angesichts

zu dem Pilgerpaar: gehet hin in Frieden. Ich glaubs, daß ihr ehrliche Leute seid; und wars auch nicht für euch bestimmt, was ihr so eben bei mir genossen habt, so sei es euch jetzt gleichwohl von Herzen gegönnt!"

Wer sich aber lange nicht mehr blicken ließ auf dem Ziegelhof, das war der Jörgle, dieweil er in solchen Fällen der Zeit eine wunderbare Heilkraft zutraute; und als er nach mehreren Jahren mit rußigem Gesichte sich wieder einstellte, war der Sprung im schönsten Schmalzhafen der Bäuerin so bedeutend und der Mangel an geschickten Hafenbindern so groß, daß jenes selbstgenommenen Frühstücks nur noch als eines Scherzes gedacht wurde. —

4.

Von der absonderlichen Musik, welche der Jörgle dem Posthalter und Hirschwirth in P. für den Bartholomäi-Tanz bestellte.

Sollte das phantasiereiche Völkchen, welches diese Ueberschrift zu Gesicht bekommt, unter dem Posthalter eine Gestalt sich vorstellen, wie man sie da und dort auf einer Station beim Ein- und Aussteigen sehen kann, das heißt einen Mann mit martialischbärtigem Gesicht, aufrechter, gravitätischer Haltung und wohlbespornten Füßen, wenngleich es weit und breit nichts vorzureiten, ja überhaupt nichts zu reiten gibt, oder den Hirschwirth als Modeherrn in braunem Frack, gestickter Weste und ähnlichem zeitgemäßem Zubehör nebst einem kürzeren oder längeren Schweif von Kellnern sich vor das Auge malen, so müssen wir zu unserem Bedauern erklären, daß weder das eine noch das andere

Bild dießmal getroffen ist, sondern jedes zum Original sich ungefähr verhält wie der Pfau im Schloßhof zum Hahn auf der Dungstätte. Zwar war die Herberge zum Hirsch, über dessen Conterfey übrigens die Vorübergehenden fortwährend im Zweifel waren, ob es nicht eher das eines Rosses oder eines hinten ausschlagenden Esels oder eines von Bremsenstichen wild gewordenen Rindes sei, ein geräumiges zweistöckiges Haus, hatte aber vom First bis zum Sockel so ganz und gar das Ansehen eines fränkischen Bauernhauses, daß, hätte nicht die hölzerne Tafel oberhalb des Eingangs und das eben genannte Thierbild darauf seine höhere Bestimmung verrathen, kein Sterblicher in seinem Bewohner jemals mehr gesucht hätte, als den Besitzer eines Bauerngutes, obschon nach der großen Scheuer, den verschiedenen Stallthüren und dem umfangreichen Hofraum zu urtheilen, eines der bedeutenderen im kleinen Flecken. Auch war der Wirth selbst in allweg ein Wirth; auf seinem Hause ruhte die Wirthschaftsgerechtigkeit, und er machte Gebrauch davon, so oft sich eine Veranlassung dazu darbot, und war klug wie ein Wirth und redete wie ein Wirth und begrüßte den Gast mit „Willkomm, Vetter! — Gesundheit ist mir lieb! — Wo kommt der Vetter schon her? Was ist gefällig?" und so fort, und stellte ihm das Glas hin mit „Wohl bekomms!" und verabschiedete ihn nie, ohne ihm unter der Hausthüre noch die Bitte ans Herz gelegt zu haben: „Schenk mir der Vetter die Ehr' bald wieder, und dergleichen; ja er begleitete sogar derartige Redensarten mit vielen und tiefen Bücklingen, wenn der Feldmesser oder der Forstwart oder der Gregorius, wie der Hirschwirth statt Chirurgus zu sagen beliebte, oder sonst einer vom Herrenstande

bei ihm einkehrte. Wie selten er aber in den Fall kam, seine Künste in Anwendung zu bringen, mag daraus ersehen werden, daß der Keller, der unter dem Schlaf- und Schenkstüblein angebracht war, kaum die Höhe und Größe einer schleßischen Weberwerkstätte erreichte, und der Herr Gastgeber, wie ihm die böse Welt nachsagte, sein Lebenlang niemals für nöthig befand, denselben mit einer Treppe versehen zu lassen, sondern, so oft er seiner Schätze bedurfte, Flaschen und Gläser an den Rand der Fallthüre stellte, leichten Körpers hinabhüpfte und nach geschehener Füllung mittelst derselben Kraft und Gelenkigkeit seiner Gliedmassen sich wieder emporschwang. In vollkommener Harmonie mit dem Allen stand der Anzug des Wirths, und war an seinen Kleidern bald vom Thau des Himmels, bald von der Fettigkeit der Erde etwas zu sehen oder zu riechen. Daß er aber zu gleicher Zeit Posthalter genannt wurde, obwohl seit unvordenklichen Zeiten nie eine Poststrasse durch P. ihren Lauf nahm und es weder Briefe noch Gepäck, geschweige einen Eilwagen zu befördern gab, das hatte den besondern Grund, daß der Hirschwirth, wann er unverhofft von einem der oben genannnten Honorationen heimgesucht und um Wecken oder Bretzeln gebeten wurde, die nicht vorhanden waren, je und dann mit den Worten: „werd gleich aufwarten," durch das Schenkstüblein entwischte, quer Feld ein in's nächst gelegene Dorf sprang und mittelst dieser Eilpost, die er selber war, nach einem Stündchen wenn die Geduld der Hungrigen so lange ausreichte, ihnen das Verlangte vorsetzte. Nur ein Mal im Jahr, am Bartholomäitage, geschah es, daß der Hirsch in einem Feierkleid erschien und in all dem Schmuck prangte, mit welchem ein finnländisches Wirths-

haus an Galatagen sich zu zieren vermag. An diesem Tage nämlich fand im benachbarten U. großer Jahrmarkt statt, und hatte sich unter denjenigen Besuchern desselben, welche der Weg durch P. führte, von Vätern und Großvätern her die Sitte festgesetzt, bei der Heimkehr im Hirschen allda ein Sauerkraut mit Speck oder Griebenwurst oder beiden zumal zu sich zu nehmen, und den Durst, den das viele Reden auf dem Markte verursacht hatte, und des Hirschwirths stark gepfefferte Würste nicht verminderten, mit Bier oder Wein gründlich zu löschen. Für diese Zeit wurde dann das Haus von außen und innen mit dem besten Kalk getüncht, Tische Bänke und Stühle mit weißem Sand gefegt und mit reinem Wasser gewaschen, Gläser und Teller zusammt den zinnernen Kannen in blanken Stand gebracht, Weißbrod und Kipfe gebacken, Schweine geschlachtet, Würste gemacht und letztere am Bartholomäimorgen schon in langen Guirlanden von Fenster zu Fenster geschlungen, um auch den hartgesottenen Geizhals damit zu locken und zu fahen. Selbst eine Musik fehlte nicht für die, welchen Wein oder Bier nicht glatt eingehen wollten, oder deren Füße noch die Freudigkeit eines Eichhorns hatten und einen Sprung oder zwei zu machen begehrten.

Und war wieder einmal Bartholomäitag vor der Thüre, als der Jörgle, mit welchem längst jene Berufs- und Gesichts-Veränderung vorgegangen war, im Hirschen zu P. einsprach. Theils Bindens und Flickens, theils Essens und Trinkens wegen ward er auch sonst nicht selten daselbst gesehen und der Hirschwirth hatte ihn der Spässe halber, durch welche er ihm die Zecher seßhafter zu machen verstand, bisher immer willkommen geheißen. Heute jedoch nahm er ihn freund-

licher auf als je zuvor, denn er hatte ein Anliegen, von dessen Last ihm nach seinem Dafürhalten Niemand so gut zu helfen vermochte, wie der Jörgle. „Paß einmal auf, Jörgle," begann er, nachdem er ihm den Schoppen auf den Tisch gestellt und sein pflichtschuldiges Wohlbekomms gesprochen hatte, „ich hab dir dieß Mal was Wichtiges aufzutragen. Du weißt, welche gute, fruchtbare Zeit die Bauern schon zwei Jahre nach einander gehabt haben, also, daß nicht blos ihre Scheunen bis unter das Dach hinauf angefüllt sind, sondern, weil Alles vom Korn bis auf den Kümmel herab einen hohen Preis gilt, auch ihre Geldbeutel dermaßen an Ueberfülle von Säften leiden, daß es Sünd und Schande wäre, wenn man ihnen nicht einige Erleichterung verschaffte. Wann käme aber eine günstigere Gelegenheit hiezu als am Bartholomäi-Markt? Ich habe deshalb zu meinem gewöhnlichen Wein bereits noch einen superfeinen eingethan und gedenke statt zweier drei fette Schwein zu schlachten; außerdem wünschte ich aber auch in der Musik etwas Extraordinäres beizubringen, damit mir die ledige Jugend hübsch munter wird und wacker aufgehen läßt. Wie wär's nun, wenn du dich auf den Weg machtest und mir das Letztgenannte besorgtest? Du bist im ganzen Oberamt bekannt, kommst auf alle Kirchweihen und Märkte und mußt am besten wissen, welcher unter den Musikern am feinsten bläst oder geigt oder pfeift. Um den Lohn für deine Mühwaltung brauchst nicht bekümmert zu sein, er soll ausfallen, daß dich kein Schritt reuen wird: nur schaff was Flottes herbei und kein Gequick!"

Der Jörgle ließ sich bereit finden, versprach sein Möglichstes zu thun und trat, nachdem er den Hirschwirth nochmals versichert hatte, daß er sich getrost auf ihn verlassen könne, ungesäumt seine Rundreise an.

Innerlich aber sann er auf Arges für den armen Wirth, sei es, weil er ihm schon einmal einen Dienst erzeigt, und dabei die Erfahrung gemacht hatte, daß derselbe mit Worten reichlicher lohne als mit der That, oder weil er von ihm in Beehrung und Bewirthung irgend wann nicht gehalten worden war, wie er sichs wünschen mochte, oder blos, weil er, wie schon öfter, von seinem Uebermuth gereizet und gelocket wurde. Zuvörderst wandte er sich gegen Morgen und gelangte nach S. Allda war ein berühmter Musiker, der mit seines Gleichen schon in Holland gewesen war, zu solchem begab er sich, vermeldete seinen Gruß vom Hirschwirth in P. und lud ihn ein, mit der Baßgeige, die Niemand so kräftig zu spielen vermöge denn er, um den Mittag des Bartholomäitages in dessen Hause sich einzufinden. Von da wanderte er des andern Tages gegen Mitternacht, kam nach W. und ging dasselbst in das Haus eines Schusters, der weiland als Militär-Musiker Dienste geleistet hatte, wovon sein Schnurrbart immer noch ein gewichtiges Zeugniß ablegte, und bat ihn, beim Bartholomäitanz im Hirschen zu P. mit aufzuspielen und zu solchem Behuf eine Baßgeige zu überkommen und mitzubringen, auf welcher er, wie der Hirschwirth von Vielen habe rühmen hören, ein sonderlicher Meister sei. Zugleich fügte er mit besonderer Betonung bei, daß diese und jene Musiker gleichfalls erscheinen und die andern Instrumente spielen werden. Von hier eilte er des dritten Tages wieder weiter nach Mittag und des vierten nach Abend und am fünften in die Gegend, welche zwischen Mittag und Abend inne liegt, und redete überall bei den Musikanten dieselbigen Worte vom Bartholomäi-Tanz im Hirschen zu P., der dieses Mal so herrlich und einträglich werden müsse, wie noch nie, und

von der Baßgeige, die mitzubringen sei, und von den Instrumenten, welche die andern zu spielen sich erboten hätten. Dem Hirschwirth aber ließ er nach diesem entbieten, daß Alles aufs Beste besorgt und fünf ausgezeichnete Musiker bestellt seien. Bald darauf kam der Bartholomäi-Tag. Die Witterung stand entschieden auf Seiten des Hirschwirths; Hunderte und aber Hunderte, darunter viel lediges Gesinde eilten nach U. Als die Sonne am höchsten stand, schaute er bereits die Strasse hinab und spähte nach den Musikern, deren Ankunft er in der ganzen Umgegend hatte bekannt machen lassen, konnte jedoch noch nichts gewahren. Eine Stunde nach Mittag erst kam Einer, der Holländer, angerückt, und trug mit Stolz die mächtige Baßgeige. Dem Wirth lachte das Herz im Leibe beim Anblick des riesigen Instrumentes, und als vollends der Spieler mit einem Strich seines Bogens den erschütternden Baß desselben vernehmen ließ, schnalzte er vergnüglich mit Zunge und Fingern. Ein Viertelstündchen darnach trat der ehemalige Regimentsmusiker, gleichfalls mit einer Baßgeige beladen, zur Thüre herein, und setzte sich seinem Collegen zur Seite. Unser Gastgeber, der in seinem Trubel und Jubel gar nicht fähig war, etwas zu ahnen, und einen weiter reisenden Musiker in ihm vermuthete, der für einige Augenblicke eingetreten wäre, um seinen Durst zu stillen, fragte mit freundlichen Geberden: „Wohin die Reise?“ „Vorerst nimmer weiter, Herr Wirth!“ sprach der musizirende Schuster, und erzählte, wie er hieher bestellt sei, beim heutigen Abendtanz die Baßgeige zu spielen. Und als er noch redete, öffnete sich abermals die Thüre und keuchend unter der Last kolossaler Geigen traten die von Mittag und Abend in die Stube ein. Bestürzt sahen sich die

Collegen an, als sie von allen sonst üblichen Instrumenten nur die Baßgeige erblickten; ihr Staunen verwandelte sich aber in ein schallendes Gelächter, als sie sich gegenseitig mittheilten, wie sie zu solch einförmiger musikalischer Ausrüstung gekommen seien.

Der Hirschwirth allein schlug jammernd die Hände zusammen und konnte des Scheltens über den Jörgle und seine boshafte Bestellerei um so weniger ein Ende finden, als nunmehr die Jugend in Masse herbeiströmte. Seine einzige Hoffnung setzte er auf den Fünften, der noch kommen sollte. Der Weg desselben war jedoch der weiteste, weshalb er noch eine Weile verzog. Endlich stellte auch er sich ein, aber — o Aerger und Herzeleid! weder mit einer Trompete, noch der Violine, noch der Clarinette, sondern mit einer Baßgeige versehen, so gleicher Größe und gleicher Gestalt mit den andern vier, daß es nur die spätere Ankunft war, durch welche sie sich vor diesen auszeichnete. Der Hirschwirth mußte sich frei in den Lehnstuhl setzen, so sehr war ihm der Schrecken und Zorn in die Glieder gefahren. Glücklicher Weise hatte der Schäfer des Orts eine neue, auf der letzten Mußwiese erkaufte Flöte. Diese wurde schleunigst herbeigeholt und mußte nun nebst einer der Baßgeigen die Weise angeben, nach welcher die Wenigen, die mittler Zeit nicht unter Lachen fortgegangen waren, am Reigen sangen und stampften. Ob der Jörgle den Lohn für seine Mühewaltung abgeholt hat, und worin er bestanden, darüber ist nichts ruchbar geworden.

22. Vom Schreiber in S., und wie ihm der Michele von O. beim Hasenessen in A. so übel mitspielte.

Der Rechtsbeistand oder wie er der vielen Schreiberei wegen, mit welcher er sich befaßte, gewöhnlich genannt wurde, der Schreiber in S. war einer der Unglücklichen, die an der Sucht, haben und immer haben zu wollen, krank darnieder liegen, und zwar ein sonderlicher vor andern. Während seine spitzige, fast in die Höhe gebogene Nase gleich der eines kargen Hundes auf allen Seiten hinaus nach groben und feinen Bissen schnupperte, wo welche ohne Geld und umsonst zu kaufen wären, starrten seine Kinnbacken wie eherne Zangen und gaben nimmer wieder, was sie einmal erfaßt hatten, und waren fürchterlich anzusehen wie die des Leviathan, zwischen welche Niemand zu greifen wagt, denn schrecklich stehen seine Zähne umher. Sein Herz war aber so hart wie ein Stein und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein und hatte noch nie jene gute Lehre angenommen: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen. Denn die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen in's Verderben und Verdammniß. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.“ Demzufolge hatte er seinen Wohnsitz nicht da aufgeschlagen, wo Leute seines Berufs sonst sich häuslich niederzulassen pflegen, in den Städten und Märkten des Landes, sondern war in das kleine, abgelegene Dorf S. gezo-

gen und hatte allda sein eigenes Gedinge und nahm auf alle, die zu ihm einkamen und eine Beschwerdeschrift fertigen oder einen Kauf- und Darlehns-Vertrag abfassen, oder eine Streitsache führen zu lassen begehrten. Denn er sprach bei sich selbst also: „Im geringen S. ist nicht blos Essen und Trinken, Kleider und Schuh in alleweg viel billiger als in K. und L. und wie die Städte und Städtlein alle heißen, sondern ein Rock oder eine Weste kann hier auch ein Jahr oder zwei länger getragen werden als dort, wo der Augen so viele auf einen gerichtet sind. Auch haben es die Bauern noch fester inne als die Städter, daß zu Allem, was vorwärts gehen soll, von dem Prachtwagen der Könige an bis zum Handkarren des Besenbinders herab, insonderheit eine gute Schmiere gehört und eine Hand, die mit allem Fleiß und in Einfältigkeit die Achsen der Räder damit beträufelt.“ Und stellten sich wirklich, da des Neidens und Zankens unter den Menschenkindern immerdar mehr ist als der Liebe und Eintracht, das Jahr über solcher Schmierer so viele bei ihm ein, daß er an jeglichem Tag nicht blos die Nothdurft, sondern reichlichen Ueberfluß dahin zu nehmen vermochte. Desgleichen hatte er aus besagtem Grunde trotz seiner fünf und dreißig Jahre immer noch keine eheliche Gehilfin genommen, die um ihn sei, auf daß er nur sich und sonst Niemanden nach der Rechnung der Ausgabe und Einnahme zu bedenken hätte. Um so lieber dagegen war es ihm, wenn da oder dort eine Familie ihren Tisch mit ihm theilte, weniger um dererwillen, die um denselben hersaßen, als um dessenwillen, was auf denselben getragen ward; und hatte er für derartige Einladungen just ein so scharfes Gehör, wie der Bäcker von W., welcher sein Gut mit

Prassen umgebracht und all das Seine verzehrt hatte, also daß er in den Ställen und Scheunen übernachten mußte und sich an die Schnapsbrüder hängte und gegen diese sich rühmte, er habe ein solch feines musikalisches Ohr, daß er sich das Glas zubringen höre, sobald sein Fuß nur die Schwelle des Wirthshauses betrete. Wußte aber der Schreiber gar, daß der, welcher ihn geladen hatte, nach dem Mittagsmahl seinen Kaffee zu trinken und sich denselben mit einer guten Cigarre zu würzen gewohnt sei, so stellte er sich um so bereitwilliger ein und vergaß nie, das Meerschaum-Röhrchen mit der Bernsteinspitze, das ihm einer seiner Schützlinge zum Beginn eines Prozesses verehrt hatte, alsbald neben seine Tasse zu legen und bald leise, bald laut je nach der Schwer- oder Leichthörigkeit des gastfreien Mannes damit zu spielen und zu winken. Er selbst erkaufte sich des Jahres vier Mal ein Kistchen Mittelfein, um das Bier, das er in der Rose oder anderswo trank, sich schmackhafter zu machen; maßen aber hundert Stück solches gewickelten Krautes, wenn eines derselbigen sechs Pfennige kostet, und geringere Waare mochte sein Magen nicht ertragen, keineswegs unter zwei Gulden zu erstehen sind, so steckte er von seinen Lieblingen nie mehr denn eine in die Tasche, um jedwedes Lob derselben allzeit mit der Klage erwiedern zu können, daß er nur noch im Besitz der einzigen sei und dem Herrn Nachbar beim besten Willen keine zum Versuche darzubieten vermöge.

Dieweil nun von einem kargen Filz die ganze Gegend übelredet, — und man sagt recht daran, — so war der Herr Schreiber noch keine 10 Monate in S. ansässig, als ihn der Michele von O., seines Zeichens ein Flickschlosser, im übrigen ein Vokativus

schlimmster Art, obwohl er noch nie mit ihm zu schaffen gehabt hatte, doch schon so gut kannte, daß er sich keinen sonderlichen Lohn versprach, als derselbe ihn am Morgen nach der Kirchweihe zu sich hinauf rief und ihm sein Spazierstöcklein mit dem Auftrag überreichte, den untern Theil desselbigen mit einer Zwinge zu versehen und den Stab hiedurch schöner und dauerhafter zu machen. Daß er aber nach Fertigung der Arbeit seinen Sold in einer alten abgelegten Mütze empfangen würde, welche ihm ohne weiteres das Vordertheil in der Hand zurückließ, als er sie unter der Hausthüre aufzusetzen versuchte, das hatte er gleichwohl nicht erwartet, sonst hätte er auf die Frage nach seiner Schuldigkeit nicht geantwortet: „Was der Herr Schreiber zu geben belieben!" Doch schwieg er und ging seine Wege hierhin und dahin, nicht mit des Schreibers Kappe auf dem Kopfe, denn diese war sogleich in die nächstgelegene Schwemme geworfen worden, wohl aber mit derselbigen im Kopf; denn wenn man auch des Narren so wenig immerdar gedenket als des Weisen, und die künftigen Tage Alles vergessen, so hatte doch der Michele in solchen Dingen ein sehr treues Gedächtniß und legte das Jahr darauf beim Hasenessen in A. hievon eine merkliche Probe ab.

Der Sternwirth in A. war noch ein Mann der guten alten Zeit, das heißt ein Wirth, der am ersten ein Ackermann war und das Feld bauete, das er sein Eigenthum nennen durfte, und hernach erst beherbergte und wirthschaftete, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern um dem vorüberziehenden Wanderer oder einem Mitbürger, der sein Abendbrod mit einem Glas Wein, das hier zu Land nur Wenige im eigenen

Keller liegen haben, anzufeuchten wünschte, ein Labsal verabreichen zu können.

Demgemäß war es bei ihm Sitte und Gebrauch, dem fernher gekommenen Gast unaufgefordert das kräftige Hausbrod auf den Tisch zu legen und bei Berechnung der Zeche dennoch nicht mehr, denn was er getrunken, in Anrechnung zu bringen. Auch ein Stücklein Butter oder eine Milch gingen in der Regel zollfrei aus. Nur wenn ihm ein Vortheilischer unter sein Dach kam und seine Güte auf Muthwillen zog, konnte er unwirsch werden und eine Ausnahme machen. Unsern Schreiber z. B. hatte er zwei und drei Mal in seinem Hause aus- und eingehen lassen und ihn, dieweil er darum bat, mit einem Topf saurer Milch und eingebrocktem Schwarzbrod erquickt, ohne ihm auf sein: „Was bin ich schuldig?“ etwas anders als: „Das Wiederkommen“ zur Antwort gegeben zu haben, bis er ihm beim vierten Besuch nach der gleichen Verköstigung einen Groschen aufrechnete und ihn hiedurch dermaßen erschreckte, daß er den Weg nach A. nur mit Seufzen wieder zu gehen vermochte. Außerdem gehört der Sternwirth zu den geselligen Herbergsvätern und hielt diejenigen Gäste, welche in der Woche regelmäßig ein oder zwei Mal ihr Schöpplein bei ihm tranken und durch ihre Gesellschaft und Gespräch ihm Unterhaltung bereiteten, vornemlich in Ehren. Solcher gedachte er denn auch, als am Abend vor Martini sein Sohn, der Jagdliebhaber, vom Felde kam und ein Hasenpaar von besonderm Gewicht auf die Bank niederlegte. „Rosine“, sprach er zu seiner wohlbeleibten Ehehälfte, „morgen Abend machst du die Hasen fertig und du, Adel*), gehst früh am Tag nach B. und

*) Fränkischer Ausdruck für „Adam“.

ladest den Herrn Notar und den Doktor zu einem Wildbraten hieher ein; unsern Schulzen, der auch gern was Gutes ißt, invitir ich selber."

Diesen Befehl aber vernahm nicht blos der Adel und seine Mutter, sondern auch der Michele, der hinter dem Ofen an schadhaften Sägen und Zangen das Amt des Arztes ausrichtete. Zu gleicher Zeit mit dem Adel machte auch er am andern Morgen sich auf, lief stracks Wegs nach S. und ging in das Haus des Schreibers. Allda erkundigte er sich nach diesem und jenem, nach dem Stöcklein, ob die Zwinge noch in gutem Stande sei, nach der Untermüllerin in R., ob sie ihren Wasserprozeß mit dem Obermüller bald gewinnen werde und dergleichen, und ließ endlich, während er sich schon anschickte, fürbaß zu gehen, beiläufig nur ein Weniges davon verlauten, daß der Sternwirth in A. heute Abend seine Gäste unentgeldlich mit einem Hasenbraten regaliren werde. Weil aber, wie oben bemerkt, der Schreiber ein feines musikalisches Gehör hatte, so fiel diese flüchtige Botschaft ganz und gar nicht an den Weg, sondern auf ein gut Land und wurzelte darin so üppig, daß ihm schon nach dem Mittagessen seine vier Wände zu enge wurden und er mit Eilschritten nach A. hinüber wanderte. Obwohl seit der Milchzeche nimmer Stammgast, ward er vom Sternwirth dennoch herzlich bewillkommt, und als zur bestimmten Stunde die Wirthin ihren wohlzubereiteten Hasen auftrug, ließ es der kostfreie Mann sogar an der freundlichen Zusprache nicht fehlen, er möge ungescheut mit den andern Herren am Mahle Theil nehmen. Der Angeredete ließ sich das nicht zwei Mal sagen, sondern setzte sich und langte wacker zu, und schmeckte ihm so wohl, daß er beinahe die

alte Tischregel verletzte: „Wenn du bei eines reichen Mannes Tisch sitzest, so sperre deinen Rachen nicht auf, und denke nicht, hier ist viel zu fressen, sondern iß wie ein Mensch, was dir vorgesetzt ist und greif nicht nach Allem, was du siehest, daß man dir nicht gram werde.“ Um so schmerzlicher fühlte er sich in seinem Genusse durch den Notar gestört, der in der Stille ein Sechserlein für die Köchin in Vorschlag brachte da der Gastwirth selbst keine Bezahlung verlange. „Da ist ja das Essen bezahlt!“ sprach er voll Unwillens, und brummelte über Großthuerei, unnöthige Ausgaben und Aehnliches vor sich hin. Erst als der Michele, der seit einer Stunde am unteren Tisch bei einer Flasche Bier saß, mit Rücksicht auf die eingebrochene Nacht dem Sternwirth zurief: „Mein! Laß doch einspannen und die Herren nach B. fahren; deine Braunen werden ja ganz krämpfig, so lang müssen sie gegenwärtig im Stall stehen,“ und als der Sternwirth seinem Knecht Pferde und Wägelchen zu rüsten befahl, wurde ihm Herz und Angesicht wieder heiterer; denn von B. aus hatte er nur noch eine Viertelmeile zu Fuß zurückzulegen.

Nicht ohne wiederholte Dankesbezeigungen wurde vom freigebigen Sternwirth geschieden und fünf Mann hoch auf dem Wägelein Platz genommen. Vorne auf machte sich der Großknecht des Wirths als Lenker des munteren Gespanns seinen Sitz zurecht, hinter ihm ließ sich der Doktor und Notar nieder, und nach diesen fand der Schreiber nebst dem Michele, der eines dringenden Geschäfts in B. halber die Gelegenheit mitbenützen zu dürfen gebeten hatte, auf einem mit einem Pferdsteppich belegten Brett sein Unterkommen. In scharfem Trab liefen die Braunen dahin. Die Reise-

gesellschaft war der heitersten Laune, den Schreiber nicht ausgenommen. Je mehr sie jedoch ihrem Ziel sich näherte, desto schweigsamer wurde dieser und verfiel in ein ernstes Sinnen. Der Flickschlosser, aller Tücke voll, ahnte, über welchem Plan sein Nebensitzer in diesem Augenblicke brütete, zog rasch von den spitzen Nägelchen, mit denen er allzeit reichlich versehen war, etliche aus der Tasche und drückte sie sachte, aber mit aller Kraft seines breiten Daumens so fest durch seines Nebensitzers Rockzipfel und den Teppich hindurch in das Brett, als hätte ein Sattler dasselbige mit solchem Gewand zu bekleiden versucht. Nach diesem setzte er sich aufs Neue fest zurecht, legte sich behaglich an den Vordersitz an und sprach angelegentlich mit dem Notar und dem Doktor von der finstern Nacht, welche Weg und Steg kaum erkennen lasse, von des Wirths Knecht, der so sicher fahren und zuletzt mit gedämpfter Stimme auch vom guten Trinkgeld, das ihm die Herren wohl gerne geben werden. Da thats plötzlich auf Micheles Sitz einen gewaltigen Ruck, von welchem indeß die Vordermänner nichts inne wurden. Als sie aber wenige Minuten darnach in B. ankamen, gewahrten sie mit Staunen, daß der Schreiber verschwunden war, und erfuhren nun vom Michele sowohl die Zeit als die vermuthliche Ursache seiner schleunigen Flucht. Den Flügel seines fadenscheinigen Röckleins, der im Winde flatternd die Stätte bezeichnete, wo er bis vor kurzem gesessen hatte, löste der Schalk sofort ab und nahm ihn zu sich, um denselbigen inskünftige beim Putzen der messingen Leuchter als Wischer zu verwenden. Der Schreiber selbst keuchte in jener Nacht in seinem Bette und schlief unruhiger denn je zuvor, nicht sowohl um des Guten willen, das er beim Sternwirth

genossen, als des Schadens wegen, welchen er durch den verschwenderischen Notar und seinen unglücklichen Sprung vom Wägelein herab erlitten hatte. „Denn Wachen nach Reichthum verzehrt den Leib und darum sorgen läßt nicht schlafen. Wenn einer liegt und sorgt, so wachet er immer auf, gleich wie große Krankheit immer aufwecket.“ Wer Geld lieb hat, der bleibt nicht ohne Sünde, und wer Vergängliches sucht, der wird mit vergehen. Viele kommen zu Unfall um des Geldes willen und verderben darüber vor ihren Augen.“ —

23. Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht darum ansieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Kriegs recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen bayerischen Stabs-Offizier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kinde in dem Schooß weinte, und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja,“ fuhr sie einer wüthend an, und war der allerärgste, „für euer Leben gibt es kein Lösegeld, und euer Bürschlein hat auch bayerisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr sterben, zuerst euer kleiner Sadrach, hernach ihr. Laßt ihr eine Stunde Zeit,“ sagte er zu den Andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin.“ Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war, und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau ihr kennt mich noch, so bitte ich euch, ihr wollt ob mir

nicht erschrecken und nicht im Bösen aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an, das er unter dem Mantel hervorzog, so will ichs versuchen, ob ich euch mit Gottes und unsrer Frauen Hülfe retten kann.“ Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, stand sie schon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zu recht, und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirths Hofer gehörte. „Kommt denn jetzt,“ sagte er in Gottes Namen, „und tretet herzhaft auf, wenn ihr hinaus kommt und macht euch ein wenig breit.“ Als sie aber mit einander die Treppe hinab gingen, kamen die Andern wieder, und, „hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?“ fragte ihn Einer. Da sagte er: nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig sein. Ich hab sie durchs Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf als ich durchsah.“ Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten, und in das leere Gemach hineinriefen: seid ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten sein,“ brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder und das Kind lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hilfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen

fortgeführt und bis an ein bayerisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufging.

24. Lebensgeschichte eines Bergmannes.

Von Jugend auf, erzählte ein alter Bergmann, habe ich eine heftige Neugierde gehabt, zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Ich habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet und nur gewünscht, daß sie zu mir reden könnten, um mir von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Ich habe wohl zu weilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe ich mir immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge sind doch nicht umsonst soweit im Umfange und erhaben und so fest verwahrt; auch hat es mir gedünkt, wie wenn ich zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte Ich bin fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert und habe mich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich ist mir einmal ein Reisender begegnet, der hat zu mir gesagt, ich müsse ein Bergmann werden, da könne ich Befriedigung meiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke, ich solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach 10 bis 12 Tagen werde ich in Eula sein, und da dürfte ich nur sprechen, daß ich gern ein Bergmann werden wolle. Ich habe mir dies nicht zweimal sagen

lassen, und mich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen kam ich nach Eula. Ich kann auch nicht beschreiben, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald herauf ziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt und denen ich mit schüchterner Aengstlichkeit mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an und sagten mir, daß ich nur nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde den Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf!" womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartung setzte ich meinen Weg fort und konnte nicht aufhören den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und ihm meine große Lust, seine seltene geheimnißvolle Kunst zu erlernen bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte

ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Neugierde und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las die Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen und ihnen reiche Anbrüche zu bescheren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besässen, und in dem ernsten stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunklen, wunderbaren Kammern, zum Empfang himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Kruzifix und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die

schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, so wie mit den Namen der manchfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil erhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe.

Mir war seltsam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und die Verschlungenheit der Gänge und das ferne Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht, daß sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu sein, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister

freute sich über meine innige Lust und verhieß es mir, daß ich bei diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum ersten Mal in meinem Leben am sechzehnten März, vor nun mehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen und in geachteten und wohlverwahrten Münzen mit Bildnissen verziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiter auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war." — Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches „Glück auf" zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein und er war sehr geneigt, noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaues und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte und freunlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: „Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehen und erfahren haben;

hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Währet ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es euch seitdem ergangen ist, und auf welcher Reise ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt."

Es ist mir selber lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Glück hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinem Herzen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich Alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, als ich zu ihm ins Haus kam. Meine Emsigkeit, meine Treue und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn ge-

wannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen war nachgerade ein wackeres und munteres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft wenn er sah, daß sie mir zugethan war: wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wollte er mir sie nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen und aus der dunklen Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohntag zu erwarten.

Es gibt, fuhr der Alte nach geendeter Erzählung fort, keine Kunst, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauteres Herz. Unentzündet

von gefährlichen Wahnsinne, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren Alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen körperlichen Lohn mit inniglichem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufs. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des treulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn am Tage von dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm Alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen, bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, das die Ruhe verscheucht und die verderbliche Lust, Alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehen, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und Leiden-

schaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme, genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die Unentbehrlichkeit und Bluts-Verwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat es mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand uud Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird!

In dem Schooß der Felsen ist das ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm; dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andere Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder

in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trumm aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen, untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben!

Zum Leben des Bergmanns gehört aber Gesang und Citherspiel, und kein Stand kann mit mehr Lust die Reize derselben genießen, als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen."

25. Aus dem Leben Ritters von Schorndorf.

Im fruchtbaren Remsthale des Würtemberger Landes liegt Schorndorf, bald 700 Jahre als Stadt anerkannt, mit den zwei kreuzweise über einander gelegten Schoren als Wappen. Daselbst lebte um die Mitte des 16ten Jahrhunderts ein merkwürdiger Mann, von welchem der alte Martin Crusius in seinen Schwäbischen Annalen erzählt. (Annal- Suevic. lib: paraleip. Cap: VII)

Der geschichtskundige Leser vermuthet unterm Ritter von Schorndorf vielleicht jenen berühmten Landsknechtführer Ritter Schertlin von Burtenbach, der zu Schorndorf geboren ist. Allein ich meine mit Crusius hier nicht einen Ritter, der mit Schwert und

Spieß wider die Feinde stritt, sondern ein Männlein, das äußersten Falls mit der Ruthe des Schulmeisters böse Buben bearbeitete.

Johannes Ritter, ein geborner Schorndorfer, lebte um's Jahr 1562 daselbst als Provisor der lateinischen Schule. Es war aber ein ganz absonderliches Männchen, nichts weniger als ritterlich in Aeußern. Mephiboseth mit dem hinkenden Beine wäre wohl gegen ihn als Riesensohn Enaks erschienen. Auch hätte ihm kein Mensch angesehen, daß er ein gelehrter Schulmann war.

Für ihn muß man den Spruch von Johann Grob in Anspruch nehmen:

„Man mißt den Geist nicht nach der Elle aus; Oft hat ein großer Geist ein kleines Haus." Aber Johann Ritter war nicht blos ein kleines Haus sondern in der That ein ganzer Krüppel.

Statt der Arme hatte er nur zwei Stumpen, eine halbe Spanne lang. Vorn am linken Arm ein kleines Gewächs, am rechten reichte ein kleines Aermlein etwas weiter hervor, aber statt der Hand hatte er nur zwei kleine Finger, diean einander gewachsen und wie ein kleines Gäbelein anzusehen waren. Mit diesen Fingern hatte er mühsam das Schreiben gelernt. Die Schönschreibekunst hätte er wohl nicht lehren können, denn er schrieb eine gróbe Schrift, indem er die Feder mit dem Mund faßte und sie mit den Fingerchen regierte.

Aeußerst possierlich war es anzusehen, wenn er in seiner Schule einen Knaben züchtigen wollte. Er nahm eine lange Ruthe unter die Achsel, legte sie auf die Fingerlein und schlug nun mit dem ganzen Leibe auf den strafwürdigen Schüler los. Nach jedem Streiche

ging eine gute Zeit vorüber, bis er wieder schlug. Doch thaten seine mit äußerster Anstrengung geführten Streiche ziemlich wehe, und seine Schüler fürchteten die Ruthe des Herrn Provisors Ritter nicht wenig.

Trotz seiner Verkrüppelung war er im Stande, ein Glas Wein einzuschenken und auszutrinken, sogar das Glas in die Höhe zu werfen und mit seinen Tätzlein aufzufangen. Wenn er seinen Bart strich, sah es aus, wie wenn sich eine Katze mit ihren Pfötlein streicht.

Der Oberkörper war's aber nicht allein, der ihn zum Krüppel machte. In seinen jungen Jahren hatte er bei muthwilligen Sprüngen und Hüpfen den linken Fuß gebrochen, und nun hinkte er dermaßen, daß er an einer Krücke gehen mußte. Das hielt ihn aber nicht ab, durch die ganze Stadt und bisweilen auf die benachbarten Dörfer zu gehen. Wenn's ihm freilich einmal begegnete, daß er unversehens anstieß und niederfiel, so stürzt er wie ein Block nieder, und war unvermögend sich zu helfen.

Er hatte aber ein herzhaftes und fröhliches Gemüth. Mit seiner starken männlichen Stimme sang er wohl bei Mahlzeiten schöne und heitere Lieder.

Er konnte zuweilen so gründlich heiter sein, daß er wohl auch sein körperliches Gebrechen mit Scherz und Laune betrachtete, als wollte er in das Lied einstimmen:

Trink i,
So hink i.
Trink i nit,
So hink i doch!
Drum will i lieber trinke
Unn doch hinke!

Ja, wer sollte es glauben? sogar zum Tanzen war er nicht ungeschickt. Er warf seine Krücke hinweg

und tanzte so zierlich und behende, daß du — mit Crusius zu reden — gesagt hättest, es wäre ein Aeff-lein mit anderthalb Füßen.

Der Reinlichkeit war er so sehr beflissen, daß er in der Schule in einem Kästlein Schusterschwärze und Bürste hielt, womit ihm einer der Knaben die Schuhe schwärzen mußte. Die Hilfe eines Knaben war ihm auch nöthig, wenn er sich an- und ausziehen wollte.

Wenn er nun schon vom Leibe elend und erbärmlich war, so war er doch ein frommer Mann und edler christlicher Gesinnung. So hat er auch sein Leben tapfer und ritterlich beschlossen. Denn da es mit ihm zum Sterben kam, richtete er sich selbst herzhaft von seinem Lager empor und sprach: „Streit ritterlich, liebe Seel'!“ (certameu heroice perfice.) Also übergab Ritter Christo seine Seele im Tode, unverheirathet, seines Alters 35 Jahre.

So nun dieser Mensch mit halbem Leibe seinen Posten ausfüllte, was soll denn von dir gefordert werden, der du für gerade Glieder und gesunde Sinne deinem Gotte Dank schuldest?

26. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krank-

heiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwürfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „gib mir die Jugend wieder! O Vater stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.“

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerinnen. „Das bin ich,“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurm hernieder, wie ferner Kirchen-

gesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte."

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge. Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder."

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verwirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder schöne Jugend!" so würde sie nicht wieder kommen! —

27. Der Prinz in Flammen.

„Kein Schiffbruch kann sich unter schlimmern Um-

ständen zutragen, als wenn Feuer ihn herbeiführt; denn alsdann tritt der Tod dem Seemann in der furchtbarsten Gestalt entgegen; und die Mittel, der Gefahr entgegen zu wirken, oder zu entfliehen, sind unwirksam und sehr beschränkt. Selten nimmt ein Unglücksfall dieser Art ein kläglicheres Ende, als der Brand auf dem „Prinzen," einem französischen Ostindienfahrer, der am 19. Februar 1752 von Port l'Orient in Frankreich nach einem fernem Hafen abgesegelt.

Ehe das schreckliche Unglück, von dem ich erzählen will, sich zutrug, hatte das Schiff viel durch eine Sandbank gelitten. Nachdem es vier Monate auf der See gewesen war, bemerkte man an einem Junimorgen, daß Feuer ausgebrochen sei. Während der Capitän auf das Verdeck eilte, ließ der Lieutenant La Fond einige Segel ins Meer tauchen und auf die Lucken decken, um den Zutritt der Luft abzuhalten. Jedermann trug Wasser herbei; alle Wassergefäße wurden in Bewegung gesetzt; die Pumpen kamen in Thätigkeit, und das Wasser wurde durch Röhren in den Bauch des Schiffes geleitet; aber das reißend schnelle Umsichgreifen der Flammen vereitelte alle Bemühungen, sie zu unterdrücken, und vermehrte die allgemeine Verwirrung.

Der Hochbootsmann und drei Andere besetzten den Nachen und stießen ab, während die an Bord in ihrer Arbeit fort fuhren. Der Capitän drang kühn in den Bauch des Schiffes, um sich wo möglich über den Ursprung des Feuers Gewißheit zu verschaffen, wurde aber durch die ungeheure Hitze augenblicklich zurück getrieben; und hätte man nicht eine Menge Wasser über ihn hingegossen, so würde er bedeutend versengt worden sein. Als man das Langboot aussetzen wollte, fiel es auf die Kanonen und konnte nicht mehr her-

gestellt werden. Verzweiflung ergriff das Schiffsvolk; nichts als Seufzen und Heulen war auf dem Schiffe zu vernehmen; und selbst die Thiere an Bord stießen furchtbare Töne aus, als merkten sie die drohende Gefahr. Der Schiffskaplan, der sich unterdessen auch aufs Vorderdeck begeben hatte, munterte die Schiffsmannschaft zu erneuertern Anstrengungen auf; aber vergebens suchte man den Flammen zu wehren; es blieb nichts anderes übrig, als die schreckliche Wahl zwischen dem Feuer- oder Wassertod.

Von dem Augenblick an, wo man die Hoffnung, das Schiff zu retten, aufgeben mußte, war Selbsterhaltung der einzige Gedanke der Schiffsmannschaft. Jeder bemühte sich etwas über Bord zu werfen, worauf er am leichtesten zu entkommen hoffte. Segelstangen, Balken, Hühnerställe, Alles was ihnen unter die Hände kam, wurde in der Verzweiflung ergriffen und benützt. Einige sprangen in die See, indem sie diese Todesart, als die mildere, vorzogen; Andere waren so glücklich, einige Schiffstrümmer zu erreichen, während wieder Andere zaudernd, was sie ergreifen sollten, sich in Menge an die Taue und Segel hingen. Ein Vater riß seinen Sohn aus den Flammen, drückte ihn an seine Brust und stürzte in die Wogen, wo Beide Arm in Arm verschwanden.

Die schwimmenden Maste und Segelstangen waren mit Menschen bedeckt, die gegen das feuchte Element sich wehren wollten. Manche von ihnen tödteten die Kugeln der Schiffs-Kanonen, die zufällig geladen waren, und, sobald sie das Feuer erreichte, los gingen. Der Lieutenant, der das Unglück bisher mit dem größten Muth ertragen hatte, wurde von Schrecken ergriffen, als ihm nun keine Hoffnung übrig blieb, das Schiff

und seine Unglücksgefährten zu retten. Er warf seine Kleider ab und wollte eine Segelstange, deren eines Ende das Wasser berührte, vollends hinunter lassen, sie wurde aber so von Hilfesuchenden besetzt, daß er das Gleichgewicht verlor und in's Meer stürzte. Kaum hatte er das Wasser erreicht, so hielt sich ein sinkender Soldat an ihm fest, und La Fond konnte sich mit aller Anstrengung nicht frei machen. Zweimal kamen sie unter das Wasser, und doch ließ ihn der Mann nicht fahren, bis sein Todeskampf vorbei war. Nachdem sich La Fond durch die im Meer umhertreibenden Leichname einen Weg gebahnt hatte, ergriff er eine Segelstange und erreichte später ein Spritsegel, an welchem ihm, obgleich es mit Menschen bedeckt war, ein Platz vergönnt wurde. Nachher kam er an den Vordermast, der unten abgebrannt, über Bord gefallen war und dadurch einige Menschen getödtet hatte, Anderen aber eine vorübergehende Zuflucht bot.

An diesem Mast hingen nun achtzehn Personen mit Einschluß des Schiffkaplans, der durch Wort und Beispiel Ergebung in den Willen Gottes predigte. Als La Fond sah, daß dieser würdige Mann seinen Stützpunkt fahren ließ und untersank, hielt er ihn zurück. Laßt mich gehen, rief der Kaplan, ich bin schon halb todt; es wäre ja nur eine Verlängerung meiner Leiden.“ — „Nein, mein Freund, erwiederte der Lieutenant, erst, wenn meine Kraft erschöpft ist, wollen wir zusammen sterben, aber eher nicht.“

Immer noch rasten die Flammen auf dem Schiff und erreichten endlich das Pulvermagazin, worauf eine furchtbare Explosion erfolgte. Man sah nichts als flammende Balkentrümmer, die hoch in die Luft geschleudert, Verderben drohend auf die unglückliche, be=

reits mit Todesangst kämpfende Menge herabfielen. Lieutenant La Fond entkam nur mit dem Steuermann und Schiffsmeister in dem Nachen. In der Abenddämmerung entdeckten sie glücklicherweise noch ein Fäßchen Brantwein, etwa 15 Pfund Schweinefleisch, ein Stück Scharlachtuch, etwa 26 Ellen Leinwand, ein Dutzend Faßdauben und ein kleines Stück Tau. Das Scharlachtuch wurde zum Segel benützt, ein Ruder als Mast aufgerichtet, und ein Brett als Ruder gebraucht. Diese Ausrüstung gelang in der Dunkelheit der Nacht. Aber die größte Schwierigkeit war noch übrig; denn ohne Seekarten und andere Werkzeuge irgend einer Art wußten sie fast nicht, wie sie das gegen 200 Meilen entfernte Land auffinden sollten. Tage und Nächte vergingen, und kein Land war zu sehen. Bei Tag waren die Schiffer immer der sengenden Hitze und bei Nacht der durchdringenden Kälte ausgesetzt und fortwährend von Hunger und Durst geplagt.

Als Alles dem Leiden des unglücklichen Schiffsvolkes ein baldiges Ende zu verkündigen schien, entdeckten sie endlich in der Ferne am 3ten Juli Land. Es wäre schwer, die Veränderung zu beschreiben, welche durch die Aussicht auf Befreiung in ihnen bewirkt wurde. Ihre Kräfte kehrten zurück, und von Neuem erhoben sie sich, dem abtreibenden Meeresstrom entgegen zu arbeiten. Sie fuhren in der Tressonbay ein, und erreichten die Küste von Brasilien. Sobald sie ans Ufer gelangten, warfen sie sich wieder auf den Boden und kollerten im Uebermaße der Freude im Sande umher. Ihr Anblick war sehr erschreckend: beinahe nackt, und so lange der Hitze und Kälte ausgesetzt, waren sie furchtbar entstellt; kaum glichen sie noch menschlichen Gestalten. Während sie berathschlag-

ten, wohin sie sich wenden sollten, kamen ungefähr fünfzig Portugiesen aus der Niederlassung herbei, sahen ihre elende Lage mit an, hatten Mitleid mit ihrem Unglück und führten sie in ihre Wohnungen. Der Vorsteher des Platzes kam bald darauf auch herbei und nahm sie mit in sein Haus, wo sie freundlich mit Nahrung und Kleidern unterstützt wurden. Obgleich ihnen der Schlaf fast so nothwendig war als die Speise, so wollten sie sich doch nicht eher zur Ruhe begeben, als bis sie in der eine Viertelstunde entfernten Kirche Gott ihren Dank für ihre wunderbare Rettung dargebracht hatten. Nach kurzem Aufenthalt wurden sie nach Pernambuko gebracht, wo sie Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Europa erhielten, und am 17. Dezember in Lissabon ankamen. Beinahe 300 Personen hatten bei diesem schrecklichen Vorfall das Leben verloren.

28. Das Unglücksschiff.

Einer der ersten Kaufherren Londons hat neulich die schauerliche Geschichte eines Schiffs erzählt, dessen Eigenthümer er selbst war. Wir wollen es die Constantia nennen; ein kleines aber schön und stark gebautes Fahrzeug von 250 Tonnen, nach Ausstralien bestimmt. Zum Kapitän wurde J. Mason ernannt (er hieß aber anders); ein tüchtiger Seemann, überaus entschlossen und stolz auf seine Seemannskunst. Seine Kameraden priesen ihn als einen ungeschliffenen Diamant, derb, scharf, etwas hart, aber eben so streng gegen sich selbst, wie gegen Andere; er hatte unter allen Sonnenstrichen gedient, überall hin den Weg gefunden, nur nicht in die Kirche. „Gott segne euch!“ rief man dem Schiffe aus vollen Kehlen

nach, als es im Juli 1859 die Themse hinabfuhr. „Adieu auf Wiedersehen!“ riefen die Schiffsleute herüber. Es sollte ein gar schwaches und trauriges Wiedersehen werden.

Während die Zurückgelassenen die angestrengten Kehlen im Wirthshause labten, versammelte der Kapitän seine Mannschaft auf dem Verdeck und theilte die Befehle für die Reise mit. Da standen sein Steuermann Andrews, der Proviantmeister Parry, der Zimmermann, der Koch und etwas seitwärts der Junge des Proviantmeisters. Von den vier Matrosen stand einer am Steuerruder, die andern hatten noch aufzuräumen, wobei ihnen noch zwei Jungen Beistand leisteten, ein sechzehnjähriger Holländer, gewöhnlich Dutschy genannt, und ein Londoner Gassenjunge von vierzehn Jahren. Diesen hatte der Kaufmann aus Mitleid von der Straße genommen und aufs Schiff gethan, ehe er zum Dieb herangebildet würde; um seines zottigen ungekämmten Haares willen hießen ihn die Matrosen nur ihren Pudel. Der Kapitän wies einem Jeden sein Geschäft an und sprach kurz und entschieden die Hoffnung aus, jeder werde seine Pflicht thun, so könne es an einer schnellen und glücklichen Fahrt nicht fehlen. Sonntag kam, und der Steuermann meinte, ein Gebetbuch werde doch wohl zum Vorschein kommen. Der Kapitän sagte, das habe er vergessen. Dafür erhielt der Koch die Weisung, heute etwas Uebriges zu thun, und allen Händen wurde doppelter Grog ausgetheilt; während das Verdeck noch schöner als sonst gewaschen, alles gescheuert, und die Flagge am Hauptmast aufgehißt werden mußte. Das ließ sich hören, statt des Gottesdienstes, meinte einer der Matrosen; dem Steuermann aber war dabei nicht wohl zu

Muth, denn für den Sonntag schicke sich ein Stück Gebet und dafür erlasse dann Gott in der Woche gern ein Stück Arbeit. So habe er von seinem letzten Capitän gehört.

Es schien den Jungen, als sei doch etwas Wahres an dieser Bemerkung; denn hatten sie am Sonntag durch die außerordentliche Reinigung des Schiffs doppelte Arbeit gehabt, so brachte jetzt ein anhaltender Sturm solche Angst und Mühe, daß sie bald nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand. Das Schiff selbst war überaus gefährdet, Segel und Stangen hatten furchtbar gelitten, so daß es aller Energie des Kapitäns und seiner Mannschaft bedurfte, die Schäden auszubessern, so lange die schönen Tage währten. Für diese stieg kein Dank zu dem auf, der sie gesendet; auch nicht am Sonntag nach dem Sturm.

Da mußte wieder gescheuert, gerieben, gekehrt und polirt werden, als lebe man für nichts Anderes. Wie Sklaven hatten sich die Jungen abzubemühen, und die vier Matrosen thaten ihr Geschäft unter stillen Flüchen. Es waren verwegene Burschen, vom „Bossen" (Bootsmann) an, dessen riesige Gestalt alle überragte, bis zu dem flinken Jüngling herab, der schon einmal im Zuchthaus gesessen war. Was kümmerte sich der Capitän um ihr mürrisches Wesen? Er fürchtete weder Menschen noch Teufel, hatte sich noch aus jeder Noth zu helfen gewußt, —komme ihm nur Niemand über den Weg! da geht er auf und ab, besieht sich sein Schiff, tadelt dies und das, lobt nichts und — geht in die Kabine zurück.

Schlimmer als alle auf dem Schiffe hatte es der Junge des Proviantmeisters. Jedermann hieß ihn nur den „Kriecher," weil er sich immer duckte und zu jeg-

lichem Geschäft brauchen und mißbrauchen ließ. „Du Bube!“ schrie ihn der Bossen an, „sieh den Bolzen da, heißt du das rein gefegt? Hinauf und mach, daß er glänzt,“ und damit gab er ihm eine Ohrfeige, „das helfe dir dazu! und wenn du herab kommst, kriegst eine aufs andere Ohr zum Lohn.“ Halb betäubt stieg der Junge hinauf und rieb das Metall, bis es im Sonnenschein glitzerte; wie er herabsteigen wollte, schwang er sich am Tau auf die Seite, um dem versprochenen Lohn auszuweichen. Aber der Riese donnerte auf ihn zu. Der arme Kriecher ließ in der Angst das Seil fahren und stürzte in die Wellen.

„Mann über Bord!“ ertönte es auf dem Verdeck; Boot und Rettungsboje, alles war im Nu bei der Hand. Allein der Junge tauchte nie mehr auf; es war, als hätte ihn das Gewicht seiner Leiden wie ein Stück Blei in die rauschende Fluth versenkt.

Andrews war am Steuerruder gestanden und hatte die ganze Szene mit angesehen. Empört über die Mißhandlung des armen Knaben, klagte er laut den Bossen der Tödtung an. Dem war es aber nicht wohl ums Herz, aber er verhärtete sich und trat mit einer Teufelsmiene dem Ankläger unter die Augen. „Lügner“ — „Schurke“ — und andere Schimpfworte flogen hin und her, bis plötzlich der gewaltige Matrose seinen Offizier an der Gurgel packte, wie einen Fetzen schüttelte, aufs Verdeck warf und ihn mit Füßen trat. Es war das Werk eines Augenblicks. Da kehrt der Capitän aus der Kajüte zurück mit zwei gespannten Pistolen, die er im Flug geholt, und trennt mit mächtiger Stimme die Kämpfer. „Sogleich in Eisen gelegt!“ rief er den Matrosen zu, welche unwillig die Fesseln herbei brachten und noch unwilliger sie anlegten. Der

Proviantmeister und der Zimmermann mußten helfen, oder der Befehl wäre nie vollzogen worden. Gab es je eine Hölle, so war das die Constantia an jenem Sonntag Abend da sie — Angesichts der Insel St. Paul — die Linie passirte. Alle Herzen brannten, von Leidenschaften jeder Art durchwogt. Und keines suchte Frieden.

Wieder eine Woche, und Ascension ist in Sicht. Noch eine, und St. Helena ließe sich erreichen. „Sollte man nicht den Mann dort ausschiffen und den Behörden übergeben?“ fragte der Steuermann den Capitän. „Warum auch?“ Umsonst wurde ihm angedeutet, wie gefährlich sich Alles anlasse, nirgends freudiger Gehorsam, kein Gesang, kein Pfeifen, — der Capitän lachte bitter und fuhr weiter.

Die Obern argwöhnisch, die Untergebenen unzufrieden, die Jungen auf den Tod geplagt, mit dieser schweren Ladung arbeitete sich die Constantia durch die Wellen des Südmeers. Da plötzlich in der Nacht stieß sie auf einen Eisberg. Es mußte am Auslugen gefehlt haben. Wie ein Kork prallte sie vom fürchterlichen Zusammenstoß zurück, und es fand sich, daß sie so leck geworden war, daß vom Pumpen kaum die Rede sein konnte. 500 Stunden vom nächsten Hafen, und eine unmögliche See, an Boote war nicht zu denken! Schwimmen oder sinken, eine andere Wahl gab es nicht. Und unter dem Druck der Noth war man schnell besonnen; es wurden dem Riesen die Fesseln abgenommen, daß er mit den Andern kämpfe ums theure Leben. Ohne seine unvergleichliche Kraft wären sie dort gesunken. Aber wie ein Neptun, den er sonst wohl im Mummenschanz unter der Linie vorgestellt

hatte, warf er sich nun ins Wasser, als wäre das sein Element, brachte mit Händen und Zähnen das Segel, das man ihm reichte, tief tauchend unter den Bug des Schiffs bis in die Nähe des Kiels, wo das Wasser durch eine gewaltige Bresche wie ein Mühlbach hereintobte. Es war eine wundervolle That; durch das vorgeschobene Segel wurde der eindringenden Fluth einigermaßen gesteuert, der Zimmermann half von innen nach, man pumpte auf Leben und Tod, — und in 24 Stunden schien das Fahrzeug fast wieder so seetüchtig, als da es die Themse hinabgleitete.

War das nicht Gottes Hand? Ach, daß man ihm gedankt hätte! Aber davon wurde nicht gesprochen. Der Bossen im Hochgefühl der gewonnenen Freiheit und stolz auf seinen Erfolg beschritt das Verdeck mit raschem Fuß, und schlug mit den erlösten Armen wild um sich, als fordere er die Luft und alle Elemente zum Kampfe heraus. In unglücklicher Stunde kam ihm sein verhaßter Widersacher Andrews über den Weg: „Geberdest dich ja wie ein Tollhäusler," sagte er und hatte kaum Zeit, seine Rede zu bereuen. Denn ein Schlag mit dem nächsten Hebebaum legte den unglücklichen Steuermann todt auf's Verdeck; und der Capitän war nicht sobald herauf gesprungen, nach der Ursache des Lärms zu fragen, als der wilde Riese auch ihn besinnungslos zu Boden streckte. Ob er todt war, konnte Niemand erfahren; denn wie ein Wahnsinniger packt der Wüthende den Leib seines Herrn und wirft ihn mit tollem Jubelschrei in die See. Alles geräth in Verwirrung, und läuft nach Waffen, aber die Matrosen, längst unter sich verschworen, halten zusammen; Zimmermann, Koch und Proviantmeister werden nach einander erschlagen und in's Meer gestürzt. In fünf Minuten

waren Alle aus dem Wege geräumt, vor denen sich die Mörder fürchten konnten.

Der Bossen riß nun die Gewalt an sich; die erschrockenen Jungen hatten sich verkrochen und mußten lange gesucht werden, um hinfort diesen Teufeln zu dienen. Unter Flüchen und Mißhandlungen, beständig mit dem Tode bedroht, mußten sie erst das Blut wegwaschen und dann fürchterliche Eide schwören, nie zu offenbaren, was sie heute gesehen. Dann fluchten sich die Matrosen wechselseitig, daß keiner von Karten, Büchern und Rechnen mehr verstehe als der Andere. Nur der Zuchthäusler konnte lesen, wozu aber sollte es dienen? Wohin wollte man fahren? Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht schaute man nach Schiffen aus, um ihnen aus dem Weg zu gehen, und ließ die Constantia nur mit einem Segel dahin treiben. Sahen sie Land, so hatten sie wohl eine Geschichte zusammengesetzt, mit der man etwa in einen Hafen einfahren könnte; aber im letzten Augenblick gewann die Furcht die Oberhand, und sie zogen vor, das Weite zu suchen. Da fehlte es dann nicht an Vorwürfen und bittern Reden; Tag und Nacht wurde getrunken, um das Geschehene in Vergessenheit zu bringen, und doch brach immer neuer Streit aus.

Aergerlich um einer Kleinigkeit willen, wankte einmal der betrunkene Bossen auf den holländischen Jungen zu: „Es hilft nichts, Dutschy, du mußt schwimmen. Doch der Junge, von Todesangst getrieben, entrann dem Riesen und fand sich im untersten Schiffsraum mit seinem keuchenden, schmachtenden Kameraden zusammen. Jung und keck, wie sie beide waren, beriethen sie sich nun über einen Weg der Rettung und schracken auch vor dem Aeußersten nicht mehr zurück. —

Doch wir kehren nach London zurück. Der Kaufherr, von dem „Pudel“ aufs Schiff befördert worden war, saß eines Abends mit seinem Buchhalter im Comptoir nahe bei der Citybank. Ein geschäftsvoller Tag lag hinter ihnen. Monate lang hatte man sich daran gewöhnt, die Constantia verloren zu geben, und heute war für sie die Versicherung bezahlt worden, nachdem Stücke des Wracks von australischen Schiffen aufgefischt worden waren. Da klopft es an die Thüre; „herein!“ und herein tritt eine unförmliche Gestalt, bleibt aber an der Thüre stehen. Der Kaufmann schreitet auf sie zu und ruft: „Es ist Pudel, der Junge auf der Constantia, Pudel von den Todten auferstanden!„ Das war auch so ziemlich der Fall. Der Junge brachte Briefe, wie die Constantia, stark mitgenommen, und fast ohne Mannschaft, an einem Eiland bei Mautrius auf den Strand gefahren sei. Der größere Theil der Ladung sei gerettet, das Schiff aber werde wohl in Trümmern gehen.

„Aber Junge, sage mir ehrlich, wie kam es denn Alles?“ Nicht ohne Thränen erzählte Pudel, was wir bereits wissen, und dann das schauerliche Ende: wie Dutschy und er sich nicht mehr anders zu helfen gewußt, als durch die Tödtung ihrer Gefährten. Sie warteten, bis Alle gründlich betrunken waren, und erschlugen sie. „Nun waren wir beide allein und konnten mit dem Schiff anfangen, was uns einfiel. Wir rollten die vier Leichnamen über Bord und dann wußten wir nicht weiter was zu thun wäre; wir legten uns hin und weinten, Dutschy und ich, wie Sie noch nie haben weinen gehört!“

Dutschy stand draußen vor der Thüre. Man rief ihn, und er bekräftigte die Aussage seines Kameraden.

Hörte man sie das erstemal reden, so konnte man meinen, sie nehmen die schauerlichen Geschichten leicht; denn sie erzählten dieselben so trocken, wie man die gewöhnlichsten Vorkommenheiten ankündigt. In Wahrheit war ihr Nervensystem so erschüttert, daß plötzliches Erblassen, krampfhaftes Erschrecken, völlige Besinnungslosigkeit und andere Symptome je und je die Frage anregten: werden sie sich auch je erholen? Wachend und schlafend lebten sie noch immer auf der Constantia.

Für die Rettung der Waaren wurden 2000 Pfund Sterling unter die beiden Knaben vertheilt, ohne daß sie je Nutzen davon gezogen hätten. Dutschy ging nach Holland zurück und trank sich dort in drei Monaten zu Tod; er suchte in Brandwein die Erinnerung an die Constantia zu ertränken. Dem andern Burschen sorgte der Kaufherr für eine gute Aussteuer und Passage nach Sydney. In einem Auswandererschiff fuhr er 1861 dahin ab; man hat aber weder vom Schiff noch von der Mannschaft je ein Wort gehört. Seither sorgt der Kaufherr für Bibeln auf jedes seiner Schiffe.

29. Der belohnte Todtschlag.

Wenn sonst ein friedlicher Mann von einem Raubmörder angefallen wird, und er entledigt sich desselben, dann hat er es, der gesetzlichen Ordnung gemäß, noch immer mit den Gerichten zu thun, welche den Beweis verlangen werden, daß der Erschlagene wirklich ein Raubmörder, und daß durch seinen Anfall das Leben des Todtschlägers in Gefahr gewesen sei. Dennoch ist es vor wenigen Jahren geschehen, daß ein Mann für einen verübten Todtschlag von seiner Obrigkeit nicht nur nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern selbst noch be-

lohnt wurde, obgleich kein Mensch im ganzen Lande dem Erschlagenen mit Sicherheit etwas Böses nachsagen konnte.

Nun ja, so wird man sprechen, der Erschlagene wird sich aber selber durch unbesonnene, freche Reden, oder durch die Papiere und gestohlene Güter, die man bei ihm fand, als Mordbrenner, als Kirchenräuber oder als radikaler Aufwiegler des Volkes kundgegeben haben?

Ausgesagt hatte der Erschlagene nichts, und ich glaube, er hätte sein Schweigen selbst unter den Martern einer Folter nicht gebrochen; Papiere fand man keine, und überhaupt außer einer Hand voll überreifer Hagebutten nichts Besonderes bei ihm; für einen Mordbrenner hätten ihn selbst seine ärgsten Feinde nicht ausgegeben; Kirchenräuber war er eben so wenig, ja man darf mit gutem Grund vermuthen, daß er niemals in seinem Leben eine Kirche betreten hatte; einen Volksaufwiegler konnte man ihn auch nicht nennen, obgleich er vielleicht von manchen kommunistischen Gesinnungen nicht frei zu sprechen war.

Aber so wird man weiter fragen, in welchem barbarischen Lande der Türken oder Heiden hat sich ein solch himmelschreiendes Unrecht zugetragen?

Nicht in der Türkei, noch bei den Heiden ist es geschehen, sondern in einem ganz guten christlichen Lande, unter den Augen einer sonst mit Recht als mild gepriesenen Regierung, und der geneigte Leser soll sogleich erfahren, wo und wie sich die Sache zugetragen hat.

In ein Landgericht des Ober-Etschkreises in Tyrol trat an einem neblichten Winterabend, als schon Licht angezündet war, ein Mann hinein mit verstörten Mienen, in der Hand eine Holzaxt haltend, welche, wie die Hände und das zerfetzte Gewand des Mannes,

stark mit Blut befleckt war, von dem man nicht wissen konnte ob es aus seinem eigenen, an vielen Stellen verwundeten Körper, oder aus einem fremden geflossen sei. Doch er selber ließ hierüber keinen Zweifel, indem er mit lauter Stimme ausrief: „Ich, Herr Landrichter habe ihn erschlagen, und mein Ortsvorstand kann es bezeugen, daß es kein Anderer gethan hat, als ich.“

„Wie? rief der Landrichter aus, indem er vom Stuhl aufsprang, du hast Einen erschlagen?“ — Auch der Schreiber war aufgestanden und trat dem Manne näher; der Gerichtsdiener stellte sich, um ihm die Flucht abzuschneiden, vorsichtig zwischen diesem und die Thüre. Man betrachtet jetzt den Todtschläger genauer und erkannte in ihm einen armen Weber und Tagwerker aus Burgeis, zwischen Mals und Nanders. Wahrhaftig, wenn dieser sich nicht selbst als Mörder angegeben hätte, kein Mensch wäre auf den Gedanken gerathen, ihn für einen zu halten, denn seinen schwachen Gliedern und eingefallenen Wangen sahe man nur zu sehr die meist sitzende Lebensart und die nahrlosen Zeiten an, und von seiner Kampflust hatte man auch niemals etwas gehört. Vielmehr wußte Jeder, der den Weber kannte, daß sich dieser, wenn an einem öffentlichen Ort ein Streit ausbrach, sogleich auf und davon machte, weil, wie er zu sagen pflegte, ihm, wenn er streiten hörte, gar leicht die Galle überlaufe und seine Suppe ihm dann bitter schmecke.

Wann und wo, fragte der Landrichter, hast du den Todtschlag verübt?“ — „Heute Nachmittag auf dem Berge ober dem Kloster,“ antwortete halblaut der Weber, den die strengen Mienen und die mit starker Stimme ausgesprochene Frage des Landrichters in Schrecken setzten. „Und nicht wahr, Herr Landrichter, fuhr

er in bittendem Tone fort, das Todtschlagen gilt vor Gericht eben so viel, als das Todtschießen?“

Der Landrichter, ohne sich durch die letzteren Worte des Webers irre machen zu lassen, fragte, indem der Schreiber das ganze Verhör zu Protokoll nahm, weiter: „Wo hast du den Körper des Erschlagenen liegen lassen?“

„Unten auf meinem Holzschlitten, antwortete ganz unbefangen der Mörder; denn er ist so schwer, daß ihn kaum zwei Mann zur Treppe herauftragen könnten.“

Während der Mörder dieses aussagte, trat der zweite Gerichtsdiener herein und fragte: „Herr Landrichter, sollen wir den Bären nicht von der Hausthür hinweg in den Hof schieben? Es läuft gar so viel Blut von ihm heraus und beschmutzt uns das Steinpflaster vor der Thüre.“

Jetzt ging dem Landrichter, sowie seinem Schreiber, erst das rechte Licht auf über den Todtschlag des Webers, den ein heftiger Schreck auf einmal zum Helden gemacht hatte, und aus dessen Munde, sowie aus dem Zeugniß des Ortsvorstands und etlicher anderen Leute man den Hergang auf folgende Weise erfuhr. Der Weber war hinaufgestiegen auf den Berg, um für das winterliche Bedürfniß seines kleinen Haushaltes einiges Gestrüpp von Zwergfichten zu fällen; da brach, als er mitten in der Arbeit war, ein großer Bär aus dem Gebüsch hervor. Das Thier schien eben so erschrocken über das plötzliche Begegnen mit einem Menschen, als der Weber es war; dieser aber stand einige Augenblicke vor Furcht erstarrt dem aufrecht auf seinen Hinterfüßen stehenden Bären gegenüber. Doch gerade die Furcht war es auch, die seinen Armen jetzt ungewöhnliche

Kräfte gab; er führte mit der Holzaxt einen so glücklichen Streich nach dem aufgesperrten Rachen des Thieres, daß er diesem den Unterkiefer zerschmetterte. Nun kam dem erschrockenen Manne die Besinnung wieder und zugleich ein ungewöhnlicher Muth. Nach seiner Erzählung erkannte er erst jetzt, daß der Feind, der vor ihm stand, ein Bär sei, und dachte sogleich an die Prämie, welche auf die Erlegung eines Bären gesetzt ist. Beißen, das sah er wohl, konnte ihn das Thier mit seiner zerschmetterten Kinnlade jetzt nicht mehr, desto gefährlicher aber hätte ihm der Druck seiner Tatzen werden können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, dem Bären noch einige Wunden an der Brust und Schulter beizubringen. Aber noch war der Feind nicht besiegt. Der Bär warf sich zu Boden auf den Rücken und fing mit vorgehaltenen Tatzen die meisten Streiche der Holzaxt auf, oder minderte doch ihre Wirkung. Dennoch traf mancher Schlag so gut, daß das geängstete Thier sich zur Flucht bequemte; es wälzte sich plötzlich auf dem Schnee des jähen Bergabhanges hinab in den unten vorbeifließenden Wildbach. Der Weber eilte ihm nach und sprang muthig hinein in das kalte Wasser, welches ihm fast bis an den halben Leib ging. Während er hier den Kampf mit dem schwer verwundeten Bären fortführte, kam der Orts-Vorsteher auf dem Fußsteige her, der am Wasser hinführt. „Was thust du da? rief er dem Weber zu, wie willst du im Stande sein, einen solchen Bären zu erlegen! Laß ab, ich lauf hinein in den Ort und rufe etliche Scharfschützen."

Dem Weber wurde jetzt bang um seine Prämie, welche in Gefahr stand, eine Beute der Scharfschützen zu werden; er strengte seine letzten Kräfte an, und es gelang ihm, dem schwimmenden Thiere einen Schlag auf die

Stirn zu versetzen, der dasselbe ganz betäubte. Er zog es jetzt aus dem Wasser heraus, wälzte es mit Mühe auf seinen Schlitten, band es da fest und fuhr mit der schweren Last nach dem Landgerichte hinab.

Unterwegs begegneten ihm die Scharfschützen sammt dem Ortsvorstand. „Sei kein Narr, sagte einer der ersten, und bilde dir eine Prämie ein. Es heißt ausdrücklich, Schußgeld wird für einen Bären bezahlt; du aber hast den deinigen nicht erschossen, sondern todtgeschlagen.“ — Der Bär schien sich jetzt wieder ein wenig zu regen, einer der Scharfschützen schoß ihn, ohne sich an die Protestation des Webers zu kehren, durch den Kopf. Der Weber aber, als die Männer ihn verlassen hatten, setzte seinen Weg nach dem Landgericht so eilig als möglich fort, nicht ohne Besorgniß, ob man ihm seinen Todtschlag wohl eben so hoch anrechnen würde, als einen Todtschuß.

Ihm geschah nach seinem Wunsche: es wurde ihm, als dem eigentlichen Erleger des Bären, die ganze Prämie ausbezahlt, und zwar weil das Thier ein Matz (Männchen) war, 35 Kaisergulden oder 42 fl. Reichswährung, was für den armen Weber, der im Kampfe manche Wunde von den Klauen seines Gegners empfangen hatte, ein wohlverdienter Schatz war. In dem Magen des erlegten Thieres fand man nur einige Hagebutten der Gebirgsrose, ein Futter, das dem armen Matz freilich nicht viel Kraft zum Kampfe hatte geben können.

30. Ein Stiergefecht.

„Sennor Inglese (Engländer,) eine Dame wünscht Sie zu sprechen,“ meldete der fette Aufwärter Juan,

indem er die Thüre weit aufriß. Ich saß in meinem Zimmerlein hoch im dritten Stock der Fonda del'Alameda am Fenster und schaute eben hinab auf die Promenade, wo die glitzernden Springbrunnen, die Marmorstatuen, und die reichen Herren und Damen von Malaga mit ihren Fächern und rauschenden Mantilla's, ihren klirrenden Sporen und glühenden Cigarren in der einbrechenden Dämmerung einen unterhaltenden, seltsamen Anblick boten. Ich selbst war herzlich müde, hatte ich doch den ganzen Tag über tüchtig geschafft, da unser schönes Schiff Tudor so schnell als möglich geladen werden mußte, um die Heimreise nach Bristol anzutreten. Unser Capitän fing an, alt und gebrechlich zu werden, so fiel der größte Theil seines Geschäfts auf meine Schultern, und ich übernahm es mit Freuden; hatten doch die Eigenthümer unsres Schiffs schon verlauten lassen, daß der alte Capitän bald pensionirt und ich, Heinrich West, an seine Stelle kommen würde. Schon träumte ich mich in die schöne Zukunft hinein: Kapitän des Tudor und in Clifton (bei Bristol) ein heimeliges Häuslein und ein treues Weib, mich freudig zu begrüßen, so oft ich wieder von der Reise heimkehrte. Darauf hatte ich ja schon so lange gewartet. Gewiß würde mir Herr Croft seine Tochter nimmer verweigern, wenn ich nun nicht mehr als Steuermann, sondern als Capitän um sie anhielte, so sehr auch der arme, alte Wittwer sein eigenes Kind liebte.

So hatte ich eben geträumt, als Juan seine Anmeldung machte und zu meinem größten Erstaunen Alice Croft in eigener Person in mein Stüblein eintrat. Ich erschrack, denn des Mädchens rothgeweinte Augen brachten keine gute Botschaft, und nie hätte sie gewagt, nur in Begleitnng ihrer alten Magd, einen

Junggesellen in dem belebten spanischen Hotel aufzusuchen, wenn nicht etwas ganz Außerordentliches geschehen wäre. „Was ist vorgefallen?“ rief ich ihr erschrocken entgegen, indem ich vom Stuhl aufsprang. Aber vor lauter Thränen und Schluchzen vermochte das arme Kind nur zu sagen: „Mein Vater!“ und so konnte ich nur ahnen, daß demselben etwas zugestoßen sei. Herr Croft war ein armer Künstler; ich hatte ihn bei meinen öfteren Besuchen in Malaga kennen gelernt. Seine Lebensgeschichte blieb mir dunkel, nur ahnte ich, daß er ehemals in höheren Kreisen und angenehmeren Verhältnissen gelebt, und traurige Wechsel des Schicksals erfahren haben mußte.

Nachdem Alice sich ein wenig ausgeweint hatte, erfuhr ich endlich den Grund ihres Kommens. Ihr Vater, der den echt künstlerischen Sinn für Naturschönheit in hohem Maß besaß, pflegte jeden Morgen in aller Frühe einen langen Spaziergang vor die Stadt hinaus zu machen. Heute Morgen nun hatte er sich etwas zu weit in die wilde Sierra hinausgewagt, und war einem Haufen Räuber in die Hände gefallen, deren bekannter Anführer Moreno schon seit etlicher Zeit der Schrecken Malagas war. Die Banditen waren wohl ein wenig enttäuscht, als sie den armen Künstler musterten; allein ein Engländer, meinten sie, sei immer reich, oder habe doch jedenfalls reiche Freunde, die irgend eine Summe daran rücken würden, den Gefangenen loszukaufen. So schleppten sie den armen Alten mit sich fort in die Berge hinein. Daheim aber hatte Alice vergeblich gewartet, war dann ausgegangen, ihn zu suchen, und als sie des Nachmittags müde und trostlos heimkehrte, fand sie einen mit Bleistift geschriebenen Zettel vor, den ein unbekanntes

Bauernweib gebracht hatte. Er war von ihrem Vater und enthielt folgende Worte!

„Meine theuerste Alice!

Dir Schmerzen verursachen zu müssen, thut mir weher als jeder eigene Schmerz, aber die Wahrheit muß heraus. Ich bin ein Gefangener des berüchtigten Moreno an einem Ort hoch in der Sierra. Ich schreibe dies, da wir eben kurzen Halt machen; bald werden wir weiter reisen, wohin weiß ich nicht. Ich bin in den Händen verzweifelter Menschen, die um Geldes willen Blut vergießen oder verkaufen. Es ist mir endlich gelungen, sie von meiner Armuth zu überzeugen, so haben sie das Lösegeld für mich auf 5000 Reale gesetzt. Wenn diese Summe nächsten Mittwoch Vormittag nicht in Moreno's Händen ist, so hat er gedroht mich zu —. Doch mein Kind, ich kann dir des Barbaren Schreckensworte ersparen, — genug, du wirst keinen Vater mehr haben. Ich muß sterben, Alice, denn ich weiß, daß es unmöglich ist, das Geld aufzutreiben, da wir keine Freunde in Malaga haben. Vielleicht würden die reichen Kaufleute, für die ich zeichnete, etwas vorstrecken — doch nein! Möglicherweise könnte der brittische Consul die Sache in die Hand nehmen. Jedenfalls theures Kind, wird er dir zur Reise nach England behilflich sein; denn es ist mein letzter Wunsch, daß du sobald als immer möglich Spanien verlassest und die Verwandten deiner Mutter in England aufsuchest, die dir in deiner großen Noth Obdach und Schutz unmöglich werden verweigern können. Die Räuber sagen, Mittwoch Vormittags werden etliche aus ihrer Bande neben der Capelle beim Dorfe Santa Maria del Gloria am Fuße der Berge, welche an die Strasse nach Antiquera und Madrid stoßen, auf die

Bezahlung warten. Der Dorfpriester ist der Bande bekannt; in seiner Gegenwart soll das Lösegeld ausgezahlt und ich ohne ein gekrümmtes Haar ausgeliefert werden, wie Moreno beim Kreuz geschworen hat. Aber ich habe wenig Hoffnung, wiewohl ich weiß, daß du, mein theures Kind, Alles aufbieten wirst, um mich zu befreien. Lebwohl, herzliebste Alice, Gott segne Dich und auch Heinrich West. Ich bin etwas streng gewesen, aber jetzt habt Ihr meinen Segen." Hier war das Papier zerrissen, doch sah man noch die Unterschrift „Philipp Croft" und danneben ein rohes Kreuz, unter welches Herr Croft „Moreno" geschrieben hatte. Ohne Zweifel bedeutete das des ungelehrten Räubers selbsteigne Unterzeichnung des Briefes, den er nicht lesen konnte.

„Wie sollen wir ihn retten?" drang es aus unser Beider Herzen. Alice war gleich nach Empfang dieser Botschaft, von ihrer Magd Seraphina begleitet, von Ort zu Ort geeilt, aber alles umsonst. Die reichen Kaufleute schlugen ihre Bitten rund ab, der Consul war auf etliche Tage verreist; sie hatte einige theure Andenken, Kostbarkeiten ihrer seligen Mutter, verkauft, aber kaum 900 Reale dafür gelöst; sie war bereit, alles Hausgeräthe zu verkaufen, allein damit wäre nur ein Viertel der nöthigen Summe gewonnen worden und überdies schuldete sie dem Hausherrn noch den Miethzins. Die gute alte Seraphina brachte mit Thränen das goldene Kreuz, das sie an Festtagen um den Hals zu hängen pflegte, und ein mühsam zusammen gespartes Sümmchen Geld und bat ihre junge Herrin, diesen Beitrag von ihr anzunehmen. Aber noch fehlten etwa 4000 Reale, und wie sollten wir die aufbringen, sintemal ich keine zehn Pfund besaß und in Malaga

nirgends Credit hatte? Mein Capitän, das wußte ich wohl, hatte kein übrig Geld an Bord, seine Frau nahm ja seinen Gehalt in Empfang, während er zur See war.

Eine einzige Hoffnung blieb mir: Könnten nicht die Kaufleute, die die Schiffsladungen für uns besorgten, mir das Geld vielleicht vorstrecken? Sofort eilte ich mit Alice und ihrer Magd zu „Edwards und Sohn.“ Vom Alten hatte ich wohl wenig zu hoffen, er war ein gar pünktlicher, vorsichtiger Geschäftsmann; aber sein lebenslustiger, gutmüthiger Sohn war mir noch immer sehr freundlich entgegen gekommen, gewiß würde er mich nicht abweisen.

„Herr Edwards daheim?“ fragte ich den Portier.

„Nein, Sennor, mein Herr ist gestern auf dem Dampfer nach Barcelona abgereist,“ lautete die Antwort.

„Aber Herr James Edward, der Sohn ist doch zu Haus?

Der Bediente sah mich staunend an: ob ich denn nicht wisse, daß der junge Herr schon seit acht Tagen in der Nähe von Xeres de la Frontera bei einem Freund auf dem Lande sich mit der Jagd ergötze? Freilich habe Herr James einen zu guten Geschmack, als daß er viel länger ausbleiben könnte, da ja morgen das großartige Stiergefecht stattfinde; dazu werde er gewiß heimkommen.

Mein Herz sank in mir, doch ein schwacher Hoffnungsstrahl blieb mir ja noch übrig. Ach wenn er nur gewiß heimkäme und mir die Summe vorstreckte!

Es war schon spät, die Lämpchen unter den Heiligenbildern und die spärliche Straßenbeleuchtung warfen einen matten, gelben Schein in die ringsrum herrschende Dunkelheit, und von Tertubias Gärten und Weinschenken

her tönten wirr durcheinander Guitarrenklänge, Gesang, wildes Schreien, das Klingeln der Gläser und rasche Tritte tanzender Füsse. Ich begleitete Alice an ihr Haus und kehrte in mein Hotel zurück, nachdem ich vorher noch die kühle Nachtluft auf der Promenade ein Weilchen genossen hatte.

Des nächsten Morgens stand ich frühe auf und ging hinaus. An den Straßenecken standen die Weiber mit ihren orientalischen Wassergefässen um die Brunnen versammelt; schläfrige Kellner ließen die bunten Schirmdächer von den Thüren und Fenstern der Kaffeehäuser herunter, und ich wanderte so dahin, ohne einen bestimmten Zweck. Ich konnte mir die quälenden Gedanken und Sorgen nicht aus dem Kopf schlagen, wußte ich doch, daß ein Leben auf dem Spiel stund und von des grausamen Banditen Gnade nichts zu hoffen war. Die Sache vor die Obrigkeit zu bringen wollte ich nicht. Denn hätte ich dem Corregidor mein Anliegen gesagt, so hätte er den englischen Gefangenen unbeachtet gelassen über der Gier, den langverfolgten Mareno endlich zu erhaschen, und dem armen Croft wäre es dann schlimm ergangen. Einstweilen wurden die Zurüstungen zum großen Stiergefecht gemacht; im Vorbeigehen hörte ich im Amphitheater hämmern und rüsten. Diesmal sollte ja der Generalkapitän von Andalusien mit hohen, fremden Herrschaften beim Fest erscheinen und die Stadt ließ es sich etwas kosten, sich da im größten Prunk zu zeigen. Meine Unruhe steigerte sich immer mehr, ich konnte nicht länger warten, sondern eilte zu Herrn Edwards Haus: er war noch nicht gekommen! Wie wurde mir die Zeit, so lang; zu arbeiten gabs heute nicht, denn unsere Lastträger und Lohnknechte sammt und sonders

wollten um keinen Preis vom Stiergefecht weg bleiben; so mußte an diesen Tag das Geschäft eingestellt werden.

Ich sah nach Alice und traf sie nach der ruhelosen Nacht fieberhaft aufgeregt; sie hatte einen Plan entworfen, um ihren Vater zu retten. Im Fall von Herrn Edwards nichts zu bekommen wäre, wollte sie selbst an den festgesetzten Ort gehen, sich dem rohen Räuberhelden zu Füßen werfen und durch ihre Thränen und Gebete sein Herz erweichen. Das arme unschuldige Kind glaubte wahrhaftig, es werde ihr gelingen! Ich mochte ihr die Hoffnung, die ihre Seele neubelebt hatte, nicht rauben, so unausführbar mir auch ihr Plan erschien, und bat sie nur, ruhig daheim zu bleiben, bis ich wieder käme.

Wieder eilte ich zu des Kaufmanns Wohnung. Ein altes Weib öffnete mir und sagte, ihr Herr sei mit mehreren Freunden heimgekommen, aber dann gleich ins Amphitheater geeilt, wo auch die ganze Dienerschaft und alle ordentlichen Leute von Malaga zu finden wären. So eilte ich auf den Platz, kaufte mir ein Eintrittsbillet und drängte mich durch die unendliche Menschenmenge, mit Püffen nach Rechts und Links, mühsam hinein. Ich hatte keine Augen für die buntfarbige Kleiderpracht, noch für die aufgeregten Gesichter, die dicht neben einander Reihe um Reihe und Stufe über Stufe gedrängt waren; eben so wenig für den jungen Stier, der im Ring wüthend herumjagte, durch die rothen Tücher und spitzigen Dreizacke wild aufgehetzt. Aber bald fand ich, daß alle Versuche, Edwards zu finden, vergeblich sein mußten. Schaarenweise waren die Leute aus der ganzen Umgegend herzugeströmt, so daß nur die Damen und angesehensten Aristokraten Malaga's Sitze bekommen konnten; die ganze übrige

Volksmasse mußte stehen, und es war ein unerhörtes Gedräng, wo man sich nach Niemand umsehen konnte.

Ich wollte wieder heraus, gerieth aber aus Versehen in einen engen halbdunkeln Gang, von dem ich nicht wußte, wo er hinführte. Deutlich hörte ich das grimmige Brüllen der Stiere, deren Ställe in der Nähe waren, und jetzt vernahm ich auch menschliche Stimmen natürlich in spanischer Sprache. „Wenn Sie ein höheres Gebot offeriren? Nur etwa 4000 Reale für das Werk einer Stunde!"

Mir wars, als wären meine Füße am Boden angewachsen, das Blut stieg mir in den Kopf, und ich hielt den Athem an.

„Was wir auch anbieten mögen, wir finden keinen," sagte eine andere Stimme ziemlich kleinlaut. „Nur Einer, dem das Leben entleidet ist, könnte es riskiren. Caremba! was wird das Volk sagen! Es gibt gewiß eine Aufruhr und unsere Häuser müssen dafür brennen. Schildern Sie sich die Wuth der Tausende, wenn wir ihnen sagen, daß Manuel Zagal heute nicht auftreten kann und wir keinen Matador bekommen konnten!"

„Wenn der Blödsinnige nur so gescheidt gewesen wäre, sein Bein nach dem Stiergefecht zu brechen, statt vorher!" rief wieder eine ärgerliche Stimme. „Aber was ist zu machen? Lieber zahle ich 4000, ja 5000 Reale, als daß ich dem versammelten Volk diese Enttäuschung bereite. Es setzt ganz bestimmt etwas Böses ab. Sie haben sich auf Manuel Zagal gefreut, und jetzt ist kein Matador da, außer Choko, der es nur mit jungen Stieren aufnehmen kann. Und denen wird man erst noch das Holz auf die Hörner setzen müssen. Wir werden uns mit dem Halbmond zu behelfen haben. O welche Schande vor dem Generalkapitän!"

Jetzt verstand ich erst, um was es sich hier handelte. Der berühmte Matador (Stiertödter) war nach Sevilla berufen worden, um seine Kunst im Erstechen der mächtigen, durch Speerstich zu wilder Wuth gereizten Stiere vor der ungewöhnlichen Zuschauermenge zu zeigen. Diesen Mann hatte ein Unglück betroffen, und die Behörden befürchteten, die Nachricht werde das leidenschaftliche Volk zu wildem Ausbruch reizen, besonders da kein anderer geschickter Matador zu bekommen war. In solchen Fällen ist es nun üblich, den Halbmond (demitune) zu Hilfe zu nehmen, d. h. eine Sense, die den Kampf mit dem Stier durch Abhauen seiner Beine beendigt. Aber dieses abscheuliche Spiel reizt sehr oft die Zuschauer zum Zorn, nicht wegen der grausamen Schlächterei, sondern nur, weil es sie um die Aufregung bringt, welche mit dem Wagniß eines Menschenlebens verbunden ist. Darin besteht ja das Wesen des Stierkampfs.

Ich trat einen Schritt vorwärts und sah nun an meiner offenen Thür die Sprechenden stehen. Zwei in Civilkleidern erkannte ich als den Alcalde Stadtrichter und den Corregidor Direktor der Polizei. Der Dritte war nach neuester Mode schwarz gekleidet, französisch in seinen Manieren, es mußte der Leiter des Stiergefechts sein.

„Seine Excellenz ist gekommen. Ich höre die Trompeten! wir müssen ihm entgegen eilen, sonst wird über Mangel an Respekt geklagt. Schade, daß wir keine Zeit haben, einen Andern zu finden. Aber wer in aller Welt möchte sich mit den zwei beßten Stieren einlassen, dem gestreiften Murcianer und dem schwarzen Portugiesen, selbst 4000 Reale werden nicht vermögen einen" — —

„Bieten sie 5000 Reale, edle Sennors, dann bin ich Ihr Mann!“ rief ich, aus meinem Versteck hervortretend. Eine Geistererscheinung hätte die drei Herren nicht ärger erschrecken können als meine Stimme. Der Corregidor erholte sich zuerst wieder, runzelte die Stirne, maß mich mit zornigem Blicke und fragte, wer ich sei?

„Ich bin Heinrich West, ein Engländer, Steuermann auf dem Schiff Tudor, das hier im Hafen liegt. Bereit, für heute Ihnen als Matador zu dienen, wenn Sie 5000 Reale bieten.“

Ein lebhaftes Geflüster begann. Zuerst erschien ihnen der Gedanke eines englischen Seemanns als Matador gar zu lächerlich. Nach und nach aber meinten sie, es würde doch das Volk belustigen, und der Alkalde äußert, wenn ein Engländer so galant sei, sich von einem Stier tödten lassen zu wollen, so trage er keine Verantwortung, es gehe ihn nichts an. Nur seien 5000 Reale zu viel, ich solle mit 4000 zufrieden sein.

Aber da stand ich felsenfest hin: 5000 Reale und keinen Heller weniger! Das ungeduldige Volk draußen begann zu lärmen, es hatte Eile, so stimmten die Herren ein, der Vertrag wurde schnell geschrieben und vom Alkalde gezeichnet. Als ich unterschrieb, fühlte ich wohl, daß ich jetzt Blut und Leben d'ran gesetzt habe, um den armen Landsmann zu retten. Jene 5000 Reale sollten sein Lösegeld sein. Doch hatte ich wenig Zeit zum Nachdenken. Der Wechsel wurde dem Leiter für mich eingehändigt, man brachte mich schnell in ein anderes Zimmer, und während die zwei Herren sich entfernten, erklärte mir jener, wie ich mich als Matador anzukleiden habe, und trat dann hinaus auf den Platz, um der versammelten Menge die traurige Anzeige

zu machen, daß Manuel Zagal sein Bein gebrochen habe und ein Neuling seine Stelle versehen müsse.

Von dem halbdunkeln Kämmerlein aus, wo ich mich in die bunten Gewänder eines Stierfechters warf, konnte ich des Direktors laute Stimme vernehmen, wie er in schmeichelndem Tone die erzürnten Zuschauer tröstete, indem er ihnen sagte, der berühmteste Toreador von London sei expreß gekommen, um sich mit den spanischen Stierfechtern zu messen, und wenn's sonst heut nichts besonders absetze, so werde ihnen doch wahrscheinlich das nagelneue Schauspiel zu Theil, einen Engländer von einem spanischen Stier getödtet werden zu sehen. Darauf folgte schallendes Gelächter, und befriedigt den Angstschweiß abwischend kehrt der Direktor zu mir zurück und hielt mir einen Spiegel vor. War das Heinrich West? Ich erkannte mich selbst nicht mehr. Die bunte gestrickte Jacke, die geschlitzten Calzoncillos, (Unterhosen,) die regenbogenfarbige Schärpe, das Tuch mit den schwerseidenen Fransen, und all die Spitzen, Knöpfe und Flittersachen meines Kostüms hatten mir ein ganz seltsames Aussehen verliehen. Der Direktor ließ seinen prüfenden Blick auf mir ruhen, von dem breitblätterigen Sombrero (Hut) mit seiner rothen Feder und Goldschnur bis zu den Pumphosen und Seidenstrümpfen war alles in Ordnung. Zufrieden klopfte er mir auf die Schulter, gab mir das Schwert in die Hand, erklärte schnell, welche Streiche falsch und welche ehrenhaft seien; und hielt mir dann den Scharlachmantel hin, mit den Worten: „Lustig, Kamerad! nur frisch; ruhig geblieben, den ersten Angriff des Stiers vermieden, dann können sie mit ganzen Knochen davon kommen. Werfen Sie ihm den Mantel über die Hörner und jagen sie ihm das Schwert so, mit

dieser Handbewegung in den Leib, aber nicht auf's Brustbein! Nur nie hastig, sonst sind sie verloren. Beim ersten Brüllen und Wüthen des verwundeten Stiers hat schon mancher geübter Fechter den Kopf verloren, aber Sie gefallen mir, Junge, wenn Sie gleich ein Ketzer sind. Wie, lassen Sie mich den Puls fühlen!" Die Untersuchung befriedigte ihn, scheints, denn ich hörte ihn zwischen den Zähnen murmeln: „Verdammt handfester Schlag dieser insularen Bullenbeißer!"

Nachdem er mir noch ein Glas starken Calcavella aufgedrungen hatte, führte er mich in eine Fensternische, von wo aus ich einen Theil der Arena (Kampfplatz) und der Zuschauer übersehen konnte und verließ mich. Die Stiere sah ich nicht, wiewohl ich ihr grausiges Gebrüll gut genug vernahm, und nun erst, allein gelassen, konnte ich über meinen kühnen Schritt nachdenken. Da überschaute ich die Volksmenge, die sich an meinen Todesqualen ergötzen wollte, die ganze Scene stand mir vor der Seele, aber ich suchte mein Herz durch Gott zu stärken, und der Gedanke, daß ich mein Leben wage, um ein anderes zu retten, flößte mir neuen Muth ein; auf mein Ende gefaßt blickte ich hinaus auf das Amphitheater. Ein Märtyrer war ich freilich nicht, wie die Christen der ersten Jahrhunderte in ähnlicher Lage; aber daß ich das einzig mögliche Mittel zur Rettung getroffen, war mir gewiß. Regten sich Zweifel, ob ich nicht Gott versuche, so konnte ich sie doch damit niederschlagen, daß mir mein Entschluß nicht erwachsen, sondern gleichsam eingegeben war.

Da saßen sie, mit den bunten Fächern, den glänzenden Augen, den neugierigen Gesichtern; da saßen die Adeligen

und Vornehmen von Malaga und dort ganze Familien, von der alten Großmama bis herab zum Säugling, den die Mutter die Händlein zum Beifallklatschen zusammenschlug; da standen die Kaufleute, die Handwerker, die unzählige Menge von Bauern aus der ganzen Umgegend in ihren beßten Festtagskleidern noch nach gleichem Schnitt wie zur Zeit von Ferdinand und Isabella. Ich blickte hinüber, wo der General-Capitän in brillander Uniform in Mitten seiner Offiziere und reichgeschmückten Damen saß, und mir schien, dieser Prunk und Glanz passe doch wenig zu der blutigen Schlächterei. Und jetzt schaute ich hinab in den Ring. Bisher war ein bloßes Vorspiel gewesen. Drei bis vier junge Stiere waren mit rothen Fahnen, Schwärmern und Dreizacken zum Zorn gereizt worden. Choko hatte einen derselben umgebracht. Jetzt stand ein prächtiger Stier mit großen Hörnern im Ring, zeigte aber mehr Lust zum Davonlaufen als zum Wüthen, was die Zuschauer sehr ärgerte. Das arme Thier lief jämmerlich stönend im Kreis herum, während die Toreadoren mit ihren Fahnen und Schärpen ihn neckten und so viele bunte Speere nach ihm warfen, daß seine Rücken einem Stecknadelkissen gleichsah. Die Menge wurde ungeduldig:

Toros! Toros! (Stiere) jetzt bringt den Murcianer! Nein, den schwarzen Portugiesen! Der englische Matador soll seine Kunst zeigen. Toros! Toros! Der Direktor wartete auf den Wink des General-Kapitäns, der mit großer Würde gegeben wurde, und entfernte sich schnell. Nun schmetterten die Trompeten; mit dumpfem Brüllen unter betäubendem Händeklatschen und Hurraschreien lief der scheckige Murzianer in den Ring, stand still, erhob das Haupt und stieß ein fürchter-

liches Wuthgebrülle aus. Es war ein herrliches Thier, und die Zuschauer lobten laut seine stolze Mähne, seine tiefe Brust, sein wildes Auge, die Stärke seiner Glieder und die spitzigen Hörner. Jetzt ritten die Picadoren (berittene Kämpfer) zwei und zwei, mit bunten Schleifen behangen, in die altkastilische Tracht gekleidet, mit ihren grellfarbigen Schärpen zuerst dreimal um die Arena herum, während Krieg-Musik erklang und die Cymbeln tönten und die Trommeln wirbelten. Der Stier zerstampfte den Boden, öffnete seine Nasenlöcher weit, und beugte, mit kurzem Gebrüll, den stolzen Nacken zum Angriff.

„Bravo! Bravo! Toro!“ schrieen tausende von Kehlen, und nun begann die Schlächterei, denn anders kann ichs nicht nennen, so glänzend auch die Geschichte aussah. Die Pikadoren mit ihren mächtigen Stiefeln, hatten wenig zu fürchten; schien es irgendwo gefährlich zu werden, so wurde schnell des Thieres Zorn auf die andere Seite gerichtet. Aber der Stier, von den Lanzenstichen blutend, stieß seine Hörner wild in die Flanken der Pferde, bis diese, nach vergeblichen Versuchen, sterbend in den blutgetränkten Sand niedersanken. Und immer noch tönte helle Musik, und immer noch schrie das Volk und jauchzte, während die Damen ihre Taschentücher und Fächer zum Beifall schwangen. Endlich lagen neun Pferde todt auf dem Boden, andere waren verwundet, zwei der Speer-Männer hatten sich beim Fallen leicht verwundet und der Stier selbst sah erschöpft aus. Nun verließen die Reiter den Ring, die todten Pferde wurden an Seilen und Hacken herausgezogen und fortgeschafft, frischer Sand und Sägmehl wurden hineingestreut, und jetzt sollte der Matador auftreten!

„Engländer, man erwartet Sie; Sie wissen den Stich, bleiben Sie kaltblütig," flüsterte mir der Direktor zu, indem er mich in den Ring hineinführte. Ich machte dem General-Capitän und dann dem Volk eine Verbeugung, während ich dem Publikum vorgestellt wurde als der „ausgezeichnete Volontär Don Eriquez von London, der gütigst des berühmten Manuel Zagals Rolle übernehmen wolle."

Kaum hatte der Herr seine Rede vollendet, so mußte er sich eiligst zurückziehen, denn schon nahte sich der zornige Stier. Da stand ich allein im Ring, mein Herz pochte laut, es flimmerte mir vor den Augen, das Geschrei der Menge nahm mir fast die Sinne und das Gefühl, daß tausende und aber tausende blutdürstiger Augen auf mir ruhten, durchrieselte mich kalt. Ja, auf stürmischer See in dunkeln Nächten hatte ich vor dem drohenden Tode nicht geschaudert, aber jetzt fühlte ich meine Kniee beben, ich zitterte wie ein Vogel in der Schlinge. Da dachte ich an Alice und ihren Vater, und das Herz erstarkte mir plötzlich. Ich vergaß der Zuschauer und beachtete nur den Feind, der langsam nahte. Jetzt war der Stier vor mir, blutiger Schaum lief von seinem Munde, seine Augen rollten und funkelten wild, schon senkte er den Kopf zum Angriff. Ich stellte mich fest hin, den Scharlachmantel auf den linken Arm in Falten gelegt, in der Rechten das Schwert zu Boden gesenkt, bereit den Sprung auf die Seite zu machen. Aber der Stier war schwerer verwundet, als ich erwartet hatte. Seine Bewegungen waren langsam und plump, das Blut quoll ihm aus den gefleckten Seiten. Die sprühenden Augen auf mich geheftet, brüllte er dumpf und machte einen wüthenden Satz gegen mich; ich sprang auf die Seite und erwartete,

nochmals angegriffen zu werden. Allein das mächtige Thier fiel auf die Kniee und stand nicht eher auf, als bis die leichten Fußkämpfer ihn mit ihren Lanzen zu rasendem Zorn aufgehetzt hatten; dann stürzte er auf mich los: ohne ihm den Mantel über die Hörner zu werfen, trat ich seitwärts und stieß ihm das Schwert tief in den Hals. Er sank todt zu Boden, und laut erscholl der tausendstimmige Ruf: „Bravo, Bravo, Inglese!“

„Das war ein leichter Sieg,“ flüsterte mir der Direktor zu, als er mich fortführte. „Aber werden Sie nur nicht leichtsinnig, mit dem schwarzen Portugiesen gibts ein anderes Spiel. Der Murcianer hatte sich eben vorher schon halb zu Tod geblutet, das konnte ja Jedermann merken.“

Freilich hattens die Zuschauer gemerkt; sie verlangten nun, der neue Stier müsse frischer kämpfen, deshalb sollten Lanzen gebraucht werden, oben mit Holz besetzt daß die Spitze nur zwei Zoll lang hervorschaute. So geschah es; der Stier machte sechs Pferden ein rasches Ende, die Pikadoren zogen sich zurück, und unter lautem Trommelschlag wurde ich nochmals in den Ring geführt und dem schwarzen Portugiesen vorgestellt.

„Bravo, Toro! seht nur, was er für ein heimtückisches Auge hat! Ich wette eine Unze Gold auf diesen Stier!“ schrie einer aus der Versammlung, worauf allgemeines Gelächter folgte. Dann aber trat Todtenstille ein und athemlose Spannung: denn langsamen Schritts näherte ich mich dem Stier, der den losen Sand mit seinen Vorderfüßen aufscharrte und und das Auge auf mich geheftet, ein dumpfes Brüllen vernehmen ließ. Es war ein großes, prächtiges Thier, ein Muster von Ebenmaß; sein schwarzes Fell, jetzt

mit Blut und Schaum bespritzt, sah wie Seide so glatt und glänzend aus. Er war kaum verwundet; seine unterlaufenen Augen rollten unheimlich; ich sah, er war daran Athem zum Anlauf zu sammeln. Ich wußte, mein Leben hing an einem Faden und schrie innerlich zu Gott, indessen ich anscheinend ruhig und gefaßt dem Feind entgegenschritt. Aber dem schien's nicht zu pressiren, noch blieb er stehen.

Achtung, Engländer, Achtung! der hat Böses im Sinn!" schrie einer der nächst stehenden Zuschauer wohlmeinend. Kaum war's gerufen, als mit tiefem, plötzlichem Gebrüll der schwarze Portugiese auf mich losdonnerte. Mit knapper Noth gelang es mir den Seitensprung zu thun, und der Stier stieß seinen Kopf mit solcher Gewalt gegen die hölzerne Einzäumung, daß viele der Damen vor Entsetzen laut aufschrieen. Aber mit unglaublicher Schnelligkeit erhob sich das Thier und stürzte sich mit doppeltem Ingrimm auf mich. Wieder sprang ich bei Seite, aber so knapp, daß noch der Aermel meiner bunten Jacke von dem scharfen Horn zerschlitzt wurde. Ein betäubendes Beifallrufen erfolgte. Ehe ich noch mein Schwert benützen konnte, drehte sich der Schwarze behend; und mir blieb nichts übrig als zu rennen, so schnell ich immer konnte. Das war eine gräßliche Jagd herum und wieder herum in dem Ringe, von dem schnaubenden Stier verfolgt, dessen Füße tief in den Sand einsanken. Plötzlich drehte ich mich um, wollte den Mantel über die Hörner werfen, aber der schlaue Portugiese wandte schnell den Kopf, und wie ich dießmal auf die Seite sprang, fühlte ich einen heftigen Schmerz am linken Arm und in der Seite, der mir fast die Besinnung raubte, so daß ich zurück taumelte und beinahe das Schwert hätte fallen lassen.

„Toro! Viva et Negro! Hoch lebe der schwarze Stier! Bravo, bravo, Toro! des Engländers Blut fließt schon!“ hallte es donnernd durch das Amphitheater. Vor meinen Augen flimmerte und nebelte es, die Sinne wollten schwinden, ach! war wirklich Alles verloren? Mechanisch starrte ich um mich her; aus meinen Armen quoll das warme Blut; vor mir sah ich die glühenden Augen, die spitzigen Hörner; jetzt aber rüstete er sich zum Sprung. Ohne eigentlich zu wissen, was ich that, stieß ich das Schwert ihm entgegen, und pflanzte die Füße fest; ein Krachen und gellendes Gebrüll erfolgte, ich lag auf dem Boden. Wieder erhob ich mich und lehnte mich auf mein Schwert, taumelnd, wie ein Trunkener. Aber: „Bravo, bravo, Inglese!“ Viva!, Viva!“ Bravo, bravo, Inglese!“ drang es in mein Ohr, wie das Rauschen wilder Meereswogen, und neben mir stand der Direktor und forderte mich auf, dem Publikum meine Verbeugung zu machen. Ja, Gott sei Lob und Dank! zu meinen Füßen lag der schwarze Portugiese todt. Mein Schwert war ihm ins Herz gedrungen. Bald lag ich besinnungslos auf meiner Matratze in einer der Nebenkammern des Amphitheaters. Als ich erwachte hörte ich einen der mich verband, eben sagen: „Bah! eine Kleinigkeit! Viel Blutverlust, aber keine Pulsader verletzt! Mein junger Freund, sie sind gut davongekommen, wahrhaftig!“

Gott sei Dank! Er hatte mein Leben verschont; ich genas von den Folgen meines Wagnisses und das Geld, durch eine sichere Hand übermittelt, setzte den *alten* Croft in Freiheit. Moreno hielt sein Wort und ließ ihn los, sobald er die bestimmte Summe hatte. Die Freude von Tochter und Vater will ich nicht beschreiben; noch auch den Dank, der mir, unter Vorwürfen für meine Waghalsigkeit, bezeugt wurde.

Ich bin jetzt Kapitän des Schiffs Tucbr, und in England habe ich eine trauliche Heimath, wo mein treues Weib unsern Jungen mit Thränen und Lächeln von dem blutigen Stiergefecht zu Malaga und der gnädigen Aushilfe Gottes erzählt.

31. Ein Besuch bei Gellert.

Wissen Sie, rief der alte Husar mit der größten Lebhaftigkeit aus, wem ich Alles zu verdanken habe, daß ich ein guter Mensch bin?

Nein, sagte der Obrist; Sie machen mich begierig.

Ihm, sprach jener mit Enthusiasmus weiter, unserm Gellert, unserm frommen Weisen, von dem die jetzige, überkluge Welt nur noch selten sprechen mag. Unser Regiment war dreimal in Leipzig. Der große Friedrich hatte es auch nicht verschmäht, den damals berühmten Gottsched zu sprechen und sich von Gellert einige seiner Fabeln vorlesen zu lassen. Ich hatte mich wahrlich nicht viel um Bücher bekümmert, aber diese Fabeln wußte ich doch auswendig. Sie prägen sich auch ganz von selbst dem Gedächtnisse ein, so einfach und natürlich sind sie alle. Jedermann muß meinen, wenn er den Gedanken gefaßt hätte, würde er ihn auch in keinem anderen Worte ausgesprochen haben. Mit seinen geistlichen Liedern ist es derselbe Fall. So ließ es mir keine Ruhe, ich mußte den Mann sehen, den mein ganzes Herz verehrte. Es war freilich schwer, bei ihm vorgelassen zu werden: wie konnte ich auch, als gemeiner Husar, eine solche Auszeichnung fordern oder erwarten? Indessen sammelte ich an einem Vormittag meinen Muth, ich hatte seine Freistunden ausgekundschaftet und stand nun im Vorzimmer. Mir schlug das Herz gerade so, als

damals, da ich das erste Mal in den Feind einhauen sollte, vielleicht noch mehr. Er mußte sich gewiß verwundern, was ein Soldat bei ihm wollte; denn es dauerte lange, ehe ich eine Antwort erhielt. Endlich kam eine. Ja, meine Herren, dieß Studierzimmer nenne ich mit Recht so; denn mir war es, wie wenn ich zu den Aposteln oder Patriarchen eingehen sollte. Er saß in einem dunklen Oberrocke an seinem Schreibtische, ein kleiner feiner Mann, mit blassem Gesicht und magerem Körper. Die Parücke hing seitwärts an der Wand, und ein Käppchen von violettem Sammt bedeckte das ehrwürdige Haupt. Hinter ihm war ein großes Fenster in der Mauer, durch welches der kräftige Morgenstrahl fiel und die Miene hell erleuchtete, so daß die Sonne in den Farben des Barettes spielte und roth in den durchsichtigen langen Fingern schien, wenn er sie im Sprechen aufhob. Ich kam mit meiner Entschuldigung, er möge verzeihen, daß ein junger Husar, dem seine Gedichte wohlgefielen, ihm beschwerlich sei.

„Mein Sohn sagte der edle Gelehrte, weshalb gefallen dir denn meine Gedichte?“ — Ich war um die Antwort verlegen. —

„Liesest du gern?“ — „Zuweilen.“ — „Zu welchem Enzdweck?“ — „Um mich aufzuheitern, mich auch wohl zu unterrichten.“ — „Du scheinst mir ein Jüngling von Anlagen, fuhr er fort, du bist vielleicht tapfer, ein tüchtiger Soldat; hast du es denn in deinem Stande auch wohl gelernt, ein Mensch zu sein? Ich verstummte dem Redner gegenüber. — „Dazu, so sprach er weiter, und wie eine Gloria spielte der Schein der Morgensonne um sein Antlitz, dazu solltest du meine und andere Bücher in die Hände nehmen, um nicht wild, grausam, unmenschlich zu werden, nicht Lust am Entsetzlichen zu

empfinden, wozu dein Stand schwache oder rohe Naturen nur zu leicht verleitet. Aber auch fast Niemand hat so oft als der Soldat Gelegenheit, der leidenden Menschheit als ein Engel des Herrn zu erscheinen, indem er die Unschuld und das hilflose Alter beschützt, seine Hände vom Rauben rein erhält der schon Gedrückten und Geplünderten schont und sich der Armuth erbarmt. Wo die wilden Genossen Brand, Mord und Wollust hintragen, da soll der christliche Krieger, im Bewußtsein, daß er für Vaterland, gerechte Sache und für einen großen König ficht, auch im Getümmel, auch unter wilden Raubgesellen Gott und die Tugend vor Augen haben, damit er das Vorrecht seines Standes, welches der edelste sein sollte, nicht mißbraucht, um ihn unter den der Räuber und Mörder herabzuwürdigen. Die Thränen des Dankes, die ein geretteter Greis, eine sittsame Jungfrau dir weint, diese, mein junger, lieber Sohn, werden dir noch im Alter wohl thun, die machen dein Todesbett sanft, die vergüten wohl manche Vergehung."

So wie der Alte auf mich einredet, stürzen mir die hellen Thränen in großen Tropfen aus den Augen; denn nun empfand ich erst, wie viel Böses, Unerlaubtes und Tadelnswürdiges ich schon als Soldat ausgeübt hatte. Ich schluchzte und konnte nicht zu mir kommen. Da stand der Edle auf, legte mir seine schöne Hand auf die Schulter und wollte mich trösten; ich aber faßte diese Hand und drückte den herzlichsten Kuß darauf, indem ich die Sprache wieder fand und sagte: „Großer Mann, diese Viertelstunde ist mir unbezahlbar, denn Sie haben einen andern Menschen aus mir gemacht." — Von Stund an ging ich auch in mich, ließ das wilde Leben fahren, und seit dem konnte ich auch erst

mit Vernunft tapfer sein, da mein Umtreiben im Felde nicht mehr ein toller Rausch und Taumel war, wie er die meisten meiner Kammeraden begeisterte. Vater Ziethen zeichnete mich auch bald aus, ich war mit mir selbst zufrieden, und nun wurde ich erst inne, daß dieses Gefühl die Krone des Lebens sei. Dieß Alles, meine ganze Moralität, habe ich diesem Besuche bei unserm unsterblichen Gellert zu danken.

32. Heilsbronn.

Einst soll ein Ritter aus dem Geschlechte derer von Heideck, der viele Jahre gekränkelt hatte, während er durch den Wald reitet, an einem baumfreien Ort einen klaren Quell gesehen haben. Lechzend nach dem Wasser, steigt er vom Roß und trinkt in vollen Zügen so lange, bis er sich erquickt fühlt. Bald darauf weicht das Fieber. Dieser Quelle gab er, weil sie ihm offenbar heilsam gewesen war, den Namen Heilsbronn und erbaute neben ihr, Gott seinen Dank anzuzeigen, eine Kapelle.

Die Kunde davon verbreitete sich, und bald strömten eben dahin von allen Seiten Leute, die mit irgend einem Uebel behaftet waren, deren viele genasen. So lange das Kirchlein die Zahl der Beter faßte, thaten sie in diesem alten Heiligthum ihre Gelübde. Als es aber wegen der Menge der Waller nicht ausreichte, gründeten im Jahr 1132 die Grafen von Abenberg mit dem Bischof von Bamberg an seiner Statt eine große Kirche und ein Kloster, zu dessen Schutzherrn später Kaiser Ludwig der Bayer jene Grafen machte, welche über die Burg von Nürnberg gesetzt waren. Da diese die Klosterkirche zu ihrem Begräbnißorte wählten, so finden sich in ihr viele merkwürdige Denkmäler des Ge-

schlechtes, von welchem Preußens Könige stammen. Das Städtchen, welches vom Kloster und dem Heilquell den Namen trägt, liegt zwischen Nürnberg und Ansbach, diesem näher, als jenem.

33. Die Hofnarren.

Wie bei den Gastmählern der Griechen und Römer Parasiten und Scurren beigezogen zu werden pflegten, damit sie durch ihre lustigen Einfälle die ernsten Stirnen der Tischgenossen aufheiterten, so haben bekanntlich auch die Könige und Fürsten der neuern Zeit an den Witzen von Lustigmachern ihre Freude gehabt, die man Narren nannte, damit die Schmähungen, die sie gegen die Großen sagten, für diese nichts Beleidigendes hätten. Es war ihnen mehr Redefreiheit gestattet als den andern Hofleuten, freilich nur soweit, daß sie den Zorn des Herrn nicht reizten. Denn unter jenen fand sich keiner, der ihren Leib vor Schlägen und andern harten Strafen schützte, weil sie dieselben oft durch Muthwillen gekränkt hatten. Die Stelle eines Narren wurde Niemanden übertragen, von dem der Fürst nicht wußte, daß in ihm Einsicht mit Ergebenheit vereinigt sei, und von dem er nicht die Ueberzeugung hatte, daß er mit seinen Witzen dem Glück und der Ehre seines Herrn zu dienen die Absicht habe.

Vom Narren hoffte er, während die Großen ihm schmeichelten, in zweifelhaften Fällen die Wahrheit zu hören. Daher kam es, daß er die Bitterkeit von Aussprüchen an ihm oftmals ertrug, deren Aeußerung er aus dem Munde Anderer nicht hätte hinnehmen können. Viele Belege für diese Thatsache zu häufen wäre zu weitläufig, es werden einige wenige hinreichen,

deren Gedächtniß vor Kurzem in einem Schriftchen über die Narren erneuert worden ist.

Ein König von Frankreich sagte zu seinem Narren: Du hast so viel Macht, daß man beinahe dich für den König und mich für den Narren halten könnte. Magst du? wir wollen unsere Rollen tauschen. Als nun Jener eine Zeit lang nichts antwortete, sondern wie ein Trauernder dasaß, und der Herr fragte, ob er sich etwa schäme, König zu sein, sagte der Narr: „Nein, ich schäme mich eines solchen Narren, wie du vermuthlich sein würdest. — Königin Elisabeth von England hatte unter ihren Narren, deren sie viele hielt, einen Namens Pace, der wegen seiner beißenden Reden den Beinamen „der Bittere" trug. Da sie, durch seine scharfen Worte beleidigt, diesem verboten hatte, ihr jemals wieder unter die Augen zu treten, und sich nachher hatte erbitten lassen, ihm den Zutritt zu gestatten, weil er versprochen hatte, nichts mehr zu sagen, wovon die Königin sich möglicher Weise verletzt fühlen würde, und sie ihm beim Hereintreten zurief: Was bringst du? wirst du wieder von meinen Fehlern reden? sagte Jener: Gewiß nicht, denn ich pflege nicht von solchen Dingen zu reden, von denen, wie ich weiß, die ganze Stadt spricht.

Der Narr Karl II. kam einst zum König mit einem Hut auf dem Kopf und einem Stock in der Hand und bat um Urlaub; denn er sei Willens, in die Unterwelt hinabzusteigen und Cromwell heraufzuholen, der sich hoffentlich mehr um die öffentlichen Geschäfte bekümmern werde, als der König. Da also jene Narren sich nicht scheuten, ihrer Zunge bei denjenigen freien Lauf zu lassen, deren Zorn sie fürchten mußten, was Wunder, daß sie sich gegen Höflinge gar

wenig genirten, da ihre Witze gegen diese wahrscheinlich des Fürsten Beifall finden würden? An dem Dome zu Passau ist ein Denkmal eines gewissen Hans Giel, der bei drei Bischöfen die Stelle eines Hofnarren versehen hatte und in einem Alter von fünf und achtzig Jahren gestorben ist. Als dieser von einem Hofmann aufgefordert wurde, ihm mit Späßen die Zeit zu vertreiben, sagte er: Ich bin des Bischofs Narr, aber nicht jedes Narren Narr.

34. Drei Tage und — zwei Lieder.

Gehe hin und thue desgleichen. Luc: 10, 37.

„Hu wie kalt! Müssen einheizen, Herr Professor!" — So sprach zu dem Dichter Gellert sein Arzt, ein kleiner, dicker Mann. — „Wollen Sie sich denn ganz verderben? Sie müßen wärmer sitzen."

Gellert lächelte wehmüthig. „Mein Holz hat die Schwindsucht„" sagte er, „und mein Geld dazu. Doch, Herr Doktor, seien Sie zufrieden; ich will sorgen."

Der Doktor bückte sich über Gellert's Schreibtisch und sagte fragend: „Ach, ein neues Lied?" — Gellert nickte mit verlegenem Gesicht. Der Doktor hielt es gegen das mit Eisblumen gezierte Fenster, und als er das Lied gelesen, sprach er: Vortrefflich; ein ächt christlich Lied! Lieber Herr Professor, das muß ich für meine Frau abschreiben. Morgen erhalten Sie's wieder." — Dann fühlte der Doktor Gellert's Puls und sagte: „Immer noch langsam. Das Sitzen ist ein Elend für Sie.

Sollten einen Gaul haben: sollten reiten!

Müssen ein Pferd kaufen!"

„Schon wieder kaufen. — Haben Sie nicht noch

mehr solch' wohlfeile Rezepte, Herr Doktor? Kommen mir jetzt sehr gelegen" — erwiderte Gellert mit traurigem Lächeln.

Der Doktor entfernte sich wieder. Gellert verfiel ins Nachsinnen. Gestern hatte er noch 30 Thaler, heute nicht mehr; sein Holz langte höchstens noch acht Tage; Einnahmen standen keine zu erwarten.

Wo waren denn die 30 Thaler hingekommen? Antwort: In einer abgelegenen kleinen Gasse der Stadt Leipzig war ein Häuslein, das gehörte dem reichen Geizhals Neidhardt. Es war ein miserables Gebäude, brachte aber als armer Leute Haus doch noch seine Zinsen ein. Schon seit Jahren wohnte ein armer, aber gottesfürchtiger Schuhmacher mit Frau und vielen Kindern drin, und bei ihm war die Sorge ums tägliche Brod zur Herberge, und es ging ihnen recht kümmerlich. Im Sommer hatten sie sich noch so ordentlich durchgeschlagen: aber jetzt war es Winter, Kriegszeit, kümmerlicher Verdienst und große Kälte, — und es nahte die Zeit der Hausmiethe, die zu 30 Thalern ausgelaufen war, und schon hatte der geizige Neidhart mit hinauswerfen gedroht.

Da ging die Frau noch einmal zu dem Hartherzigen. Aber der kannte kein Erbarmen. Kniefällig unter tausend Thränen bat sie um Geduld; sie hätten ja immer ehrlich bezahlt. Alles war umsonst.

Es nahte der schreckliche Tag. Der Kummer hatte den Ernährer aufs Krankenbett geworfen. Kalte Luft drang durch die verlöcherten Fenster, und sechs unmündige Kinder standen um den kalten Ofen, frierend, hungernd, weinend.

Der Mutter wollte das Herz brechen. Der Vater aber rief: Gott hat gesagt: Rufe mich an in der Noth,

so will ich dich erretten. Kommt, wir wollen beten." Der Vater betete inbrünstig, gläubig. Und als er Amen gesagt, leuchtete ein Strahl frohen Vertrauens ins matte Herz.

Die Mutter aber ging nebst zwei Kindern hinaus auf den Zimmerplatz, Späne aufzulesen. Es war ein heller Wintertag; ein kalter Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die dünnen Röcklein der Armen, daß sie zitterten vor Frost und — Hunger.

Eben war diesen Morgen Gellert ausgegangen, seiner Gewohnheit wegen, und folgte im warmen Pelzrock der Mutter mit den Kindern nach, und unter hellen Thränen setzte sie sich auf einen Stein nieder.

Gellert kannte Kummer und Noth. Darum ging er leise zu der Armen und fragte sie so herzinniglich nach ihrer Noth, daß seine Worte ihr tief in die Seele drangen, und sie all ihren Kummer und Jammer dem unbekannten Herrn mittheilen konnte.

„Frau," rief Gellert, „der Herr lebt noch, und wenn Ihr glaubt, so werdet Ihr Seine Herrlichkeit sehen." Er befahl der Frau, ihm zu folgen, schloß zu Hause sein Pult auf, nahm 30 Thaler heraus und gab sie der Frau mit den Worten: Es ist kein Fluch darauf!"

Als die Frau vor Freude niederfallen und seine Knie umklammern wollte, wehrte er und sagte: „Danket Gott. — Gehet jetzt aber nicht früher als um 11 Uhr zu Neidhardt, ihm das Geld zu bringen."

Kurz vor 11 Uhr ging Gellert zu dem alten Neidhardt, der eben vor einem Tische mit Geld saß und es ungern hatte, daß er gestört wurde, aber einem so allgemein geachteten Manne gegenüber artiger thun mußte, als es ihm um's Herz war.

Gellert sagte: „Herr Neidhardt, von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen. Sie werden mit ihrem Gottessegen die Kunst verstehen, wahrhaft wohl zu thun?“ — Der Geizhals war in Verlegenheit; denn gutdeutsch sagte ihm das Gewissen das Gegentheil, — und er wünschte den Professor über alle Berge. Gellert aber fuhr fort, von den seligen Freuden des Wohlthuns so eindringlich zu reden, daß es dem Wucherer ganz warm wurde unterm Brusttuch.

Da schlug es elf, und mit dem Schlag trat die arme Frau herein mit einem strahlenden Gesicht und rief: „da bring ich Ihnen die 30 Thaler, und jetzt geben Sie mir auch das Brieflein wieder, das Ihnen mein todtkranker Mann geschrieben, daß Sie uns nicht sollten aus dem Hause werfen.“

Dem Neidhardt war's, als stände er auf Kohlen, und er sagte: „Ach — es hätte nicht so pressirt; — es war ja nicht so ernst gemeint. — Ihr seht ja, daß ich jetzt Besuch habe; geht jetzt.“ Unterdessen ergriff er mit seinen knochigen Fingern die Rolle und schob sie in die Tasche. Gellert aber sagte halblaut: „Es sind 30 Thaler, und es klebt kein Fluch daran.“ Und Neidhardt fühlte bei diesen Worten ein Frösteln.

Die Frau aber fuhr fort: „Ja, ja, jetzt sagen Sie, es sei Ihnen nicht ernst gewesen. Gestern aber sagten Sie: Geld muß her, Geld, oder ich werf Euch mit Eurem Plunder auf die Strasse. Aber wir haben Ihnen nicht geflucht; wohl aber hat mein Mann für Sie gebetet, daß Gott Ihnen das steinerne Herz wegnehmen möchte. Und heute Morgen hat Gott unser Elend angesehen, und wie ich auf einem Strassensteine weine, hat mich dieser gute Herr da gefunden und mir die 30 Thaler geschenkt.“

Gellert winkte, daß sie schweigen sollte.

Die Frau sagte: „Winken Sie nur; ich muß es aber doch sagen.“

Und Neidhardt wurde roth bis über die Ohren. Aber auf einmal nimmt er sich zusammen, gibt der Frau die 30 Thaler, streicht am Pult einen Posten durch und spricht: „Frau, Eure Schuld ist bezahlt; kaufet Brod und pfleget Euern Kranken.“ — Und zu Gellert sprach er: „Vortrefflicher Herr, Sie können nicht nur schön schreiben, sondern noch schöner handeln. Wir wollen zusammen zu der armen Familie gehen.“ Gesagt gethan. Und ins elende Stüblein schien ein Sonnenblick göttlicher und menschlicher Hilfe, und des Schuhmachers Gebet wurde über Bitten und Verstehen erhöret; denn Neidhardt that der Haushaltung von dem Tage an viel Gutes.

Also ward aus Abend und Morgen der erste Tag, und also ist Gellert um seine 30 Thaler gekommen, und es hat ihn nicht gereut.

Der kleine, dicke Doktor hatte sich beim Weggehen noch Gellerts Holzvorrath zeigen lassen und dazu den Kopf geschüttelt, dennoch aber befohlen, man solle dem kranken Herrn recht tüchtig einheizen. Jetzt wolle er heim und seiner Frau das neue Lied Gellerts bringen; aber wie er um die Ecke biegt, redet ihn eine arme Frau an: „Herr Doktor, kommen Sie doch zu meinem Mann. Der Herr Professor Gellert und der Herr Neidhardt haben es gesagt.“

„Schon wieder Gellert,“ brummte der Doktor. „Kennt Ihr ihn denn, Frau?“

„Ja,“ antwortete die Frau, und Mund und Herz gingen ihr auf. Und der Doktor rief: „Aha, da ist das Geld hingekommen; darum friert er.“ — Der

Frau fällts wie ein Centnerstein aufs Herz, daß der liebe Herr um ihretwillen Mangel haben soll. Der Doktor aber sagte: „Ja habt nur keinen Kummer; so einen verläßt der liebe Gott nicht.“

Der Doktor verschreibt und eilt jetzt nach Hause. Aber da steht ein Bursch mit einem ledigen gesattelten Pferde. „Was gibts?“ fragte der Doktor.

„Der Schultheiß von Wachau läßt Euch um Gotteswillen bitten, gleich hinaus zu kommen. Seine Frau ist in Kindesnöthen und verzweifelt fast.“

Der Doktor springt hinauf, holt die Instrumente, schwingt sich auf das ledige Pferd und trabte davon. Es war fast nicht durchzukommen. Preußisches Militär nahm die Straße ein. Endlich kamen sie vor des Schultheißen Haus an, und der Doktor geht an seine Pflicht. Nach einer Stunde kamen beide mit frohen Gesichtern wieder die Stiege herab, und der Doktor muß Platz an der Tafel nehmen, wo eben preußische Offiziere an der Mahlzeit sitzen: denn der Schultheiß hat auch eine Wirthschaft. Der Doktor hatte riesenmäßigen Hunger und hieb tapfer drein. Als der Grund ein wenig gelegt war, sagte der vornehmste der Offiziere: „Herr Doktor, Sie sind wohl von Leipzig?“ — „Zu dienen,“ antwortete der Doktor und schnitt ein Stück Bratwurst ab. — Kennen Sie auch den Professor und Dichter Gellert?“ — Jetzt legte der Doktor Messer und Gabel ab und erwiderte: „Ich bin sein Arzt — und sein Freund.“

„So —; man hat man mir gesagt, er sei kränklich.“ „Das ist er leider; sollte aber mehr Bewegung haben; habe ihm diesen Morgen gesagt, er solle sich einen Klepper kaufen.“

„Und das wird er doch thun?“

„Ja, sagte lächelnd der Doktor, das Wollen wäre schon da; aber beim Vollbringen haperts;“ — und dabei rieb er den Zeigefinger am Daumen.

„Ist Gellert arm? fragte der Offizier.

„Arm wie eine Kirchenmaus.“ — Und nun erzählte der Doktor Alles, was er wußte, namentlich von Neidhardt und vom armen Schuster, und der Offizier rief zuletzt aus, und schlug die Hände zusammen: „Und so ein herrlicher Mann kann kein Holz und kein Pferd kaufen! Aber Herr Doktor, lassen Sie mich doch Gellerts Handschrift und sein neues Lied sehen, von dem Sie sprachen.“

Der Offizier las:

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl.
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Alle Tischgenossen waren tief gerührt und bei dem Schultheiß, der eben erst Schweres durchgemacht, schlug eine Thräne die andere.

Der Offizier aber bat den Doktor um die Erlaubniß zu einer Abschrift von dem herrlichen Liede und rief seinem Adjutanten zu: „Schreiben Sie mir doch das Gedicht genau und hübsch ab!“

Der Schultheiß aber, der unten am Tisch saß, rief: „Und ein Mann, der so köstliche Lieder macht, sollte sich in diesem Winterwetter keine warme Stube machen können! Lieber wollte ich acht Tage frieren, wie ein Windhund. So wahr mir Gott heute aus der Noth geholfen hat, das muß anders werden.“ Er macht das Fenster auf: „He, Fritz! — auf der Stelle lade den

großen Güterwagen mit Buchenholz, was darauf geht, fahr' mit Rossen nach Leipzig zum Professor Gellert; ich laß ihn freundlich grüßen, und das sei ein Geschenk für das schöne Lied: Ich hab in guten Stunden, — und er soll sich eine warme Stube machen und das Alles heute noch!"

Bravo! riefen alle Anwesenden. Und gegen Abend lag vor Gellerts Haus ein Haufen Holz, daß es eine Art hatte.

Der Doktor aber nahm einen der Offiziere auf die Seite und fragte, wer der hohe Offizier sei, der das Wort geführt und er erhielt, zur Antwort: „Das ist Prinz Heinrich von Preußen."

Gellert aber, als er das Holz sah und hörte, das sei für das Lied, das er erst gestern gemacht, schüttelte den Kopf, konnte sich's nicht erklären, wie das zugegangen sei, und wußte nichts Besseres zu thun, als mit herzlichem „Gott Lob und Dank!" zur Ruhe gehen. — Das war der zweite Tag.

Unterdessen war ein ganzes preußisches Heer in Leipzig eingezogen, und am andern Morgen war alles voll von Soldaten, und unser kleiner Doktor wußte fast nicht durch zu kommen. Auf der Strasse begegnete ihm der alte Neidhardt und sagte: „Herr Doktor, wie geht's dem armen Schuster?"

„Ja, dem haben Sie die beßte Mixtur verschrieben," rief lachend der Doktor. „Aber wissen Sie auch, daß Gellert die 30 Thaler an seinem Munde abgespart hat und dafür jetzt keinen Pfenig hat keinen weiß und doch ein Lied dabei machen kann?"

Und der Doktor las dem Neidhardt das Lied vor; und der strich sich eine Thräne aus den Augen, ging nach Hause, packte 30 Thaler zusammen, schrieb auf ein Papier: „Für das Lied: Ich hab in guten Stunden"

— gab sie seiner Magd und sprach: „Da, lauf hin zu dem Professor Gellert, gib das Päcklein ab, sage aber bei Leibe nicht, woher es komme.“

Gellert saß eben am Schreibpult. Als er das Päcklein öffnete und las, rief er aus: „Das ist jetzt doch zu bunt! Haben denn die Leute das Lied schon gedruckt in Händen? Der Doktor wird doch nicht —“

Während er so grübelte, klopfte man. „Herein!“ und es tritt ein preußischer Stabs-Offizier herein und meldet, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Heinrich von Preußen, der seit gestern in Leipzig sei, anfrage, wann er den Herrn Professor besuchen könne.

„Mich besuchen? mich? der Prinz von Preußen mich besuchen? das muß ein Irrthum sein. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich es mir zur hohen Ehre anrechnen werde, ihm meine Aufwartung zu machen. Bin ich auch krank, so bin ich doch nicht bettlägerig.“

Der Offizier erwiderte: „Allerdings, Herr Professor, wollte seine Königliche Hoheit Sie besuchen; denn er achtet Sie sehr hoch. Wollen Sie aber sich zu ihm bemühen, so freue ich mich, Sie begleiten zu dürfen.“

Gellert zog schnell sein beßtes Kleid an, und nun gings zum Prinzen. Der hohe Herr reichte freundlich dem Professor die Hand und sagte: „Ich freue mich, den Dichter des Liedes: Ich hab in guten Stunden u. s. w. vor mir zu sehen.“

Wieder wußte Gellert nicht, ob's mit rechten Dingen zu gehe, daß der Prinz ebenfalls von diesem Liede sprach, getraute sich aber nicht, der Sache genauer nach zu fragen, ob's ihm schier das Herz abdrückte.

Man hat mir gesagt,“ fuhr der Prinz fort, daß Sie unwohl seien. Sie sitzen wahrscheinlich zu viel, sehen auch nicht gesund aus.“

„Mein Beruf macht das Studiren und Sitzen nothwendig,“ erwiderte Gellert.

„Mag sein, aber Sie müssen sich und dem deutschen Volke Ihr Leben zu erhalten suchen, sich mehr Bewegung machen. Sollten ein Pferd halten und täglich ausreiten.“

„Wohl wahr, Königliche Hoheit, mein Arzt räth mirs auch; aber nicht jeder hat die Mittel dazu.“

„Wohl wahr, Herr Professor, besonders wenn man die letzten 30 Thaler auf einmal einer armen Haushaltung spendet.“

Gellert senkte die Augen und wurde schamroth. Der Prinz sah das, ergriff Gellerts Hand und sagte: „Ein Geschäft ruft mich ab. Leben Sie wohl, theurer Mann!“

Gellert brauchte Zeit sich zu sammeln. Als er zu seiner Hausthür kam, hieben die Holzspalter drauf los und es stand ein wunderschönes Roß mit prächtigem Sattel und stattlich gezäumt vor derselben, und seine Hauswirthin rief ihm zu: „Herr Professor, es geschehen Wunder und Zeichen!“

Gellert aber dichtete aus dankerfülltem Herzen das Lied:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt? —
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß mein Herz, auch seiner nicht. u. s. w.

Am Abend kam der Doktor, und gab da ein Wort das andere, und der kleine, dicke Mann wollte fast zerspringen vor Lachen und Herzens-Freude, und endlich

rief er, indem er Hut und Stock nahm: „Dies Mal hat Gott der Herr selbst die rechten Rezepte verschrieben und gleich dafür gesorgt, daß die rechten Apotheker sie machen mußten.“

Also ward vollendet der dritte Tag und das zweite Lied.

35. Das Ei des Columbus.

Bei einem Feste, welches der Cardinal Mendoza dem Admiral Columbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von vornehmer Herkunft sei, so große Auszeichnung erwiesen würde. „Mich dünkt, hob einer der königlichen Kammerherren an, der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden, der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben. Mit vornehmem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Aeußerung ihren Beifall zu erkennen und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein Jeder von uns gekonnt!“

„Ich bin weit entfernt, entgegnete Columbus, mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erscheinen, oft nur darauf an, daß sie ein Anderer uns vormacht. Dürft' ich, sagte Columbus zu jenem Kammerherren gewendet, Ew. Excellenz

wohl ersuchen, dies Ei — er hatte sich von einem Diener ein Hühnerei bringen lassen — so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Die Excellenz versuchte von der einen, wie von der andern Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm eben so wenig; nun drängten sich die Anderen dazu, ein Jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer, noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. Es ist unmöglich! riefen die Hidalgo's, Ihr verlangt Unausführbares!" — „Und doch, sagte Columbus, werden diese Herren sogleich sagen, das kann Jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale fest stand. — „Ja! das kann ein Jeder von uns!" riefen die Hidalgos. Seitdem hört man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein Jeder sich klug dünkt: „Das Ei des Columbus!"

36. Die Fahrt der Argonauten.

Es war ein König zu Griechenland, der hieß Athamas, und seine Frau hieß Nephela; die hatten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die waren sehr gut und hatten sich sehr lieb. Der Sohn hieß Phrixus und die Tochter Helle. Der Vater aber war böse und verstieß seine Frau, die Mutter der guten Kinder, und heirathete eine andere Frau, die hieß Ino und war sehr böse. Die behandelte die armen Kinder sehr schlecht und gab ihnen schlecht zu essen und schlechte Kleider, und schlug sie, obgleich sie gut waren, weil sie nach ihrer Mutter weinten. Sie war eine sehr böse Stiefmutter. Zuletzt wollte sie den Knaben Phrixus opfern. Als

er aber zum Altar gebracht war, brachte der Gott Hermes einen schönen großen Widder, der hatte Wolle von Gold und konnte auf den Wolken laufen.

Auf diesen Widder mit dem goldenen Vließ setzte Hermes Phrixus und auch seine Schwester Helle und sagte ihnen, sie sollten nach dem Lande Kolchis durch die Luft gehen.

Der Widder aber wußte den Weg. Die Kinder mußten sich mit einer Hand am Horn festhalten, und den andern Arm schlugen sie eines um des andern Leib; aber Helle ließ den Bruder los und fiel hinunter in die See. Phrixus weinte sehr, weil seine gute Schwester todt war, ritt aber immer fort und kam nach Kolchis. Da opferte er den Widder, und das goldene Vließ nagelte er an einen Eichbaum.

Nachher war in Thessalien ein anderer König, der hieß Pelias. Der hatte einen Bruder, der hieß Aeson, und dieser einen Sohn, der hieß Jason. Jason war jung und ein tapferer Ritter; er wohnte bei seinem Vater außer der Stadt.

Nun war dem König Pelias gesagt worden, ein Mann, der mit Einem Schuh zu ihm käme, würde ihm das Königreich nehmen. Da geschah es, daß der König Pelias ein Gastmahl gab und Jason dazu einladen ließ. Jason mußte durch einen Bach gehen, um zur Stadt zu kommen, denn es war keine Brücke über den Bach. Es war die Nacht ein starkes Gewitter gewesen und hatte sehr stark geregnet; der Bach war voll Wasser und floß stark. Da gingen die Bänder an seinem einen Schuh los, und er verlor ihn im Wasser und kam mit Einem Schuh in des Königs Haus.

Als König Pelias das sah, erschrack er und sagte zu Jason, er sollte aus dem Lande gehen und nicht

wieder zurück kommen, wenn er ihm nicht das goldene Vließ brächte. Jason war nicht bange und ließ alle tapfere Ritter bitten, mit ihm zu gehen. Denn um das Vließ zu bekommen, mußte man mit bösen Thieren und bösen Menschen kämpfen. Jason baute ein großes Schiff für sich und seine Gesellen. Dabei half ihm die Göttin Minerva, die ihn lieb hatte, und schenkte ihm einen Baum zum Mast: wenn Jason den fragte, so sagte der ihm, was er thun sollte.

Das Schiff hieß Argo, und die auf dem Schiff gingen, nennt man die Argonauten. Unter den Argonauten war auch Herkules, und zwei Brüder, die hatten Flügel und konnten durch die Luft fliegen, und ein Held, der hieß Pollux, der schlug Alle zu Boden, die mit ihm auf die Faust kämpften.

Da kamen sie mit dem Schiff nach einem Lande, dessen König hieß Amykus, und wenn Fremde nach seinem Lande kamen, so mußten sie mit ihm kämpfen, und er war sehr stark und schlug alle todt. Pollux aber schlug ihn zu Boden und schlug ihn todt, denn er war sehr böse.

Darnach kamen die Argonauten mit ihrem Schiff Argo nach einer Stadt Salmydessa; dort wohnte ein König mit Namen Phineus. Der hatte Jupiter böse gemacht, und Jupiter, um ihn zu strafen, machte ihn blind, und wenn er sich zu Tische setzen wollte, um zu essen, so kamen abscheuliche große Vögel, die man Harpyen nannte. Diese Harpyen hatten eine Haut von Eisen, wie ein Panzer, und wenn die Leute des blinden Phineus nach ihnen schoßen oder hieben, so konnten sie sie nicht verwunden; die Harpyen hatten auch große scharfe eiserne Krallen, womit sie die Leute zerrissen, die sie wegjagen wollten. Wenn nun das

Essen aufgetragen war, so kamen sie und schleppten es weg, und wenn sie nicht Alles wegtragen konnten, so beschmutzten sie die Schüsseln und den Tisch, daß es ganz abscheulich stank. Da nun der arme Phineus niemals ordentlich essen konnte, so verhungerte er beinahe. Als die Helden zu ihm kamen, erzählte er ihnen sein Unglück und weinte sehr und bat sie, ihm doch zu helfen. Die Helden setzten sich mit ihm zu Tisch, und als das Essen hereingebracht ward, so kamen auch die Harpyen hereingeflogen. Jason und seine Gefährten zogen ihre Schwerter und hieben nach ihnen, das half aber nichts. Die beiden Söhne des Boreas, Zetus und Kalais, welche Flügel hatten, schwangen sich in die Luft; da wurde den Harpyen bange und flogen weg und die beiden Helden hinter ihnen her; die Harpyen wurden zuletzt müde und ganz angst, und fielen in die See und ertranken. Da kamen Zetus und Kalais zurück, und nun hatte der arme Phineus Ruhe und konnte essen.

Als der Wind günstig war, gingen die Helden wieder auf ihr Schiff Argo, um nach Kolchis zu segeln, und als sie von Phineus Abschied nahmen, umarmte er sie und küßte sie und dankte ihnen noch vielmals, daß sie ihm aus seiner großen Noth geholfen hatten, und zum Dank gab er ihnen einen guten Rath. Auf der großen See, über die sie segeln mußten, schwammen zwei große Felsen, wie die Eisberge in der See schwimmen, wo gar kein Sommer ist, sondern immer Winter. Die Felsen waren hoch wie die Berge, und wenn sie an einander stießen, so schlugen sie Alles in Stücke, was dazwischen war; wenn Fische im Wasser schwammen, so schlugen sie sie todt, und wenn Vögel durch die Luft flogen, wenn die Felsen zusammenschlugen, so schlugen sie sie todt; und wenn ein Schiff

durchsegeln wollte, so fuhren sie an einander, wenn das Schiff in der Mitte war, und schlugen es in kleine Stücke und alle Menschen, die darauf waren, todt. Die Felsen hatte Jupiter in die See gesetzt, damit kein Schiff nach Kolchis kommen sollte. Nun wußte aber Phineus, daß die Felsen immer weit auseinander fuhren, wenn sie zusammengeschlagen hatten, und immer zusammen, wenn ein Fisch durchschwimmen wollte, oder ein Vogel durchfliegen, oder ein Schiff durchfahren.

Deßwegen gab er den Argonauten einen klugen Rath, und sie thaten, was er ihnen rieth, und kamen glücklich hindurch, und ich will dir erzählen, wie sie es machten.

Als sie ankamen, wo die Felsen schwammen, da lagen sie weit von einander und fingen gleich an, sich näher zu kommen. Die Argonauten segelten gerade auf die Mitte zu, und als sie dicht vor ihnen waren, stand einer von den Helden vorn auf dem Schiff und hielt eine Taube in der Hand und ließ sie fliegen. Wenn nun etwas Lebendiges zwischen die Felsen kam, so mußten sie zusammenschlagen, und dann fuhren sie wieder weit auseinander. Die Taube war geschwind, und die Göttin Minerva half ihr, weil es eine sehr gute Taube war; sie war ganz weiß. Als die Felsen zusammenschlugen, war noch ihr Schwanz dazwischen, und der ward ihr ausgerissen; aber die Federn wuchsen bald wieder. Da fuhren die Felsen wieder ganz weit auseinander, und nun ruderten alle Helden aus allen Kräften und kamen glücklich durch; als die Felsen wieder zusammen fuhren, schlugen sie nur ein kleines Stück hinten vom Schiffe ab. Die Taube setzte sich wieder auf das Schiff und war nicht böse auf die Argonauten, und hernach nahm Minerva sie und setzte sie an den Himmel, und da ist sie jetzt ein schönes Sternbild.

Als die Argonauten glücklich durch die Symplegaden gekommen waren, liefen sie endlich in den Fluß Phasis ein, der durch Kolchis fließt. Einige blieben auf dem Schiff; Jason aber und Pollux und viele andere Helden gingen in die Stadt, wo der König wohnte. Der König hieß Aeetes. Dem sagte Jason, daß Pelias sie geschickt habe, um das goldene Vließ zu bringen, und bat ihn, daß er es ihm geben wolle. Aeetes wollte das Vließ nicht verlieren und konnte es Jason nicht abschlagen; denn es war bestimmt, daß er es hergeben müsse, wenn Einer aus Griechenland käme und es verlangte. Er sagte also Jason, er solle es haben, aber er müsse zuvor die ehernen Stiere vor einen Pflug spannen und ein großes Stück Feld umpflügen und dann die Zähne des Drachen säen. Die ehernen Stiere hatte Vulkan gemacht; sie gingen und bewegten sich und lebten wie wirkliche Stiere; aber sie bliesen Feuer aus der Nase und dem Maul und waren noch viel böser und stärker als wirkliche Stiere. Deßwegen hatten sie einen Stall von großen Steinen und Eisen gebaut und waren darin mit starken eisernen Ketten angebunden.

Und wenn die Drachenzähne unter die Erde kamen, wie Korn unter die Erde kommt, wenn es gesäet wird, so wuchsen eiserne Männer aus der Erde heraus, mit Lanzen und Schwertern, die den, der sie gesäet hatte, umbrachten. Also wollte der König, daß die Stiere Jason tödten sollten, und wenn die Stiere ihn nicht tödteten, daß es die eisernen Männer thun würden.

Die Tochter des Königs, Medea, sah Jason bei ihrem Vater und gewann ihn lieb, und es that ihr leid, daß Jason umkommen sollte. Sie konnte Zaubersäfte kochen und setzte sich auf einen Wagen, der mit

fliegenden Schlangen bespannt war, und so flog sie durch die Luft und sammelte Kräuter auf vielen Bergen und in Thälern, an den Ufern von Bächen, und aus allen diesen Kräutern drückte sie den Saft aus und bereitete ihn, und dann ging sie zu Jason, ohne daß ihr Vater es wußte, und brachte ihm den Saft und sagte ihm, daß er damit sein Gesicht und seine Hände und Arme und Beine reiben sollte, und auch seine Rüstung, seinen Schild, sein Schwert und seine Lanze. Dadurch ward er einen ganzen Tag lang noch viel stärker, als alle die andern Heroen, und das Feuer verbrannte ihn nicht und Eisen verwundete ihn nicht und hieb nicht durch seinen Schild und seine Rüstung; sein Schwert aber und seine Lanze stach durch Eisen, als ob es Butter wäre.

Da ward denn ein Tag bestimmt, an dem Jason die Stiere anspannen und die Zähne säen sollte; und am frühen Morgen kam der König Aeetes mit seiner Tochter und seinen Ministern, Generälen, Kammerherrn und Hofleuten und setzte sich auf seinen Thron bei dem Platz, wo Jason pflügen sollte, und die andern setzten sich auf Bänke, und alle Leute aus der Stadt kamen heraus, um zu sehen, wie es gehen würde, und die Jungen kletterten auf die Bäume, um besser sehen zu können.

Jason rieb sich nun seine Waffen mit dem Saft, wie Medea ihm gerathen hatte, und kam auf den Platz. Der Stall, worin die Stiere eingesperrt waren, stand an dem Platze. Da ward die Thüre aufgeschlossen, und Jason ging muthig hinein und war gar nicht bange. Er machte die Stiere los von der Kette und faßte jeden mit einer Hand bei einem Horn und zog sie heraus.

Die Stiere brüllten ganz entsetzlich, und dabei fuhr ihnen das Feuer aus dem Maul und aus der Nase heraus, und so viel Rauch, als wenn ein Haus brennt, oder als wenn der Vesuvius Feuer speiet. Da freute sich der böse König Aeetes; die aber gut waren unter den Zuschauern und sahen, daß Jason so schön und tapfer war, die wurden betrübt und fürchteten, daß er sterben würde; denn sie wußten nicht, daß Medea ihm helfe. Jason drückte beide Stiere mit dem Kopfe zur Erde; da schlugen sie mit den Hinterfüßen, und Jason drückte so stark, daß sie auf die Kniee fielen.

Der Pflug, an den sie gespannt werden sollten, war ganz von Eisen; den brachte Pollux herbei und warf ihnen das Joch auf den Nacken und eine Kette um die Hörner; Jason hielt sie mit dem Maul und der Nase fest auf die Erde gedrückt, so daß sie nicht blasen konnten. Als Pollux fertig war und die Stiere angespannt, sprang er geschwind weg, und Jason faßte nun die Kette in die eine Hand und den Sterz des Pfluges in die andere und ließ die Hörner los; die Stiere sprangen auf und wollten wegrennen; aber Jason hielt die Kette so fest, daß sie ganz langsam gehen und ordentlich pflügen mußten. Als sie angespannt waren, ging die Sonne auf, und als es Mittag war, hatte Jason das ganze Stück Feld umgepflügt. Da nahm er den Stieren das Joch ab und ließ sie los; die Stiere waren so bange, daß sie wegliefen wie eine Katze, die Schläge bekommen hat, und so liefen sie, ohne sich umzusehen, auf die Berge. Da würden sie alle Wälder in Brand gesteckt haben, wenn nicht Vulkan gekommen wäre und sie eingefangen und weggebracht hätte.

Als Jason mit dem Pflügen fertig war, ging

er zum König Aeetes und sagte, daß er ihm nun Zähne geben sollte. Die Drachen und Schlangen haben das ganze Maul voll kleiner Zähne, und Aeetes gab an Jason einen ehernen Helm ganz voll Zähne. Jason nahm sie mit der Hand heraus, ging nach dem Felde hin und her und warf die Zähne nach allen Seiten; und dann nahm er einen großen Spieß und schlug die Schollen, die großen Stücke Erde klein und machte die Erde eben, wie der Gärtner thut, wenn er gesäet hat. Und darauf ging er weg und legte sich hin, um auszuruhen, bis es Abend wurde; denn er war sehr müde.

Gegen Sonnen-Untergang kam er wieder auf das Feld, und da wuchsen allenthalben die eisernen Männer heraus. Einige waren bis an die Füße herausgewachsen, andere bis an die Knie, andere bis an die Hüften, andere bis unter die Schultern; von einigen sah man nur den Helm und die Stirn, sonst steckten sie noch ganz in der Erde. Die, welche die Arme schon aus der Erde hatten und bewegen konnten, schüttelten die Spieße und hieben mit den Schwertern. Einige machten auch schon die Füße los und wollten auf Jason zukommen.

Da that Jason, was seine Freundin Medea ihm gesagt hatte, nahm einen großen Stein, und warf ihn auf das Feld mitten unter sie. Als die eisernen Männer den sahen, sprangen sie geschwind hin, um ihn zu nehmen. Ich denke, daß es ein großer schöner Marmorstein gewesen ist. Darüber fingen sie an, unter einander zu zanken, weil jeder ihn haben wollte, und aufeinander zu stechen und zu hauen; und so wie einer die Füsse aus der Erde losgekriegt hatte, lief er auch hin, und so schlugen sie sich unter sich todt. Jason aber ging auf dem Felde herum und hieb denen die

Köpfe ab, die herauswuchsen. So kamen die eisernen Männer alle um, und der König Aeetes war ganz rasend; Medea aber und die Helden und alle Zuschauer freuten sich sehr.

Am folgenden Morgen ging Jason zum König Aeetes und verlangte, daß er ihm nun das Vließ geben sollte; der König gab es ihm aber nicht und sagte, daß er wieder kommen sollte. Er wollte aber Jason ermorden lassen. Medea sagte das Jason an und sagte ihm auch, daß er das Vließ selbst holen müßte, sonst bekäme er es nicht. Das Vließ war an eine Eiche genagelt, und am Fuße der Eiche lag ein Drache, der nie schlief und alle Menschen fraß, die das Vließ anrühren wollten, außer dem König Aeetes; und der Drache war unsterblich; also konnte Medea Jason nicht helfen, daß er ihn todtschlüge. Der Drache aß gern süße Kuchen, und Medea gab Jason Kuchen mit Honig, da hatte sie einen Saft hineingethan, wovon der Drache einschlafen mußte. Jason kam mit den Kuchen und warf sie ihm hin; Der dumme Drache fraß alle und schlief gleich ein. Jason stieg über ihn weg und zog die Nägel, womit das Vließ angenagelt war, mit einer Zange heraus und nahm das Vließ vom Baume herab, schlug seinen Mantel darüber und trug es auf das Schiff. Medea kam auch und ward Jasons Frau und ging mit ihm nach Griechenland.

Aeetes dachte, die Argonauten würden mit der Argo wieder eben so zurückfahren, wie sie gekommen waren, und schickte viele Schiffe aus, um sie anzugreifen; aber sie gingen einen andern Weg und fuhren den großen Fluß Ister hinauf, und dann trugen die Helden die Argo in den Oceanus, der um die ganze Erde fließt, und so kamen sie wieder nach Jolkos; die Kolcher aber warteten immer bei den Symplegaden, die nun feststanden, und da die Argo gar nicht kam, kehrten sie

nach Hause zurück, und der König Aeetes war erschrecklich böse. Denn er hatte das Vließ verloren und die ehernen Stiere und die Drachenzähne, und seine Tochter war auch weg und hatte alle ihren Schmuck mitgenommen, und alle Leute lachten ihn aus.

Als Medea mit Jason in Thessalien angekommen war, machte sie den Aeson wieder jung, so daß seine weißen Haare wieder schwarz wurden, und alle seine Zähne wieder kamen, und er stark ward wie ein junger Mann und noch viele Jahre lebte; den Pelias machte sie todt, und Aeson ward wieder König an seiner Statt.

37. Der Sänger Arion.

Vor alten Zeiten sollen Dichter gewesen sein, die durch den seltenen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen der Bäume verborgenen Geister aufgeweckt, in wüsten verödeten Gegenden den todten Pflanzensamen erregt und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zur Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt und selbst die todten Steine in regelmäßig tanzende Bewegung hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen sein, indem selbst die höheren Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen wurden und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichteten, das Ebenmaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die inneren Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbarten. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannigfaltigen Töne und die wundersamen Ordnungen in die Natur

gekommen sein, während vorher Alles wild, unordentlich und feindselig gewesen. — In jenen Zeiten nun hat es sich unter andern auch einmal zugetragen, daß der Sänger Arion über das Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Am Ufer fand er ein Schiff vor Anker und die Leute darin waren bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie sich unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen und nachher seine Habe unter sich zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegelde an und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das Eine noch das Andere konnte sie bewegen; denn sie fürchteten, daß er ihre böswillige That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe; dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen und so bei ihrem Vorhaben verbleiben könnten. Dies geschah.

Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluthen tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heiterer Stirne in den dunkeln Abgrund hin, sein wohlthätiges Werkzeug im Arme. Er hatte aber kaum die Wellen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Seethieres unter ihm hervor, das mit dem erstaunten Sänger schnell davon schwamm. Nach kurzer Zeit hatte es die Küste erreicht, nach der Arion hingewollt, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging Arion einmal am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere daher gerauscht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei der Theilung aber war Streit unter ihnen entstanden, und über dem Zwiespalte war das Schiff durch Nachlässigkeit auf einen Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging.

So kehrten die Schätze durch die Hilfe des dankbaren Meerthieres, das dieselben im Meere aufsuchte, in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Druck von Schneider & Schmidt in Uffenheim.

Einige Nachbesserungen,

die man vor dem Gebrauch des Buches eintragen möge.

I. Theil.

Im Vorwort Seite VI, Zeile 9 von oben lies Erwägung statt Ueberlegung.

I.	Seite	11,	Zeile	10	von oben	lies	wahrnimmt statt Wahrnimmt.
	„	45,	„	10	„ unten	„	Verhältnissen statt Verhältnisse.
	„	58,	„	6	„ oben	„	eine wirbelnde statt einwirbelnde.
II.	„	165,	„	2	„ „	„	8 Knochen, statt 7 Knochen.
	„	168,	„	16	„ „	„	lies ersteren statt letzteren.

II. Theil.

IV.	Seite	18,	Zeile	12	von unten	lies	Latiner statt Lateinern.
	„	21,	„	15	„ „	„	Partei und streiche das i vor ein weg.
	„	82,	„	9	„ „	„	hatten statt haben.
	„	93,	„	3	„ „	„	Tagliakozzo st. Tagliokozza.
	„	95,	„	6	„ „	„	1268 statt 1228.
	„	98,	„	4	„ „	„	Neapel statt Reapel.
	„	99,	„	1	„ „	setze	vor das war.
	„	103,	„	18	„ „	lies	1462 statt 1456.
	„	163,	„	6	„ oben	„	Murat statt Mürat.
	„	169,	„	15	„ „	„	Begebenheiten statt Begenheiten.
	„	178,	„	7	„ unten	„	Joseph statt Jeseph.
	„	224,	„	3	„ oben	setze	hinter großen polnischen.
	„	248,	„	15	„ unten	lies	3. Juli statt 5. Juli.

IV.	Seite 253,	Zeile 5	von	unten	lies	25 Millionen statt 25,000 Millionen.
Va.	„ 6,	„ 8	„	„	„	dergleichen statt dergleich.
	„ 6,	„ 6	„	„	setze	hinter so groß.
	„ 21,	„ 4	„	oben	lies	Menschliches statt menschliches.
	„ 21,	„ 11	„	„	setze	hinter Nattern ein Komma.
	„ 37,	„ 3	„	„	lies	zuvor statt zu vor.
	„ 37,	„ 5	„	„	„	zagendem statt zagenden.
	„ 50,	„ 10	„	„	setze	hinter af ein a.
	„ 50,	„ 15	„	„	„	hinter naf einen Punkt.
	„ 50,	„ 17	„	„	lies	Beiah statt Beinh.
	„ 50,	„ 24	„	„	setze	hinter Föiß ein Komma.
Vb.	„ 87,	„ 14	„	„	lies	die statt bie.
	„ 88,	„ 10	„	„	„	gefielen statt gefallen.
	„ 170,	„ 11	„	unten	setze	hinter gefaßt ein Komma.
	„ 178,	„ 4	„	oben	lies	Endlich kam denn die Erlaubniß, daß ich das Heiligthum betreten dürfte statt Endlich kam eine.
	„ 179,	„ 13	„	unten	„	einredete, stürzten statt einredet, stürzen.
	„ 183,	„ 2	„	oben	setze	hinter würden ein Komma.
	„ 187,	„ 12	„	„	„	hinter Gesagt ein Komma.
	„ 191,	„ 6	„	unten	gehört	zugehe zusammen.
	„ 203,	„ 16	„	„	lies	der statt Der.

In dem Verzeichniß der Autoren und Bücher, Seite VIII., Zeile 10 von oben lies Grübel statt Hans Sachs.

Druck von Schneider & Schmidt in Uffenheim.

Schulz

Schulz



Herrmann, Friedrich B.

Lesebuch für das deutsche Volk und dessen Fortbildungs-Schulen

Bd.: 2

Nürnberg (1868)